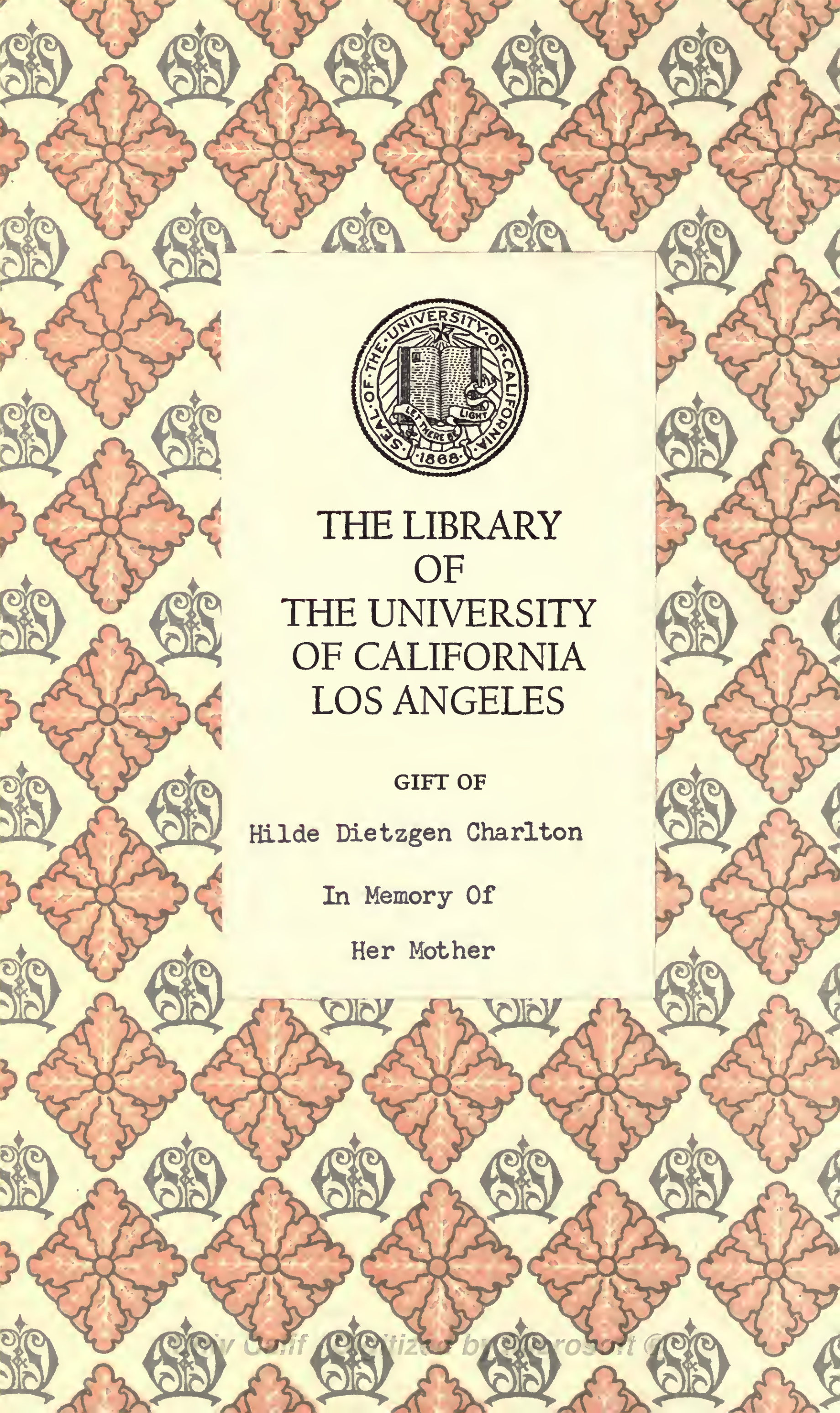
HUGO MÜNSTERBERG

AUS DEUTSCH-AMERIKA





(12-)5—

HUGO MÜNSTERBERG

AUS DEUTSCH-AMERIKA

Aus Deutsch-Amerika

Von

Hugo Münsterberg
Professor an der Harvard-Universität



BERLIN 1909
Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

DEM ANDENKEN

VON

CARL SCHURZ

Vorwort.

Deutsch-Amerika ist selbstverständlich kein Landesgebiet, sondern ein Problemgebiet. In seinen Grenzen handelt es sich einmal um den Einfluß deutscher Kultur auf Amerika; des weiteren gehört dahin die Frage nach den Rechten und Pflichten der Amerikaner von deutscher Abstammung; und schließlich kommen hier Amerikas Beziehungen zu Deutschland und der Einfluß amerikanischer Kultur auf das deutsche Volk in Betracht. Alle diese Fragenkreise hängen aufs engste zusammen und so mag der gemeinsame Name „Deutsch-Amerika" diese Einheit der Probleme zum Ausdruck bringen. Vor allem aber wächst täglich die Bedeutung dieser Fragenkreise und doch scheint die Unsicherheit bei ihrer Beurteilung noch schneller zu wachsen.

In meinem Werke „Die Amerikaner" mußte ich an alledem vorübergehn. Es galt dort, das Wesen des reinen Amerikanertums aus sich selbst heraus zu erklären. Die Beziehungen Amerikas zum Deutschtum und das Leben und Streben der Deutsch-Amerikaner kamen dort kaum in Betracht. Der Glaube an den Kulturwert der deutsch-amerikanischen Beziehungen mußte aber den Wunsch erwecken, nun auch dieses von Vorurteilen verdunkelte Fragengebiet einmal voller zu beleuchten.

Das neue Thema freilich verlangte eine neue Behandlungsweise. Als ich Amerika schilderte, konnte ich den Stoff in geschlossenem Zusammenhang darstellen; in Deutsch-Amerika dagegen handelt es sich um Zerstreutes und Vereinzeltes, um Ansätze und Regungen, um Stimmungen und Forderungen. Wer solches Gebiet kennen lernen will, sollte sich mitten hineinbegeben in das Gewirre.

Da schien es mir denn der sicherste Weg zu sein, wenn ich statt einer einheitlichen Darstellung eine lose Sammlung von Reden und Briefen, Berichten und Erörterungen dar-

biete, so daß jeder einzelne Beitrag nicht nur sachlich dem Deutsch-Amerikakreise zugehört, sondern auch praktisch durch Vorgänge in diesem Gebiet veranlaßt wurde. Dadurch bleibt die lebendige Wirklichkeit der Fragen am treuesten gewahrt; die Dinge bieten sich, wie sie in unser tägliches Leben eingreifen.

An Material für solche Sammlung konnte kein Mangel sein. Viel hundert Male hatte ich in den letzten zehn Jahren zu deutsch-amerikanischen Fragen das Wort zu ergreifen. Freilich war das alles stets nur für die besondere Stunde berechnet. Und da ich nun einige solcher Gelegenheitsstücke aneinanderreihe, versuche ich auch nirgends, die Spuren der zufälligen Anregung zu beseitigen. Dadurch mischt sich ja freilich, besonders in den Briefen, viel Persönliches in die Diskussion und manches muß durchaus unter dem Gesichtspunkt des besonderen Anlasses gewürdigt werden. Durch die wechselseitige Ergänzung können sie aber doch vielleicht über das Vorübergehende hinausführen und wirklich ein Bild von den dauernden Verhältnissen in Deutsch-Amerika bieten.

10. August 1908.

Hugo Münsterberg.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Die Deutsch-Amerikaner und das Kaiserreich.*)

Deutsche Landsleute! Vom stillen ehrwürdigen Boston haben Sie mich heute in Ihr junges kraftstrotzendes Chicago gerufen, von dem alten Stammsitz des reinsten Angelsachsentums zu dem gewaltigen Tummelplatz aller Völker. Und mit frohem Herzen bin ich Ihrem Rufe gefolgt, denn in dieser Feierstunde des Deutschtums empfinde ich lebhaft, wie der große Strom der deutschen Einwanderung das puritanische Boston fast unberührt ließ, Chicago aber für Hunderttausende von Deutschen eine neue Heimat geworden ist. Hier wahrlich ist der rechte Platz, deutsche Ehrentage zu feiern, und freudig danke ich es Ihnen, daß ich mich zu Ihrer deutschen Festschar heute gesellen kann und wieder einmal in der geliebten deutschen Sprache zu Deutschen reden darf.

Freilich, wenn ich mich umschaue in dieser stolzen „Germania"-Halle mit ihren Flaggen und ihren Bildern aus Deutschlands größten Tagen, vor allem, wenn ich die Begeisterung sehe, die aus Ihren Augen leuchtet, dann scheint es mir, als wenn es hier nicht erst der Rede bedarf. Ein starkes lebendiges einheitliches Gefühl hat Sie heute zusammengeführt; in größerer Schar als je sind Sie herbeigeeilt, um Ihre Treue zum Deutschtum aufs neue zu bekunden; schon haben Sie jubelnd eingestimmt, als die deutsche Hymne Sie grüßte. Was bedarf es da noch der Rede, was bedarf es anderer Worte als des

*) Festrede, gehalten am 27. Januar 1908 in der „Germania" in Chicago. Oberst Halle präsidierte; Generalkonsul Wever, der unermüdliche Vorkämpfer für deutsche Geisteskultur in Amerika, brachte den Trinkspruch auf Präsident Roosevelt aus; der Präsident der Universität Chicago, Judson, brachte das Hoch auf den Kaiser aus und nach dem Bankett hielt ich die folgende Rede.

einen herrlichen Festrufs, nach dem unsere Seele heute stürmisch verlangt, des Festrufs: es lebe der Kaiser!

Und doch, wir würden keine rechten Deutschen sein, wenn wir wirklich uns heute nur dem überströmenden Gefühl überließen und gedankenlos gar nicht darauf achten wollten, daß wir da doch eigentlich vor einer seltsamen weltgeschichtlichen Frage stehn. Fast alle, die sich heute zur Kaiserfeier hier zusammengefunden, sind amerikanische Bürger und somit politische Republikaner. Wir paar, die wir auch in der Neuen Welt deutsche Staatsbürger bleiben, verschwinden in der gewaltigen Überzahl. Und nicht nur Zufallsrepublikaner wollen Sie sein, unbekümmert um die politische Gestaltung des neuen Vaterlandes, das Sie selbst oder Ihre Eltern erwählten. Nein, mit reinster und tiefster Begeisterung glauben Sie an die demokratische Republik der Vereinigten Staaten. Ihr lauter Beifall sagt es aufs neue: das stolze republikanische Bewußtsein ist es, das Sinn und Kraft Ihrer täglichen Arbeit gibt. Und trotzdem will Ihr Republikanergeist den mächtigen Monarchen feiern: wäre es unser würdig, über solchen Gegensatz stillschweigend hinwegzusehen? Würde es nicht scheinen, als wenn nur Unklarheit und Verschwommenheit solche Gegensätze vereinen kann? Oft genug hören wir es ja in allen Gassen, daß der Geist der Republik ein flammender Protest gegen die veraltete Monarchie sei. Ist es wahr, daß Sie sich selber untreu werden, wenn Sie der republikanischen Staatsform die Treue geschworen und doch mit Hochgefühl zur deutschen Kaiserkrone blicken? Wahrlich, wir werden der Weihe dieser Stunde nicht gerecht, wenn wir nicht furchtlos und klar diesem Widerspruch ins Auge schauen.

Und wenn sich so ernste Fragen für uns in den Vordergrund schieben, so bleiben wir ja nur der deutschen Art getreu. Hier im Lande feiert schon der Schuljunge das Nationalfest mit knallendem Feuerwerk und lautem Jubel. Der Deutsche empfindet anders. Als sich kürzlich von New York aus eine Vereinigung über das ganze Land hin bildete, dem wüsten Lärm am 4. Juli entgegenzuarbeiten, wurde ich gebeten, kurz darzulegen, wie die deutsche Jugend patriotische Tage

feiert. Unser Feiertag, antwortete ich, ist Kaisers Geburtstag und aus frohen Jugendjahren blieb mir die alljährliche Feier in meiner Heimatstadt in dankbarer Erinnerung. In Feiertagsstimmung zogen wir zur geschmückten Schule; Lieder erklangen und in schlichter Weise führte die Rede des Lehrers uns zur Vergangenheit. Kein lautes Brüsten und kein hohles Prahlen: in weitausblickender historischer Rede wurde uns die Bedeutung des Tages vor die Seele geführt, und die Eindrücke solcher Stunden hafteten fürs ganze Leben. Ja, so soll es bleiben: wo Deutsche zusammenweilen, um nationale Ehrentage zu feiern, da gilt es, in ernstem Worte den Geist der Stunde festzuhalten, den Zusammenhang mit der Vergangenheit zu sichern und vor allem klarzustellen, mit welchem Rechte die Feierstunde unser Herz und unsere Seele fordert.

Mit welchem Recht, so steht die Frage heute vor uns, können wir des Kaisers Geburtstag hier inmitten eines Volkes feiern, das in jeder Faser seines Wesens republikanisch ist? Die Republik, in der wir leben, ist längst nicht mehr ein Experiment. Daß unser öffentliches Leben nicht frei von Schäden und Gefahren ist, weiß jedermann; aber kein Nörgler und kein Schwarzseher kann den Geist des Landes so völlig mißverstehn, daß er die Heilung der Schäden von einer Zerstörung der republikanischen Staatsform erhoffen möchte. Im Gegenteil, wer Amerika versteht, weiß es wohl, daß die Schäden seiner Demokratie gerade dort liegen, wo der demokratische Geist nicht energisch und nicht konsequent genug durchgeführt wird; nicht durch weniger, sondern durch mehr Demokratie müssen sie beseitigt werden. Die politische Republik war niemals zuvor so fest gegründet, niemals zuvor so einstimmig anerkannt. Eine soziale Aristokratie mag sich herausbilden, eine politische Aristokratie ist eine Unmöglichkeit in Amerika; und jeder von uns fühlt es tief: die Monarchie gar wäre das Ende Amerikas.

Gedankenlosigkeit und Übereifer hastet nun von hier aus weiter: der Amerikaner glaubt an die Republik — er ist sich deshalb nur dann treu, wenn er überall auf Erden den Glauben an die Monarchie bekämpft und vernichtet. Der Amerikaner ist ein Priester der Demokratie — er soll seinen Glauben zu

den politischen Heiden tragen. Wer Republikaner ist, muß in jedem Monarchisten seinen politischen Gegner sehn; wer die Freiheit kennt, muß die Knechtschaft überall verachten. Und mag der Amerikaner das deutsche Volk schätzen und würdigen, die deutsche Staatsform muß er mit flammender Überzeugung bekämpfen. Wollen das gar rechte Amerikaner sein, die des Kaisers Geburtstag feiern? Zwischen dem republikanischen Amerika und dem monarchischen Deutschland klafft eine unüberbrückbare Kluft. Wie oft haben wir alle so die Torheit poltern hören — wie oft hat der Unverstand so auf uns eingescholten. Und doch, solches Gerede hat uns Deutsche nur selten irregeführt. Nicht nur unser eignes Gemüt widersprach, sondern wir sahen wohl auch bald, daß gerade die besten und reifsten Amerikaner die Engherzigkeit, ja den Widersinn solcher Geschichtsauffassung durchschauten.

Der Tieferblickende weiß in der Tat, daß es keinen Sinn hat, nach der besten Staatsform im allgemeinen zu fragen. Republik und Monarchie sind nicht logische, sondern historische Probleme. Es wäre sinnlos, zu streiten, ob Dichtkunst oder Malerei die bessere oder höhere Kunst wäre; die göttliche Komödie kann nicht gemalt, die sixtinische Madonna kann nicht gedichtet werden; ein jedes will seine eigene Form des Ausdrucks. Daß sicherlich Amerikanertum nur in der republikanischen Form sich ausleben darf, bedeutet nicht den geringsten Gegensatz gegen das Deutschtum, das die monarchische Form verlangt. Ja, wer vorurteilslos prüft, der wird finden, daß dieser äußerliche Unterschied zwischen Amerika und Deutschland nicht nur keinen Gegensatz darstellt, sondern vielmehr aus einer tiefen Wesensähnlichkeit beider Nationen hervorgeht.

Daß Deutschland und die Vereinigten Staaten viel Ähnliches und Verwandtes zeigen, wird ja meist anerkannt, aber die gemeinschaftlichen Züge werden zu oft auf der Oberfläche gesucht. Bald wird betont, daß beide einen Staatenbund darstellen mit künstlichem Gleichgewicht der bundesstaatlichen und der einzelstaatlichen Mächte. Bald wird der Schwerpunkt auf die glänzende wirtschaftliche Entwicklung gelegt; wie beide in wenigen Jahrzehnten ein unerhörtes Wachstum der wirtschaft-

lichen Kräfte erfahren, wie ihre Städte im Wettlauf vorangestürmt, wie die Industrie rastlos den Weltmarkt erobert. Wesentlicher aber dünkt mir ein andres: Wenn Deutschland und die Vereinigten Staaten einander gut verstehen können, so beruht es nicht auf der Ähnlichkeit äußeren Erlebens, sondern auf tiefer Seelenverwandtschaft: gemeinsam ist beiden ein sittlicher Idealismus, der so einheitlich vielleicht nirgends wiederkehrt. Dort aber werden wir von sittlichem Idealismus sprechen, wo das Leben erfüllt ist von dem Verlangen, nicht zu genießen, sondern Aufgaben zu erfüllen, wo die Seele des Volkes nicht den Zufallszielen des Nutzens nachjagt, sondern nur das eine Ziel sucht, sich selber treu zu sein.

Das allein war der tiefste Sinn jenes Puritanertums, das an den Gestaden von Neu-England seine Zuflucht fand und dort zum Amerikanertum erstarkte. Gewiß ist Neu-England heute nur ein kleiner Teil des gewaltigen Staatenbundes, aber die Millionen und Millionen, die später in die Neue Welt geströmt, fanden jenen puritanischen Kolonistengeist als das Gegebene vor, dem sie sich unbewußt angepaßt. Der sittliche Idealismus hat diesem Weltreich Sinn und Kraft und Einheit gegeben; nur von hier aus ist Amerika mit all seinen Grundwesenszügen wirklich zu verstehn. Gerade das aber ist auch der tiefste Sinn des Deutschtums. So hat vor heute hundert Jahren der deutscheste Denker, Fichte, die deutsche Seele verstanden. Sich selber treu sein wollen, das ganze Leben der Nation mit der eigensten Aufgabe erfüllen, das ist das sittliche Wollen, in dem Deutschtum und Amerikanertum sich in tiefster Wesensverwandtschaft begegnen, und solange diese grundsätzliche Übereinstimmung bestehen bleibt, kann von einem inneren Gegensatz beider Völker keine Rede sein.

Aber gerade aus dieser inneren Einmütigkeit erwächst äußerliche Verschiedenheit. Die Entwickelung und die Schicksale beider Völker waren zunächst so gänzlich ungleich und ungleiche Aufgaben standen vor ihnen. Gerade weil sie erfüllt waren von dem gemeinsamen Verlangen, das ganze Volkstum mit der eigensten Aufgabe zu durchdringen, gerade deshalb mußte die Verschiedenheit der Aufgabe zu völliger Verschieden-

heit der staatlichen Formen führen. Amerika wuchs aus freien Gruppen, zusammengeführt durch das Verlangen nach Gewissensfreiheit und persönlicher Unabhängigkeit; aus allen Völkern der alten Welt lösten sich die Selbständigsten los, um auf neuem Boden sich auszuleben. Ihr Volkstum wurde so zusammengehalten durch die Begeisterung für ein ideales Gemeinwesen, in dem jeglicher in Freiheit den höchsten Grad seiner persönlichen Leistung erreichen könnte. Es galt ein Neues zu schaffen, das die reichste Entfaltung der Persönlichkeit ermöglichen sollte. Das deutsche Volk dagegen, seit es seiner selbst bewußt ward, hatte ein Erbe zu pflegen. Das Gemeinsame lag in der wundervollen Eigenart des deutschen Geistes, wie er sich durch die Jahrtausende zur Geltung gebracht. Die deutsche Art sprach aus Familienleben und Gemeindesinn, aus Recht und Wirtschaft, aus Musik und Dichtung, aus Wissen und Kunst, aus Krieg und Spiel, aus Religion und Weltanschauung. Es war ein eigner köstlicher Ton — ihn fortklingen zu lassen in Reinheit und Fülle, das war die Verpflichtung für die deutsche Seele.

Das Bindende des amerikanischen Volkstums ist so das gemeinsame Zukunftsideal, das eigentlich Bindende des deutschen Volkstums die gemeinsame Vergangenheit. Zielpunkt für den Amerikaner ist die vollste Entfaltung der Persönlichkeit; die Nation als Ganzes ist um der einzelnen willen da. Zielpunkt für den Deutschen ist die Erhaltung des Volkes als eines Ganzen; die einzelnen haben sich der Ganzheit unterzuordnen. Und damit ist alles weitere gegeben. Ist die Nation da um der Persönlichkeiten willen, so ist die wichtigste Tugend die Gerechtigkeit; ist aber der einzelne um der Nation willen da, so ist die höchste Tugend die Treue. Millionen eilten der Neuen Welt zu und lebten sich dort ein in diesen Glauben an den Selbstwert der Persönlichkeit; Millionen verließen die deutsche Heimat und trugen den Glauben an den Selbstwert des Volkes in treuem Gemüt weithin über alle Teile der Erde.

Aus dieser Verschiedenheit ergibt es sich aber denn auch von selbst, daß jedes der beiden Völker sein Oberhaupt in besonderer Weise finden muß. Liegt der Sinn der Nation in

den einzelnen, so muß die Spitze des Staates durch Wahl gewonnen werden; die republikanische Form ist dann in der Volksaufgabe selbst notwendig gegeben: der Präsident schöpft seine ganze Kraft aus den Millionen Einzelpersönlichkeiten. Liegt aber der Sinn der Nation in der überkommenen Gesamtheit, so muß das Oberhaupt durch die historische Tradition bestimmt sein, hoch über allem Streit und Willenszwiespalt der einzelnen; die monarchische Form ist dann der einzig mögliche Ausdruck der nationalen Aufgabe: der Kaiser schöpft seine beste Kraft aus der Unabhängigkeit vom Willen der einzelnen. Die Kaiserkrone wird gerade durch diese Kampfentrücktheit zum Symbol des einheitlichen Ganzen, und jeder einzelne gewinnt seine Bedeutung dann erst selbst aus seiner besonderen Beziehung zu dem überragenden Symbol. Die Aristokratie, das Beamtentum, das Titel- und Ordenwesen, die staatliche Bedingtheit aller Berufstätigkeit, wird da nur Ausdruck dieser vielfältigen Abhängigkeit. Zu behaupten, daß die Republik Amerikas besser sei als die Monarchie Deutschlands oder umgekehrt, ist dann gerade so töricht, als wollten wir streiten, ob die Flossen der Fische besser sind als die Fittiche der Vögel; notwendig sind beide für die gesamte unabänderliche Lebensart. Wer in der Begeisterung für Präsident Roosevelt vorschlagen wollte, die Verfassung zu ändern und das unvergleichlich verehrte Oberhaupt als König zu krönen, der wäre ein Verräter an der Seele des Volkes; der Lebensnerv der Nation wäre schon vernichtet, wenn solch ein Wahn auch nur beraten würde. Und wenn eine törichte unhistorisch denkende Aufklärerei das Deutsche Reich unterjochen könnte und es durchsetzen würde, unseren Deutschen Kaiser einstimmig zum lebenslänglichen Präsidenten zu erwählen, so wäre scheinbar seine Macht und seine Bedeutung nicht eingeschränkt. In Wahrheit aber wäre alles zerfallen und zerkrümelt: was Symbol der Gesamtheit war, wäre zur Willenstat der einzelnen geworden, und der Sinn des Deutschtums wäre aufgehoben.

Der Deutsch-Amerikaner, der als amerikanischer Bürger begeisterter Republikaner ist und sein soll, muß somit, wenn er das Deutschtum lieb behalten hat, mit ganzer Seele an den

heiligen Wert der deutschen Kaiserkrone glauben. In diesem Doppelgefühl einen inneren Widerspruch suchen, heißt nur historisch unreif denken. Wem in der Neuen Welt die Erinnerung an die deutsche Heimat nicht völlig erstorben ist, ja, wer an die Weltaufgaben der beiden herrlichen Nationen glaubt, der muß aus tiefstem Herzen wünschen, daß für alle Zeit der Führer Amerikas von den Stimmzetteln auch der Geringsten mitgewählt wird und der Führer Deutschlands vom Wollen auch der Höchsten unabhängig den Thron besteigt. Und wenn der Ehrentag gekommen ist, an dem die deutsche Nation sich dieses allem Streit enthobenen Kaisersymbols am lebhaftesten bewußt wird, wenn Kaisers Geburtstag da ist, dann sollte kein Deutscher zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean sich durch gedankenlose Republikanerskrupel verwirren lassen. Das deutsche Kaisertum in seinem unvergänglichen Werte zu würdigen und zu verehren bedeutet geradezu jene politische Reife bekunden, welche Amerika von jedem seiner Bürger fordern sollte. Ja, mit Gewissensruhe und Stolz dürfen wir alle hier im Herzen der kraftvollsten Demokratie einstimmen in die Segenswünsche für den angestammten deutschen Kaiser und König.

Aber wir alle, die wir Deutschland lieben, empfinden doch noch ein reicheres Gefühl: zu dem Stolz auf das mächtige Kaisertum gesellt sich die jubelnde Freude über die einzige Kaisergestalt. Der Kaiser, sagten wir, steht grundsätzlich über dem Streit der Absichten und daher bleibt er jenseits von kritischem Lob und Tadel. Um so lebhafter aber muß es als Glück empfunden werden, wenn die Weltgeschichte zum Träger des Reichssymbols einen Geist erkürt von so seltener Kraft und so überragendem Können. Und doch müssen wir wieder sagen: das beste ist nicht, daß er solch erlesene Gaben vereinigt, sondern daß er in allem seinem Wollen und Können so echt den Sinn des deutschen Volkstums in sich darstellt. Das allein erhebt die Persönlichkeit eines Monarchen, daß er die Kräfte, die in seinem Fürstenamt symbolisiert sind, durch sein eigenstes Wollen lebendig werden läßt. Wir feiern den Deutschen Kaiser nicht nur als den Zufallsträger der Krone und nicht nur als die machtvolle geschichtliche Erscheinung, sondern vor allem als die

Persönlichkeit, in der das herrliche Erbteil des deutschen Genius sich so vollgültig zum Ausdruck bringt. Erst durch solche Erfüllung wird der Sinn der Kaiserwürde wahrhaft überzeugend.

Aber es wäre unserer Feier nicht würdig, wenn wir uns der Begeisterung hingeben wollten, ohne zu prüfen, ob nicht auch Zweifel und Befürchtungen sich in mancher Seele regen. Die ganze Bedeutung des Kaisertums lag uns darin, daß der gewordene gute Geist des Volkes durch den Herrscher versinnlicht wird: können wir uns darüber täuschen, daß vielfach gerade dort die Bedenken emporsteigen? Immer wieder hören wir und lesen wir, auch wo kaisertreue Gesinnung aufs festeste wurzelt, daß manche seiner Neigungen und Impulse den deutschen Traditionen widersprechen oder dem deutschen Wesen fremdartig sind. Wie steht es damit in Wahrheit? Wer so wie wir alle in fremdem Lande hier die Dinge aus weiter Entfernung schaut, ist in der günstigen Lage, ein unparteiisches Urteil zu entwickeln. Wer selbst mitten im Gewühle der täglichen Bewegung steht, verliert leicht den Maßstab; wer aber aus der Ferne hinüberblickt, der kann unbeirrt den Blick auf das Ganze richten. Wie steht es mit dem vermeintlichen Widerspruch des Kaisers gegen das Wollen des Volkes? Lassen Sie uns diesem und jenem Einwand ins Auge schauen.

Vielleicht am lautesten heißt es immer wieder, daß der Kaiser in neue, dem Deutschen fremde Bahnen eingelenkt ist, als er die Flotte baute und den Blick der Nation hinauslenkte auf das weite Meer. Hatten die Deutschen nicht seit langen Jahren zufrieden auf ihrer Scholle gewirtschaftet, die Landesgrenzen gegen den Feind geschirmt und sich von allen überseeischen Abenteuern vorsichtig ferngehalten? Soll nun die deutsche Kraft in uferlosen Plänen und undeutschen Wagnissen vergeudet werden? Soll Deutschland im Weltmachtkoller seine Flotte aussenden, derweil sein ererbter Ruhm, das Land der Denker und Dichter zu sein, langsam zerkrümelt und zerfällt? Die Gegenrede drängt sich freilich jedem auf, der den Wirtschaftsweg der Nation verfolgte. Die Bevölkerung wuchs zu schnell, um sich auf dem kargen Boden weiterhin durch Landwirtschaft zu ernähren. Deutschlands Menschenzunahme verlangte den

Übergang zum Industriestaat, und dies bedeutet den Austausch mit den Ländern der Erde. Muß aber so das Land, um seine Leute zu ernähren, seine Waren über alle Meere senden, so muß die Nation bereit sein, ihren Handel zu schützen: die starke Kriegsflotte ergibt sich so notwendig aus dem neuen Werden und Wachsen. Und doch, alles das ist nur die halbe Wahrheit; es ist die schüchterne und fast verlegene Erklärung im Munde derer, die den Wandel der Nation entschuldigen wollen. Die volle Wahrheit ist vielmehr, daß es da nichts zu entschuldigen gibt, weil überhaupt im letzten Grunde kein Wandel eingetreten. Nur muß der Blick nicht an dem Gestern haften. Wer nur der letzten Vergangenheit gedenkt, findet freilich nur Deutschlands Ohnmacht zur See. Wer aber das deutsche Ringen und Wagen durch alle Zeiten verfolgt, der ist gewiß, daß seit den frühesten Jahrhunderten deutscher Geschichte der Kampf der Schiffe immer wieder einsetzt, die Macht auf dem Meere immer wieder lockt, das deutsche Volk in seinem Sehnen stets den Wellen vertraute. Germanische Stämme haben zur Zeit der Völkerwanderung und früher schon kühne Seezüge siegreich durchgeführt, und Karl der Große sendet immer neue Flotten gegen die Feinde. Mit dem dreizehnten Jahrhundert beginnt die mächtige Entwicklung der deutschen Hansa, jenes nordischen Städtebundes, der sein überseeisches Wirken kraftvoll zu schützen wußte. Wer so den Blick zurücklenkt, übersieht, wie es nur die Not der Zeit war, die das deutsche Streben später wieder eingeengt und seine Seemacht zertrümmerte. Die großen Tage deutscher Seefahrt wieder zu erneuern, Deutschland wieder zur kräftigen Flottenmacht zu führen, bedeutet so gerade das deutsche Erbteil wahren, dem deutschen Volke wahrhaft sein eigenstes erhalten und somit so recht den symbolischen Sinn des Kaisertums verwirklichen. Das Kaisertum soll den Willen des deutschen Volksgeistes verkörpern; und dieser Wille war nur durch Zwang, nicht durch eigne Wahl an die heimische Scholle gefesselt. Haben uns doch auch gerade dafür die heutigen Historiker der deutschen Seemacht die Augen geöffnet, daß Deutschland in den Zeiten der Flottenohnmacht auf dem Lande zwar viel stolze Siege errungen hat, aber nur zu oft die

letzten Erfolge seiner Siege den andern zufielen, weil immer in der Weltgeschichte nur der die Früchte erntete, der letzthin die Seemacht besaß.

Aber der Volksgeist hat nicht nur den Willen zur Macht; Empfinden und Denken, Fühlen und Sehnen ist mit dem Wollen verknüpft: das Kaisertum soll auch des ganzen Volkes Geist und Herz und Gewissen zum Ausdruck bringen. Auch da wird gerade in der Neuen Welt so oft die Scheltrede laut: der Kaiser sei rückständig; er sträube sich gegen die neuen Wege, welche der Genius des Volkes in Kunst und Wissenschaft beschreiten wollte. Ein neuer verheißender Idealismus beginne sich in der Weltanschauung und den Künsten zu regen; der Kaiser aber wolle von dem Fortschritt nichts wissen: er stehe auf dem Standpunkt des gerade Überwundenen. Aber auch da ist es die Oberflächlichkeit, die so Tadel sucht; dieselben, die da klagen, wenn der Fürst in der Weltpolitik zu neuen Bahnen drängt, zetern, daß er in der Kunst in den alten Bahnen bleibe. Wir freilich erkannten, daß jene Politik, welche die Zukunft auf dem Wasser sucht, sehr wohl die Erbschaft deutschen Geistes festhält und gerade dadurch die hehre Aufgabe des Kaisertums erfüllt. Und so müssen wir es willkommen heißen, daß auch in den Reichen des Geistes der Kaiser für das Gewordene und Gesicherte einsteht und auf den Drang zu Neuem und Unerprobtem oft hemmend eingreift. Die kaiserlichen Zelte dürfen nicht da aufgeschlagen werden, wo die Vorpostengefechte zu erkämpfen sind.

Die Vorwärtsbewegung in Wissenschaft und Kunst muß jederzeit von den einzelnen ausgehen; Genies müssen die Richtung zeigen, Talente müssen den Marsch leiten, die Besten und Begabtesten müssen mithelfen, aber solange es noch Bewegung ist, muß es die Tat der einzelnen bleiben. Erst wenn das neue Gebiet erschlossen und gewonnen ist, kann das Volk als ein Ganzes nachrücken und Besitz ergreifen. Wollte der Kaiser da selbst den Weg zu neuen Zielen suchen oder mit den Verwegensten auf neuen kühnen Bahnen vordrängen, so würde er dadurch selbst nur solch einzelner werden, der bald im Recht, bald im Unrecht sein mag, der dann auch vielleicht

ein tüchtiger Gelehrter oder Künstler sein mag, aber ein echter Kaiser wäre er nicht; denn der Kaiser ist in diesem Sinne nicht ein einzelner, ist nicht Vertreter seiner persönlichen Neigungen, sondern Vertreter des einheitlichen geschichtlichen Volkstums. In seinem Geschmack und Urteil soll sich die ganze Geschichte des Volks verwirklichen, und so muß wahrer Kaisergeist notwendig hemmend wirken auf die unerprobten Neuerungen, muß sich zunächst gegenstemmen, wenn Unerhörtes das Gewohnte beiseite drängen will, auch wenn das Neue sich mit frischer Siegeskraft hervorwagt. Kaiser sein heißt Schützer sein für das Errungene; das Alte preisgeben, um ein noch Ungewisses wagend zu gewinnen, ist oft viel lockender und leichter, und jeder darf es, nur ein Kaiser nicht, der auch im Reich des Geistes über dem Streit der einzelnen steht, um ein Symbol der nationalen Ganzheit zu bleiben.

Haben wir nicht alle ein eindringliches Beispiel hier in Ihrer Nachbarstadt St. Louis erlebt, als wir zur Weltausstellung pilgerten? Deutsche Baumeister hatten ein prächtiges Haus geplant, das Deutschlands neue Kunst durch ein kühngedachtes Bauwerk vertreten sollte. Der Kaiser versagte die Zustimmung. Er fühlte wohl, daß solch neuersonnenes Werk doch nur die Arbeit eines einzelnen Vorkämpfers sei; es galt vielmehr, dort Deutschlands historisches Erbe zu betonen. Jedermann mäkelte an dem kaiserlichen Verbot; es war als ein Schlag gegen die neue Kunst empfunden. Der Kaiser ließ den Mittelbau des Charlottenburger Schlosses nachbauen. Und wir alle, die es gesehen, werden es niemals vergessen, wie dort aus dem blanken elfenbeinfarbenen Palastgewirr auf leichtem Hügel einfach stolz das deutsche Haus wie ein altes ehrwürdiges Wahrzeichen emporstieg. Die ganze Größe und Majestät des deutschen Volkes war durch den kaiserlichen Willen aufs wunderbarste dort aufgebaut.

Am müßigsten aber ist der hämische Einwand, der sich gerade hier in der Ferne so häufig vernehmen läßt. Der Kaiser, so heißt es immer wieder, verkörpert gar nicht deutsche Art; er will stets Rampenlicht und Beifall, arbeitet auf die szenische Wirkung hin und drängt sich mit Rede und Tat in den Vorder-

grund; das sei vielleicht Franzosenart, der Deutsche aber sei schlicht und schweigsam und schaffe um der Sache willen. Viele der Ernstesten in der Neuen Welt sprechen so; und wenn ihr Tadel berechtigt wäre, so müßte jede Gegenrede in der Tat verstummen, denn das war uns ja der tiefste Sinn der Kaiserwürde, daß die deutsche Volksseele in dem Träger der Krone zu deutlichstem Ausdruck kommen soll. Der Vorwurf ist aber vollkommen unberechtigt, denn er schafft einen Gegensatz zwischen Kaiser und Volk nur dadurch, daß der wirkliche Kaiser von heute mit einem unwirklichen Volkstum verglichen wird, das seine Hauptzüge aus lange vergangenen Jahrzehnten entlieh. Das heutige deutsche Volk als Ganzes hat alle die Wesenheiten, die in der Gestalt des Kaisers schillern, und von einem Gegensatz kann keine Rede sein. Diesem und jenem, in dessen Phantasie das arme bedrückte in sich gekehrte Deutschland der Vergangenheit lebt, ist die neue Wandlung und der neue Prunk fremdartig und vielleicht unerfreulich: er liebte die stillen winkligen Gassen und findet nun die Herrschaft des Automobils, er verehrte die Dichter und Denker und sieht nun wie die neue Jugend die Herrlichkeiten der Industrie bestaunt. Wer hinüberpilgert, um in jeder Stadt ein vergrößertes Weimar zu finden und statt dessen erstaunt überall nur ein verkleinertes Chicago entdeckt, der wird nicht leicht den rechten Maßstab gewinnen. Ja, Deutschland hat sich unter dem neuen Reichtum durchaus umgestaltet; wer nicht dauernd dort lebt, sondern nur von Jahr zu Jahr die alte Heimat aufsucht, empfindet es deutlich. Viel unschöne Schlacke ist sicherlich dabei, aber die Wandlung selbst war notwendig. Und eines vor allem: mit der neuen Lebensgestaltung ist ein neuer Geist oder besser, eine neue Stimmung über die Bevölkerung gekommen. Auch das ist dem Außenstehenden vielleicht deutlicher als dem, der mitten inne steht.

Es ist schwer, diesem neuen Lebensgefühl einen einheitlichen Namen zu finden, und historische Vergleiche sind gewiß stets unzureichend, und doch klingt vielleicht das Wesentlichste an, wenn ich furchtlos sage: das deutsche Volk ist in Rokokostimmung. Rokoko! — wir denken an jene Zeit, in der in

der Kunst der Rahmen sich belebte, sich gleichsam auflöste und die Lust an den sich selbständig aufspielenden Verzierungen die strengen widerstreitenden Forderungen der Struktur überwuchert. Was so vom Rokokorahmen des Bildes gilt, gilt von dem seelischen Rahmen des ganzen Lebens. Etwas Spielerisches und Dekoratives, etwas Frivoles und Kokettes, etwas naturwidrig Zierliches und Theatralisches ist wieder in der Daseinsstimmung. Tändelnde Schäferspiele und Grottenwerk sind nicht die äußeren Formen von heute; innerlich aber fehlen sie nicht. Die wunderbaren Samtwesten der Männer, die Zigaretten der Frauen, das leichte Spiel des Handkusses und das bunte Treiben im Kabaret, frivol und amüsant, es ist nicht die reine Lebenslust der Renaissance, es ist just Rokokostimmung. Der Personenkultus blüht und in seinem Gebiet das Strebertum und die Titelsucht; der Luxus feiert seine Feste und in seinem Gefolge die Mitgiftjagd. Das Kunstgewerbe erreicht wieder seine Rokokohöhe mit schönen Gefäßen und Juwelen und Möbeln; malerische Lebensformen bringen immer neue Genüsse und Überraschungen. Schon bringt die Geschichte uns wieder ihre Memoirenwerke und die Wissenschaft ihre Handbücher und Sammelarbeiten wie dazumal. Das ist nicht Laune der einzelnen, das ist Lebensstimmung des jungen Deutschland; und wenn der Kaiser das Gefühl seines Volkes wahrhaft verwirklichen soll, dann darf er nicht die schlichte Einfachheit seines Großvaters nachahmen wollen, sondern muß nach Kiel und nach Korfu ziehen und in rauschenden Festen und malerischen Aufzügen, in Denkmalsenthüllungen und Grundsteinlegungen, in Paradereden und Theaterglanz die Rokokostimmung des ganzen Volkes zu vollendetem Ausdruck bringen.

Der deutsche Volksgeist ist durch diese Feststimmung der reichgewordenen Nation nicht bedroht, denn immer wieder zeigt es sich, daß das Volk nicht willens ist, über all seinen Spielen die harte strenge schaffende Arbeit zu vergessen. Und mag die Nacht zum Tag verwandelt werden, es findet sich doch immer wieder mit dem neuen Morgen die neue nüchterne Wirkungskraft. Deutschland ist trotz allem prachtvoll bei der Arbeit, und in Wissenschaft und Kunst und Wirtschaft und Recht

schreitet es rüstig mit den Besten. Auch darin verkörpert, in unermüdlicher Arbeit, der Kaiser die edelsten Triebe des Volksgeistes; Stunde um Stunde setzt er die eiserne Kraft ein, um seiner Pflichten Riesenlast zu tragen.

Nicht minder wichtig aber für die Nation war ein andres. So wie die Feststimmung in der Kaiserseele niemals den Arbeitsernst übertönte, so hat das leichte Spiel niemals das sittliche Gewissen und die sittliche Strenge beeinflußt. Gerade darin hat der Volksgeist der schwülen Rokokostimmung bei weitem nicht genug Widerstand entgegengesetzt; aus dem Spiel wurde zu oft unsittlicher Leichtsinn in allen Schichten des Volkes. Nur das Kaiserhaus blieb ein Sinnbild des Reinen, nie berührt von einem Hauche des Verdachts, und erst soeben wieder erlebten wir es, wie mit reinigender Strenge Kaiser und Kronprinz Sorge trugen, daß kein sittlicher Fleck die Umgebung des Thrones besudelt. Jn dieser moralischen Strenge und Reinheit des Kaisers inmitten einer lockeren Zeit liegt ein unermeßliches Glück für das deutsche Volk. Gerade dadurch wird er zum Hüter der tiefsten deutschen Schätze, zum Träger des deutschen Gewissens.

So haben wir denn den amerikanischen Nörglern und selbst den ernsten Gegnern des Kaisers ruhig ins Auge geschaut, und immer wieder erkannten wir die Übereiltheit und das Mißverstehen. In Wahrheit verkörpern sich im Kaiser alle jene Gedanken, Gefühle und Wallungen, die das heilige Erbteil des deutschen Volkstums bilden. Das allein ist aber seine wirkliche Pflicht, das allein erhebt ihn wahrhaft über den Streit der Parteien. Der Genius des deutschen Volkes ist in seinem Willen lebendig, und wer das deutsche Volk liebt, der kann nicht zögern, auch hier im Herzen der stolzen Republik begeistert einzustimmen: es lebe der Deutsche Kaiser!

II.

Professorenaustausch.

An Bord der „Kaiserin Auguste Viktoria"
Atlantischer Ozean, 20. Juni 1908.

Lieber Freund und Kollege! Ihr langer Brief aus der Heimat mit all den ernsten und heiteren Professorenaustausch-Betrachtungen liegt neben mir und mahnt mich zur Antwort, während ich behaglich auf dem Kaiserdeck im Lehnstuhl ruhe und hinausblicke über die blaue Flut, die im Sonnenschein flimmert. Ihr Schreiben erreichte mich, kurz ehe ich Boston verließ, und in der Unruhe der letzten Semestertage — die Harvardferien beginnen Mitte Juni — konnte ich an keine Erwiderung denken. Jetzt aber in der wundervollen Muße der Ozeanfahrt kehre ich gern zu Ihrer Briefplauderei zurück, um Ihren Betrachtungen ein paar Gegenbetrachtungen anzureihen. Fast fürchte ich, daß sie noch länger sich ausspinnen mögen als Ihre Epistel, denn hier in der Mitte des Ozeans kennt man keine Zeit und keine Eile. Gibt es doch nichts Köstlicheres als dieses glückliche Losgelöstsein, dieses beschauliche Hinleben zwischen dem lachenden Meer und dem blauen Sommerhimmel, leicht umspielt von der Geselligkeit fröhlicher Reisegenossen. Und nirgends ist es köstlicher als auf der „Auguste Viktoria" — dem Vielgereisten das schönste aller Schiffe! Mögen Andere, die es gar zu eilig haben, auf der „Deutschland" oder dem „Kaiser" über das Weltmeer jagen, ich lobe mir die „Kaiserin" und ihr stolzes Schwesterschiff die „Amerika": selbst in Winterstürmen trugen sie mich ruhevoll durch die Wellenberge. Jetzt aber im Juniglanze ist keine Welle zu schauen. Wie von der Terrasse eines Strandschlosses blicke ich hinaus; leise klingen vom Palmengarten die Töne der Zigeunerkapelle, in der Ferne sprudeln just ein

paar Walfische ihren Wasserstrahl empor, und nur hier und da mahnt das Geknitter einer Drahtlosen, daß wir auf unserer prächtigen Schiffsinsel doch immer noch mit der neuen und bald schon wieder mit der alten Welt in Verbindung stehen.

In solcher Stunde ziehen dann auch die Gedanken gern hinüber und herüber; die kleinen Mißhelligkeiten von gestern und vorgestern, die Zufallsbedenken für morgen und übermorgen sind da alle vergessen und die großen Linien der Wechselbeziehungen zwischen Europa und Amerika werden dem Auge klarer. Und wenn ich so auf das Ganze blicke, dann überkommt es mich doch mit ernster Befriedigung, wie ganz anders die alte Heimat und die neue Heimat einander heute verstehen als damals, da ich in den Tagen der Chicagoer Weltausstellung zum erstenmal den Ozean kreuzte. Ja, wenn Sie, lieber Freund, für manche dieser Verständigungswege und manche der neueren Austauschmittel nur lockeren Spott in Ihrer Seele finden, so sage ich doch getrost, daß das Gute und Rechte und Verständige bei weitem überwog und große Bewegungen nicht nach kleinen Mißgriffen beurteilt werden dürfen. Wenn Sie aber schließlich den Hauptteil der Verantwortlichkeit freundlichst auf mich laden, so frage ich zunächst gar nicht, ob meine Vermittlungssünden wirklich so arg waren, sondern bin gern bereit, die Verantwortlichkeit auch da zu tragen, wo ein genau nachprüfender Richter mich entlasten würde. Und wenn Sie nun ganz besonders über den viel zu viel erörterten Professorenaustausch, der ja doch nur ein Faden im Gewebe ist, alle die amüsanten Kollegenscherze zusammentragen, so lache ich gerne mit und behaupte doch, daß Sie im Unrecht sind. Aber wie gesagt, ich will mich nicht entschuldigen, und auch das Kritisieren überlasse ich gern den andern, und nur das eine interessiert mich: ist die Grundrichtung verständig, und was kann und muß getan werden, um dem Ziele näher und näher zu kommen?

Blicke ich zurück, so sehe ich gerade für diese politisch-akademischen Beziehungen deutlich den Anfang. Der Zufall will, daß sich in diesen Tagen genau ein Jahrzehnt erfüllt, seit die Lawine ins Rollen kam. Im Juni 1898 schrieb ich

dem deutschen Botschafter von Holleben den ersten Brief, aus dem sich schnell ein niemals unterbrochener Briefwechsel entwickelte. Der Grundgedanke meiner Anregungen war aber dieser. Bis dahin hatte die deutsche Regierung und die deutsche Politik nur Fühlung mit der amerikanischen Regierung und der amerikanischen Politik gehabt. Es war deutlich vorauszusehen, daß nach dem spanischen Kriege eine gewaltige weltpolitische Entfaltung der Vereinigten Staaten einsetzen würde und die ungeheuren inneren Kräfte der jungen Nation mit neuen Zielen sich entwickeln würden. Es lag in Deutschlands Interesse, in solcher Zeit die engste Fühlung mit der amerikanischen Nation zu gewinnen und die beiden hochstrebenden Völker für alle Zukunftsfälle nicht durch äußere unmögliche Bündnisverträge, sondern durch innere Willensbeziehungen aneinander zu binden. Das aber war mir klar, und darin sah ich das entscheidende: die tiefsten und besten Kräfte der Nation können in der amerikanischen Demokratie nur zum geringsten Teile durch die Politik und die offiziellen Regierungsvertreter zum Ausdruck kommen. Und zwar galt das für jene „Vor-Roosevelt-Zeit" viel lebhafter als heute. Das wahre Amerika entwickelte seine besten Kräfte im Leben der Universitäten, die nicht nur dem Unterricht und der Forschung dienen, sondern in sehr viel höherem Maße als die deutschen Hochschulen zugleich eine soziale Einigung der führenden Geister des Landes sind. Wollte die deutsche Politik wirklich mit dem besten und dauernden Amerika in Fühlung treten, so mußte sich eine Berührung zwischen der deutschen Regierung und den amerikanischen Universitäten vollziehen.

Mit feinstem Verständnis und sicherstem Takt und zugleich mit unermüdlicher Energie ging der deutsche Botschafter auf diesen Vorschlag ein. Im folgenden Winter war er eine Woche lang der verehrte Gast unter den alten Ulmen der Harvard-Universität und wurde nun der Mittelpunkt von Festlichkeiten, die ganz neue Beziehungen zwischen den beiden Ländern gestalteten. Der Führer des amerikanischen Geisteslebens, der Präsident der Harvard-Universität, Charles Eliot, nahm willig diese neue Erscheinung im akademischen Felde auf. Nach-

dem das erste Wagnis in Cambridge-Boston so glücklich abgelaufen, ging ich nach Chicago, um den Präsidenten der Chicagoer Universität, den unvergeßlichen Harper, zum Anschluß an die Bewegung zu bestimmen, da die Chicagoer Universität die Führung des amerikanischen Westens in gleicher Weise behauptete, wie Harvard die des Ostens. Auch dort war jedes Bedenken bald zerstreut. Im Frühling folgte Herr von Holleben der Chicagoer Einladung; die Universität schuf sogar einen Feiertag für den deutschen Gast. Der Botschafter sprach in der Aula zu Tausenden von Studenten, und in eindrucksvollen Reden wurde auch in der geistigen Hochburg des Westens zum erstenmal feierlich die Freundschaft zwischen Amerika und Deutschland verkündet. Den Höhepunkt erreichte diese erste Bewegung, als dann später der deutsche Botschafter in dankbarer Anerkennung dieser Bemühungen gewissermaßen den höchsten und seltensten Orden des Landes, den Ehrendoktorshut der Harvard-Universität, erhielt.

Damit schon verknüpfte sich äußerlich eine kleine Nebenbewegung. Mehrere Harvard-Professoren, die dort deutsche Sprache und Literatur dozierten, hatten schon lange in Aufsätzen den Wunsch vertreten, daß Harvard, an Sammlungen und Museen reich, auch eine Sammlung von Gipsabgüssen deutscher Kunstwerke im Interesse des germanischen Unterrichts einrichten möge. Ich selbst, der ich ja nicht Deutsch, sondern Psychologie in Harvard zu lehren habe, stand dieser Bewegung ziemlich fern; mein liebenswürdiger Kollege Professor Francke war der geistige Urheber. Zunächst war die Bewegung erfolglos geblieben. Als aber der deutsche Botschafter uns besuchte, rief er die leitenden Deutschen von Boston zusammen, und unter lebhafter Mitwirkung des Botschafters wurde der gesamte Plan beleuchtet und erörtert. Der Botschafter berichtete nach Berlin, wie sehr die Verwirklichung dieses Planes von der Mithilfe der deutschen Regierung bedingt sei, und als dann Harvard das Deutschtum ehrte, indem es den Botschafter zum Ehrendoktor erkor, reifte im Kaiser der hochherzige, auch von Hermann Grimm bestärkte Entschluß, als Gegengabe der Harvard-Universität eine möglichst vollständige Sammlung der wich-

tigsten deutschen Kunstdenkmäler im Abguß zu schenken. Als dann Prinz Heinrich das Land der Sterne und Streifen besuchte, um die sich schnell immer günstiger gestaltenden Beziehungen der beiden Nationen zu fördern, da wurde er der Überbringer der stolzen kaiserlichen Gabe. In meinem Arbeitszimmer, in dem drei Jahre vorher die Professoren dem Botschafter die Wünsche für ein germanisches Museum dargelegt, überreichte nunmehr der Bruder des Kaisers mit feierlicher Rede dem Präsidenten der Universität die Schenkungsurkunde und die Abbildungen der Kunstwerke, die fortan den Grundstock des ersten germanischen Museums im Auslande bilden sollten. Schenkungen von anderen Seiten schlossen sich bald reichlich an, und so entstand eine Sammlung, die wie wenige ein anschauliches Bild von deutscher Skulptur der älteren Zeit im fremden Lande bietet.

Blicke ich auf jene ersten Jahre der politisch-akademischen Bewegung zurück, so erscheinen sie mir noch heute als Jahre mühsamer Arbeit, denen gegenüber die Weiterentwicklung der letzten Jahre nur glatte und leichte Weiterführung bedeutete. Von den Hindernissen, die damals sich entgegenstellten, ja von den Schwierigkeiten, mit denen Vorurteile, Mißverständnisse und Irrtümer zu beseitigen und seelische Hemmungen zu überwinden waren, machen diejenigen sich kein Bild mehr, die in diesen Kreis erst in der fröhlichen Aera des Professorenaustausches hineingeblickt. Fünf Jahre lang galt es erst, zu säen; der Professorenaustausch fällt schon in die Zeit der beginnenden Ernte. In der Tat, nachdem der Prinzenbesuch sich zu glänzendem Erfolg gestaltet und die führenden amerikanischen Universitäten ihre gesicherte Stellung in den internationalen Beziehungen erworben hatten, da mußten sich wie von selbst neue und neue Formen des Verkehrs ergeben; und daß mit der Ernte auch manches Unkraut aufwucherte, wird keinen Verständigen wundernehmen. Zunächst ergab es sich nämlich natürlich, daß, nachdem die Vorteile dieser akademisch-politischen Wechselbeziehungen einleuchteten, immer neue Hochschulen die Bewegung ehrgeizig nachahmten. Bald schloß sich die kräftig vordringende Columbia-Universität in New York an,

in anderer Weise wieder die Universitäten von Pennsylvania, oder von Illinois, oder Wisconsin, und immer neue Pläne überboten sich. Mit großem Geschick führte dann der neue Botschafter des Reiches, Freiherr Speck von Sternburg, die Bewegung weiter, und, wie ich es von Anbeginn erhofft und angestrebt, allmählich trat dann auch die deutsche Universitätswelt in dieses weltpolitische Gefüge ein. Schon im Jahre nach dem Prinzenbesuch entwarf ich die Pläne für den großen internationalen Gelehrtenkongreß für die Weltausstellung in St. Louis, der zum erstenmal eine ganze Schar der hervorragendsten europäischen Forscher über das Weltmeer führen sollte. Die meisten deutschen Gelehrten, denen ich im folgenden Sommer die Einladung persönlich brachte, schlossen sich der Wallfahrt zur Stadt des heiligen Ludwig an, und wer will abmessen, wie viel der Anregung und des geistigen Austausches und der nationalen Verknüpfung aus dieser unvergleichlichen Kongreßfahrt entstand! Damals, als auf dem Rückweg von dem Gelehrtenkongreß unsere Gäste, mit Männern wie Harnack, Ostwald, Lamprecht usw. in ihrer Mitte, in Harvard weilten, wurden wohl auch die entscheidenden Gespräche geführt, die zu der besonderen Form des offiziellen Professorenaustausches führten, in steter Fühlung mit Althoff, dem weitschauenden Meister im Kultusministerium. Und auch da folgte bald die Columbia-Universität auf Harvards Spur.

Lassen Sie mich, lieber Kollege, bei diesem Professorenaustausch, dem der Hauptteil Ihres Briefes gilt, ein wenig verweilen, unbekümmert, wie er von der Parteien Haß und Gunst verwirrt erscheint; sehen wir zu, wie er dem sich darbietet, der die Dinge leidenschaftslos abwägt. Ich leugne nicht, gerade für diese Form der Beziehungen hatte ich selbst zunächst gewisse Bedenken, deren Berechtigung die Zukunft auch erwies. Aber während über die zufällige Form sich in der Tat streiten läßt, scheint mir der Grundgedanke doch fruchtbar und vor allem in hohem Maße entwicklungsfähig. Es gilt, die zwei gesündesten und stärksten und verheißungsvollsten Nationen der Welt durch ihre wertvollsten Kulturinstitutionen, die Hochschulen, in lebendiger Fühlung und dadurch in dauernder Ein-

tracht zu halten. Sie sehen freilich, lieber Freund, daß wir beide so die gesamte Frage unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten anschauen. Für Sie ist es ausschließlich eine Universitätsfrage, für mich ist es fast ausschließlich eine politische Frage. Sie wollen da durchaus mühsam abmessen, ob die deutschen Universitäten oder die amerikanischen Universitäten mehr Gewinn daraus ziehen, ob auf beiden Seiten der akademische Unterricht überhaupt Vorteil davon gewinnt, und mir ist, offen gestanden, das alles vollkommen gleichgültig. Akademisch kommt wirklich nicht so viel darauf an, daß nun im nächsten Winter der Geograph von Berlin, Professor Penck, in Amerika und der Geograph von Harvard, Professor Davis, in Deutschland dozieren wird. Der Gesamtertrag geographischer Erkenntnis in der gesamten Studentenschaft hüben und drüben würde vermutlich nicht geringer ausfallen, wenn jeder von beiden friedlich zu Hause bleiben würde. Aber darum handelt es sich eben erst in letzter Reihe. In erster Reihe handelt es sich vielmehr darum, daß in unserer verheißungsvoll bewegten Zeit die Universitäten nicht wieder abseits stehen dürfen von den großen Kulturaufgaben, sondern an ihrem Teil mitwirken müssen an der Stärkung des Bewußtseins nationaler Wechselbeziehungen. Nur in diesem Sinne darf meiner Ansicht nach am einzelnen Kritik geübt und gemodelt werden.

Würde ich die grundsätzlich unwichtige Fragestellung, ob rein akademisch das eine oder das andere Land mehr gewinnt, überhaupt zulassen, so könnte ich übrigens nicht zweifeln, daß die amerikanische Universität weniger Gewinn davonträgt als die deutsche, das Bekritteln auf deutscher Seite also gewiß nicht am Platze ist. Die Verhältnisse, die in weiteren Kreisen natürlich unbekannt sind, liegen nämlich so, daß der besuchende amerikanische Professor in Deutschland leicht ein großes Kolleg zustande bringen wird, der besuchende deutsche Professor in Amerika dagegen, auch wenn er der genialste wäre, stets nur auf einen kleinen Studentenkreis wirken kann; der amerikanischen Universität als Unterrichtsanstalt wird also nur ein geringer Nutzen gebracht. Der grundsätzliche Unterschied beruht auf der technischen Verschiedenheit der Berechnung

der Studienjahre. In Deutschland wird bekanntlich jedes Semester angerechnet, in dem einige Kollegien belegt werden; ob der Student das Kolleg wirklich besucht, darum kümmert sich niemand, und die Staatsexamina sind von dem Besuch der Vorlesungen unabhängig. In Amerika dagegen herrscht grundsätzlich ein anderes Prinzip. Nur diejenigen Semester kommen für den Studenten in Betracht, in denen er eine bestimmte Zahl von Kollegien erfolgreich besucht hat, und daß er erfolgreich gewesen ist, läßt sich natürlich nur dadurch feststellen, daß er ein Examen besteht. Infolgedessen schließt jedes amerikanische Semester mit einer schriftlichen Prüfung über das ganze Kolleg. In der Wahl der Kollegien ist auch der amerikanische Student vollkommen frei. Aber sobald er gewählt hat, muß er stramm mitarbeiten. Nun ist die Zahl der Kollegien, die er in diesem Sinne erfolgreich besuchen muß, um das Jahr für den Abschlußgrad angerechnet zu erhalten, so groß, daß es ihm gänzlich an Zeit und Kraft fehlt, daneben auch noch andere Kollegien zu besuchen, für die er ein Examen nicht zu bestehen gewillt ist.

Bekanntlich spricht nun der Harvard-Professor vertragsgemäß in Berlin englisch und der deutsche Professor in Harvard deutsch. Was ist die Wirkung? Das englische Kolleg an der Berliner Universität kann leicht von jedermann besucht werden, der auch nur die oberflächlichste Bekanntschaft mit dem Englischen hat, und der vielleicht nur den dritten Teil des Gehörten sprachlich versteht. Ja, so manchem Studierenden wird es eine sehr willkommene Gelegenheit sein, sein Ohr an vorzügliches Englisch zu gewöhnen und so Sprachkenntnisse zu gewinnen, auch wenn das Kolleg nur halbverstanden vorüberrauscht. So war es denn selbstverständlich, daß Harvard-Professoren, wie Peabody oder Schofield, mehrere hundert Studenten um sich versammelten. Auf der amerikanischen Seite aber muß ein ganz anderer Erfolg eintreten. Nur die paar Studenten können das deutsch gesprochene Kolleg in Harvard besuchen, die wirklich die deutsche Sprache so beherrschen, daß sie imstande sind, über den Inhalt des deutschen Kollegs ein Examen zu bestehen; das kann natürlich immer nur eine Handvoll sein. Am günstigsten

liegen die Verhältnisse für deutsche Literatur, und so hatte denn den besten Besuch Professor Kühnemann mit seinem Kolleg über die klassische deutsche Literatur; und doch war selbst das nur von zwanzig Studenten belegt. Dabei sind die englisch gesprochenen Harvard-Kollegien im allgemeinen nicht klein: ich las Psychologie letzten Winter vor etwa vierhundert Mann. Diese deutlich voraussehbare Schwierigkeit, für den deutschen Besucher amerikanische Studenten zu finden, war der eigentliche Grund für mein anfängliches Zögern in der Austauschfrage, und dennoch glaube ich, daß dieser äußerlich beschränkte Nutzen für die amerikanische Universität kein entscheidendes Hindernis für die innere Fruchtbarkeit des Austausches sein muß. Zunächst läßt es sich äußerlich in mancher Weise umgehen. So hat die Harvard-Fakultät gegen ihre sonstige Gewohnheit den deutschen Gästen erlaubt, einstündige Kollegien in den Hallen der Universität vor unbeschränktem Publikum zu halten. Da sind denn freilich nur wenige Studenten dabei, aber Hunderte, besonders Frauen, aller Stände strömten herbei, um etwa Clemen über die neue deutsche Kunst oder Kühnemann über das deutsche Drama der Gegenwart sprechen zu hören; und wer das Ziel der Bewegung nicht im akademischen, sondern im nationalen sieht, muß daran seine Freude haben. Weit über die Grenzen der Universität hinaus kann der deutsche Dozent auch auf deutsche Vereine und deutschliebende Auditorien anderer Städte wirken. Noch hatte kein deutscher Austausch-Professor heimzukehren mit dem Gefühl, daß es ihm an Gelegenheit mangelte, der deutschen Sache zu dienen. Und selbst wenn nur das Akademische in Betracht kommt, so wäre der ja doch kein rechter Gelehrter, der nicht die intensive Wirkung auf ein paar wirkliche Schüler der oberflächlichen Massenwirkung vorzieht.

Ein anderer Weg, die Schwierigkeit zu überwinden, schiene sich ja dadurch zu bieten, daß man vom Gast verlangt, er solle in der Sprache der Wirte reden. Das ist der Weg, den die Columbia-Universität eingeschlagen. Im letzten Jahr sprach Professor Leonhardt aus Breslau in englischer Sprache über deutsches Recht und Professor Hadley in deutscher Sprache über

amerikanische Wirtschaft. Ich halte das für den weniger glücklichen Ausweg. Für die weitaus meisten muß es gelten, daß sie im ersten Jahr des Unterrichts in fremder Sprache unmöglich ihr Bestes geben, und ein akademischer Lehrer, der nicht in jeder Stunde sein Bestes gibt, erfüllt nicht seinen Beruf. Wird aber die Auswahl auf die wenigen beschränkt, die von vornherein mit Freiheit in fremder Sprache lehren, so wird die Wahl ein Zufallsergebnis. Vor allem aber verliert solch Unterricht in der Sprache des Wirts zu viel von der nationalen Nuance. Der Fremde gliedert sich dann fast unterschiedslos, wenn er die Sprache wirklich beherrscht, in den anderen Lehrkörper ein. Es ist kein Zufall, daß der Gelehrte, den Columbia im nächsten Winter nach Berlin schickt, um dort deutsch zu sprechen, in der Pfalz geboren ist. Wer das politische Ziel im Auge hat, wird den fremdsprachlichen Harvard-Weg vorziehen. Und doch hat die kurze Erfahrungszeit schon deutlich bewiesen, daß es akademisch und politisch im letzten Grunde überhaupt nicht auf die besondere Form so sehr ankommt, wie auf die Persönlichkeit, welche den Austauschgedanken verwirklicht. Alle die kleinlichen Bedenken sollten wirklich schweigen in Anbetracht der unbestreitbaren Tatsache, daß es bisher gelungen ist, hüben wie drüben Männer auszusenden, die im Kollegen- und im Studentenkreise und weit darüber hinaus Achtung und Sympathie nicht nur für sich selbst, sondern für die gesamte fremde Kultur, die sie vertraten, erworben haben. Die freundlichen Beziehungen der amerikanischen Gäste zum Hofe des Kaisers und die hundertfältigen Beziehungen der deutschen Gäste zum gesamten Deutsch-Amerikanertum der Vereinigten Staaten gaben diesem Spiel den charakteristischen außerakademischen Hintergrund.

Aber, lieber Freund, lassen Sie mich immer wieder betonen, daß es nicht nur falsch ist, das Austausch-Professorentum vom Unterrichtsstandpunkt statt vom nationalen zu betrachten, sondern daß es vor allem falsch ist, in diesem akademischen Lehreraustausch mehr als einen Faden im Gewebe, mehr als ein Hilfsmittel unter vielen gleichberechtigten zu sehen. Vergessen Sie nicht — oder vielleicht wissen Sie es so wenig

wie die meisten anderen Kollegen in Deutschland —, daß der Harvard-Austausch mit Deutschland, dem ja dann erst ein Jahr später der Columbia-Austausch folgte, für Harvard gar nichts Neues war, sondern nur eine Ausdehnung des schon vorher eingeführten Austausches mit Frankreich. Und gerade in diesem älteren französisch-amerikanischen Austausch sind die erwähnten Kollegschwierigkeiten überwunden. Der Harvard-Professor, der in Frankreich dieselben Verhältnisse wie in Deutschland findet, geht auch dort zu wirklichem Semesterkolleg hinüber, und zwar liest er den Winter in der Sorbonne und den Sommer in verschiedenen Provinz-Universitäten. Der französische Gelehrte dagegen, der aus den geschilderten Gründen in Harvard kein breites Studentenpublikum erwarten könnte, kommt nur für eine Reihe von etwa einem Dutzend Vorlesungen, die er in der Aula der Universität vor gemischtem Publikum hält und die von den Professoren selbst stark besucht werden. Es schiene mir durchaus nicht undenkbar, daß auch Deutschland späterhin zu solcher Form überginge, denn die Form muß sich eben stetig den Erfahrungen und den wechselnden Bedürfnissen anpassen. Jede Erstarrung der Form würde den Inhalt schädigen, und das wesentliche bleibt doch nur die sympathische Berührung der Kulturen.

So stehen denn auch neben dem akademischen Austausch mit nicht geringerem Recht die Bemühungen der verschiedenen germanistischen Gesellschaften in Amerika, die deutschen Dichter und Schriftsteller, Männer der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens zu Vortragstouren nach Amerika zu ziehen. Ludwig Fuldas Redefahrt war ein echter Erfolg, und im nächsten Winter werden wir Carl Hauptmann willkommen heißen. Und frage ich mich, welcher deutsche Gast in den letzten zehn Jahren die größten Triumphe davongetragen und der Sympathie für das Deutschtum den reichsten Dienst erwiesen, so zweifle ich nicht, daß es Karl Muck war, der Dirigent der Königlichen Oper in Berlin, der, zwei Winter hindurch beurlaubt, das Bostoner Symphonie-Orchester dirigierte und mit dieser ersten Kapelle des Landes die führenden Städte besuchte. Noch niemals waren einem deutschen Besucher solche Ovationen dar-

gebracht. Und neben all' diesem erfolgreichen Bemühen, das beste Deutschtum mit dem besten Amerikanertum in Fühlung zu bringen und die zwei gleichberechtigten Kulturen von nationaler Eigenart einander verstehen zu lehren, wuchert es nun von unreifen Dilettantenversuchen, die ohne Verständnis für die Eigenart der Völker erdacht sind. Und gar zu oft verhüllen sie nur schlecht die Eitelkeit unfähiger Streber, oder die Eifersucht zurückgesetzter Gruppen, oder die nackte Gewinnsucht, denn auch die deutsch-amerikanische Freundschaft ist für manche längst ein einträglicher Erwerbsartikel geworden. Es vergeht tatsächlich kaum eine Woche, in der nicht irgend ein weitausschauender Plan für die wechselseitigen Beziehungen an mich herantritt. Bald sind es neue Vereine, bald neue Zeitschriften, bald Kommissionen, die ausgesandt werden sollen, bald Feste, die gefeiert werden müssen, bald soziale, bald politische Aktionen. Ich versichere Sie, lieber Freund, daß es mich oft komisch berührt, wenn ich hier und da gescholten werde, weil ich gar zu viel neue Pläne für die Völkerfreundschaft in die Welt gesetzt. Glauben Sie mir, daß dreiviertel meiner Arbeit auf diesem Gebiet lediglich darin besteht, Pläne zu vereiteln, die ohne Augenmaß entworfen waren, Anregungen zu unterdrücken, die aus bestem Willen entsprungen, doch schließlich Schaden angerichtet hätten, und Unternehmungen zu entmutigen, die ohne Kenntnis der Verhältnisse leichtfertig vorgeschlagen waren.

Glänzend heben sich davon etwa die Bemühungen ab, die nun im nächsten Winter zu einer großen deutschen Kunstausstellung in New York und späterhin in Boston und Chicago führen werden. Das Übergewicht des französischen Kunsteinflusses auf das kunstliebende junge Amerika ist ein Kulturunrecht an der deutschen Nation. Noch heute ist die Einfuhr von Kunstwerken aus Frankreich mehr als das Zehnfache von der aus Deutschland. Da sind große Gelegenheiten oftmals verpaßt worden. Endlich wird auch das nun gutgemacht werden, und das deutsche Volk sollte mit vollstem Vertrauen auf den New Yorker Kunstmäzen Reisinger blicken, dem die deutsche Regierung mit feinstem Verständnis für die Lage der Dinge vollkommenste Freiheit für die große Ausstellung eingeräumt

hat. Von Bode und Kampf in Berlin und von Marr in München unterstützt, wird Reisinger in dem prächtigen, neuerbauten Flügel des Metropolitan Museums in New York eine Ausstellung schaffen, welche lange verlorenes Gebiet für die deutsche Sache erobern soll. Und auch da wird hoffentlich der Austauschgedanke bald ebenso einsetzen, denn von der ersten Stunde an plante Reisinger, der deutschen Ausstellung in Amerika eine würdige amerikanische Gemäldeausstellung in Deutschland folgen zu lassen. Als ich vor vier Jahren in meinem Werk „Die Amerikaner" die neue amerikanische Kunst mit warmer Freude pries, begegnete ich daheim nur der Skepsis. Die Kunst hat sich seitdem kaum geändert, das deutsche Urteil aber durchaus: in internationalen Fragen, lieber Freund, muß man lediglich Geduld haben. Hoffentlich wird die Kunstbewegung dann auch dem germanischen Museum in Cambridge zugute kommen, das mit dem kaiserlichen Geschenk so stolz einsetzte und doch nicht recht vorwärts kommen kann, weil die kleine dürftige Halle vollgestopft ist und es an Mitteln zu dem notwendigen neuen Museumsbau fehlt. Professor Franckes unermüdliche Aufrufe haben kein Echo gefunden. Eine Million Mark wäre unerläßlich, aber während solche Summe sonst spielend für Harvard-Gebäude erlangt wird, versagt hier die amerikanische Freigebigkeit. Die Anglo-Amerikaner meinen, das sei eine Sache der Deutschen, die Deutsch-Amerikaner haben kein rechtes Zutrauen zu dem stockenglischen Boston und würden solches Museum wohl lieber an deutsch-amerikanischen Stammsitzen sehen, und mancher fürchtete sich wohl gar, daß eine große Schenkung für solch rein deutsches Werk Zweifel an der Waschechtheit seines Amerikanertums erwecken könnte; kurz es wäre recht sehr am Platz, wenn auch da einmal ein Stück Austausch einsetzen würde und hilfreiche deutsche Tausendmarkscheine ausgetauscht würden in Dollars für den neuen Museumsbau.

Lassen Sie mich zufügen, daß auch auf akademischem Gebiet meiner Ansicht nach der Lehreraustausch durchaus nicht das letzte Wort sein muß. Ja im Grunde halte ich den Studentenaustausch für wichtiger. Das ist ein großes Kapitel, und ich begrüße es mit Freuden, daß die Zahl der jungen Deutschen,

die zu uns an die führenden Hochschulen Amerikas kommen, stetig zunimmt. Auch da handelt es sich um viel Wichtigeres, als bloße Unterrichtsfragen. Nun werden Sie erwidern, daß gerade auf diesem Gebiet Deutschland kein sonderliches Interesse daran habe, neue Einrichtungen zu treffen und neue Bewegungen zu fördern, weil der Zustrom amerikanischer Studenten zu den deutschen Hochschulen ja seit mehr als einem halben Jahrhundert im Gange ist. Aber gerade da kann die Oberfläche sehr täuschen, und wenn Deutschland nicht auf der Hut ist, so ist ein schwerer nationaler Kulturschaden nicht zu vermeiden. Es ist ja Torheit, wenn dieser und jener wähnt, daß Deutschland kein Interesse daran habe, daß die Ausländer zu seinen Hochschulen strömen, ja daß die Ausländer den Einheimischen vielleicht die guten Plätze wegnehmen, oder die Konkurrenz im fremden Lande mit deutschem Wissen großziehen. Wer so kannegießert, denkt lediglich an die Universitäten als Unterrichtsanstalten und vergißt, daß unsere deutschen Universitäten von jeher ihren Stolz darein setzten, in erster Linie Stätten der Forschung, Stätten der produktiven Wissenschaft zu sein. Die Rolle, welche die Wissenschaft einer Nation in der Welt einnimmt, ist aber im höchsten Maße von der Achtung abhängig, welche das Ausland für sie hegt, und will die deutsche Wissenschaft ihre Führerrolle in der Welt behaupten, so genügt es nicht, daß sie solche Rolle beansprucht, sondern sie muß ihr zuerkannt werden. In keinem Lande der Welt hat deutsche Forschung so rückhaltlose Hochachtung erfahren wie in Amerika. Die amerikanischen Hochschulen, die nach englischem Muster geschaffen waren, sind in den letzten drei Jahrzehnten nach deutschen Forschungsidealen umgemodelt. Professor Brandl von der Universität Berlin schrieb in der „Deutschen Rundschau" neulich: „Die amerikanische Forschungs-Universität ist die schönste Eroberung, die wir seit Goethe in der Welt gemacht haben, und zwar geschah sie ohne unser direktes Dazutun, lange Zeit sogar, ohne daß wir es merkten." Und das ist vollkommen richtig, und wer wollte sagen, daß eine solche „Eroberung" nicht der Mühe wert sei. Aber auch in solchem Feldzug ist jedes Stillstehen ein Zurückgeschlagenwerden.

Wie kam es, daß die deutsche Wissenschaft solch unvergleichliche Hochschätzung in der neuen Welt gewann? Nicht nur durch die bloße Leistung, sondern dadurch, daß diese Leistung persönlich fühlbar wurde und vor allem sympathisch wurde den Tausenden, die den Ozean kreuzten, um zu den Füßen deutscher Gelehrter zu arbeiten. Mit Begeisterung kehrten sie heim und wurden zu Missionaren der deutschen Wissenschaft. Das aber ist nun in vollständiger Änderung begriffen. Die amerikanischen Universitäten sind emporgestiegen, und die führenden Hochschulen leisten als Anstalten für höchsten Unterricht und als Anregungsstätten der wissenschaftlichen Arbeit in vielen Gebieten das gleiche, das die deutschen Universitäten zu bieten haben. Der amerikanische Student, der vor dreißig Jahren nach Göttingen oder Gießen oder Heidelberg ging, fand dort etwas, das daheim in der Art nicht zu finden war. Heute geht der Durchschnittsstudent von Harvard vielleicht für ein paar Semester nach Berlin, genau so wie etwa ein Leipziger Student nach München geht; aber da für reine Studienzwecke es ihm bequemer ist, alles in der Muttersprache zu lernen, so gewöhnt er sich leicht daran, das, was er zu Hause haben kann, lieber zu Hause zu suchen und seine Studienreise nach Deutschland mehr nur den allgemeinen Eindrücken und weniger der Arbeit zu widmen. Und kehrt er heim, so hat er ein anregendes Jahr hinter sich, aber von formenden Einflüssen aufs Leben bleibt nicht viel übrig. Damit aber verschiebt sich notwendig die gesamte Stellung der deutschen Wissenschaft in der neuen Welt, denn die Hochschätzung, welche die deutsche Methode heute im akademischen Leben Amerikas besitzt, beruht doch im wesentlichen darauf, daß die führenden Professoren der großen Universitäten in Harvard und Columbia, in Johns Hopkins und Chicago usf. heute Männer sind, die ihre entscheidenden Studienjahre vor zwanzig oder dreißig Jahren an deutschen Universitäten verbrachten. Von dieser Art Einfluß wird, wenn sich nichts ändern sollte, in ferneren zwanzig Jahren in Amerika wenig zu spüren sein. Die Austausch-Professoren mit ihren Gastvorlesungen können derlei natürlich nicht bringen. Schon macht sich in der jüngeren Dozentengeneration sehr deut-

lich die Reaktion bemerkbar. Schon heißt es da überall, daß es die Aufgabe sei, den Einfluß der pedantischen deutschen Wissenschaft zu überwinden und höheren Idealen als denen der deutschen Forschung nachzueifern. Man will wieder mehr an Frankreich und England anknüpfen, vor allem aber aus Eigenstem schöpfen. In einigen Gruppen wird es geradezu Mode, die deutsche Wissenschaft als Kärrnerhandwerk abzutun. Und wenn diese Stimmung wächst, der amerikanische Student wirklich glaubt, daß er in Deutschland nichts Neues fände, und durch den Einfluß dieser neuen Generation die deutschen Bücher und Zeitschriften in den Bibliotheken und im Studiengang zurückgedrängt werden, so wäre damit eben jene stolzeste deutsche Eroberung in der Welt seit Goethe allmählich wieder aus der Hand gegeben.

Wer aber beide Seiten genau kennt, der kann auch heute noch die Überzeugung festhalten, daß die deutsche Universität in ihrem höchsten und besten etwas Eigenartiges zu bieten vermag, das genau gleichwertig in vielen Gebieten in Amerika nicht zu gewinnen ist. Für den Durchschnittsstudenten zweifellos besteht heute kein Unterschied mehr, und auf manchen Gebieten ist der amerikanische Hochschulunterricht, etwa in Harvard, dem deutschen entschieden überlegen, ganz abgesehen von der Ausstattung der Institute und Laboratorien und Bibliotheken. Aber für die, welche das höchste wollen, und welche die künftigen Führer der Forschung zu werden berufen sind, da gibt es ein spezifisch Deutsches, das nicht achtlos überschüttet werden darf: und hier gilt es einzusetzen. Gewiß dient auch der Zustrom der Durchschnittsstudenten der nationalen Wechselbeziehung, und persönliche Sympathien für das deutsche Volkstum wird ja auch mancher hinübertragen, der im deutschen Hörsaal vielleicht nichts empfängt, das er nicht ebenso daheim hätte einsammeln können. Einen wahren Kulturgewinn wird Deutschland aber nur dann ernten, wenn es versteht, sich der veränderten Sachlage anzupassen und sich bemüht, die Vorgeschrittensten und Höchststehenden heranzuziehen und denen durch besondere Mittel und Wege das Beste der deutschen Forschungsmethode so einzuprägen, daß es in ihrer Arbeit und ihrem Einfluß wieder nach Jahrzehnten weiter

wirkt. Die jungen Doktoren und jungen Dozenten sollten heute kommen, so wie die jungen Füchse vor dreißig Jahren kamen. Viel zu oft hört man die Klage, daß solche Leute ihre Zeit in elementaren Kollegien zu vergeuden hätten und nur mühsam den Anschluß an die rechte Arbeitsstätte fänden. Großzügige Einrichtungen für vorgeschrittenste ausländische Studenten und Gelehrte, Zentralstellen für die Verteilung wissenschaftlicher Literatur vom Ausland und zum Ausland nach dem Vorbild des Smithsonian Institut in Washington, kurz Plätze wissenschaftlichen Austausches durch Wort und Schrift, ließen sich da sehr wohl, den Verhältnissen angepaßt, errichten. Und ich sage ausdrücklich „ausländisch“, nicht nur amerikanisch. Denn wer sich in der Welt umgeschaut, der weiß, daß in gewissem Sinne ähnliches etwa für England gilt, dessen Universitäten jetzt stark unter amerikanischen Einfluß gelangen. Ich sage Ihnen aus tiefster Überzeugung, daß der Zustrom vorgeschrittener überseeischer Studenten zu den deutschen Hochschulen einer der wichtigsten Faktoren ist für die Zukunftsstellung Deutschlands in der Weltpolitik des Geistes.

Denn nur von der Politik des Geistes habe ich gesprochen. Mißverstehen Sie mich nicht, als wenn mein Betonen des nationalen Charakters dieser Bewegung bedeuten sollte, daß da Politik im engeren Sinne des Wortes bezweckt sei. Im Gegenteil, ich hege die Überzeugung, daß die Kulturpolitiker von den Parlamentspolitikern getrennt marschieren sollten, um vereint zu schlagen. Wahrlich, der deutschen Sache ist nichts gewonnen, wenn etwa Austausch-Professoren für politische Bündnisse zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten in Amerika zu schwärmen beginnen. Das amerikanische Volk, das instinktiv fühlt, daß seine Stärke darin ruht, sich von europäischen Händeln fernzuhalten, wird von solchen Bündnissen niemals etwas wissen wollen. Was da erreicht werden soll, kann auf anderem Wege sicherer gefördert werden, und jedes Anpreisen eines Bündnisses mit Deutschland weckt nur die Gegenströmung, die ein Bündnis Amerikas mit England fordert.

Das schließt natürlich nicht aus, daß auch solche Kulturarbeit sich den wechselnden politischen Verhältnissen verständnisvoll anpassen muß. So steht in der Neuen Welt ein großer poli-

tischer Wandel uns nahe bevor. Erst gestern brachte der Funkenspruch uns hier in der Mitte des Weltmeers die freilich nicht überraschende Kunde, daß Taft einstimmig zum Kandidaten der Republikaner erwählt sei, und es bedarf nicht großer Prophetengabe, um vorauszusehen, daß in ein paar Wochen in Denver die Demokraten sich Bryan zum Präsidentschaftskandidaten erküren werden. Mag dann das Volk im November entscheiden, ob Bryan oder Taft der künftige Leiter des politischen Amerika werden soll: Deutschland hat von keinem etwas zu fürchten. Beide haben Achtung und Sympathie für das Deutsche Reich und das deutsche Volkstum, beide sind gereifte Staatsmänner, die ernste Fragen ernst und vorurteilslos entscheiden werden. Aber darüber ist kein Zweifel, keiner von beiden empfindet jenes besondere Vorzugsinteresse für Deutschland, das sich aus ganz besonderen Umständen heraus bei Roosevelt entwickelte und von ihm gern und häufig markiert wurde. Jene etwas künstliche Förderung, welche die deutschen Kulturinteressen durch den Präsidenten bisher auch mit politischen Mitteln erfuhren, fällt somit künftig notwendig fort, und nur das wird daher zur Geltung kommen, was in sich selbst wertvoll ist und der Treibhausluft nicht bedarf. Ein Schaden erwächst daraus nicht, wohl aber die ernste Mahnung, in allen diesen Austauschfragen und Kulturinteressen aufmerksam zwischen dem wesentlichen Inhalt und der zufälligen Form zu scheiden, und die Form sorgsam immer aufs neue den sich schnell ändernden Verhältnissen anzupassen. Mit der Schablone läßt sich da niemals arbeiten. Ein jeder Tag bringt so neue Aufgaben und beseitigt die alten Formen, und ich bin gewiß, auch wenn wir über diese zufälligen Formen hier und da einmal nicht einig sein mögen, im eigentlichen Ziel kann für uns beide keine Verschiedenheit walten, da wir beide einig sind in der Liebe zum deutschen Volkstum und im Glauben an seine seelischen Weltaufgaben.

In alter Freundschaft

Ihr herzlich ergebener

H. M.

III.

Deutschland und der Weltfriede.*)

Ihr Kongreß hat mich eingeladen, an diesem Abend, an dem jede der großen Nationen zum Wort kommen soll, die Friedenshoffnungen vom deutschen Standpunkt aus zu beleuchten. Das stand dabei natürlich von vornherein fest, daß ich in keinem Sinne ein Delegierter der deutschen Regierung oder ein beauftragter Vertreter des deutschen Volkes bin, ja, daß ich nur als einer aus der großen Masse sprechen kann und überdies als einer, der den größeren Teil des Jahres durch das Weltmeer vom Vaterlande getrennt lebt. Vermutlich fiel die Wahl auf mich, weil ich mein Wirken der Philosophie gewidmet habe, und es somit zu erwarten war, daß ich unter dem Einfluß des größten deutschen Geistes stehen muß, unter dem Einfluß von Immanuel Kant. Kants Buch vom Ewigen Frieden — ich vergesse nicht, Herr Präsident, daß auch schottisches Blut in seinen Adern floß — ist in der Tat die tiefste Untersuchung, die der dauernden Freundschaft der Nationen gewidmet ist; Kants Forderungen, von denen die Abschaffung aller stehenden Heere nur eine ist, und alle seine Erörterungen entwickeln sich notwendig aus dem Grundsatz ewiger Gerechtigkeit. Und dieser Kantsche Geist, dieser Glaube an den Selbstwert der Gerechtigkeit, dieser Abscheu gegen unmoralische Kriege bewegt auch heute noch tief die deutsche Seele. Jede Bewegung, welche die sittliche Kraft des Friedens steigert, wird so unter den Deutschen stets warmherzige Freunde und Förderer finden.

Aber eine Bewegung fördern heißt doch wohl in erster Linie, alle Mißverständnisse und Illusionen beseitigen, da jede

*) Rede, gehalten am 15. April 1907 auf dem unter Vorsitz von Andrew Carnegie tagenden Amerikanischen Friedenskongreß in New York.

Illusion doch schließlich zum Hindernis auf dem Vorwärtsweg werden muß. Daher scheint es mir meine erste Pflicht zu sein, im Interesse des Friedens auf gewisse Irrtümer hinzudeuten, mit denen die Missionare der Friedensbewegung nur zu oft ihren Einfluß auf die deutsche Volksseele schwächen. Derlei muß Ihnen natürlich unpopulär und unwillkommen erscheinen; trotzdem sage ich es sofort freimütig heraus: die deutsche Armee wird von der Nation durchaus nicht als drückende Bürde empfunden. Im Gegenteil, die Jahre in der Armee stellen eine nationale Schulzeit dar, die Körper und Geist nur stärkt und stählt. Die Dienstzeit ist eine Zeit des Stolzes für die überwältigende Masse der deutschen Bevölkerung. Und auch das muß gesagt werden: es ist nicht wahr, daß die materiellen Opfer für das Heer zur unerträglichen Last geworden sind. Deutschland ist heute reich, und die Nation empfindet die Ausgaben für die Rüstung kaum stärker als ein vorsichtiger Bürgersmann die Ausgaben für Feuerversicherung. Selbst die Zeit, die durch den Dienst verloren geht, kommt nur wenig für die Volkswirtschaft in Betracht in einem Lande, dessen Bevölkerung sich so schnell vermehrt. Ja, wenn es wirklich einmal zum Kriege kommen sollte, so würde sogar der Verlust von Leben und Eigentum nicht von entscheidender Bedeutung sein, denn schließlich ist das ja sicher, daß Krankheit und selbst Leichtsinn noch viel häufiger blühendes Leben zerstören. Amerikanische Eisenbahnen haben sicherlich mehr unnötige Verletzungen und Tötungen bewirkt als alle amerikanischen Kanonen, und der Fortschritt der neueren und nicht zum mindesten der deutschen Pathologie hat mehr Leben gerettet, als die Verhinderung der letzten Kriege hätte retten können.

Solche materialistischen Argumente werden stets wirkungslos bleiben, wenn der Kern der deutschen Nation erreicht werden soll. Für die wahren Deutschen ist es, wie es für Kant war, eine sittliche Frage. Aber gerade deshalb ist es für den Deutschen unmöglich, den Krieg unter allen Umständen als das schlimmste Übel hinzustellen. Immanuel Kant hatte sicherlich keine idealistischeren Apostel als Fichte und Schiller. Und doch war es Fichte, der durch seine Reden an die deutsche Nation das

Volk zum Kriege stachelte, damit es die Schmach des Napoleonischen Joches endlich abwarf. Und laut ruft Schiller in die Seele jedes deutschen Knaben: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre.“ Dem Deutschen erscheint der Krieg wohl wie eine Krankheit, die das Leben bedroht. Aber er fühlt mit Schiller, daß das Leben nicht der Güter größtes ist, — der Übel größtes aber ist die Schuld. Würden diese idealistischen Grundüberzeugungen der deutschen Seele besser verstanden, so würden die Friedensfreunde viel eher imstande sein, den Hebel an der rechten Stelle anzusetzen, anstatt ihre Sache preiszugeben durch unwirksame Berufung auf reine Nützlichkeitsmotive.

Aber gerade, weil Krieg und Friede für das deutsche Volk eine sittliche Frage bleibt, deshalb ist es sinnlos und abgeschmackt, die deutschen Motive zu verdächtigen und Deutschland als eine Quelle der Gefahr für den Frieden der Welt zu betrachten. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß es heute kein festeres Bollwerk des Friedens gibt als den guten Willen und die Aufrichtigkeit der deutschen Nation, und keine frivolere Bedrohung des Friedens gibt es als die albernen Verdächtigungen deutscher Absichten, wie sie in den Zeitungen und Versammlungen vieler Länder und nicht am wenigsten hier in Amerika üblich sind. Verleumderische Gerüchte sind leicht in die Welt gesetzt, aber die Richtigstellungen folgen langsam und schwerfällig: Herr Präsident, Sie sollten neben Ihrer Behörde für vereinfachte Rechtschreibung vor allem eine Behörde für vereinfachte Richtigstellung gründen.

Ich sagte, das Grundmotiv für den Deutschen, den Frieden nicht zu stören, ist der sittliche Wille; aber darüber dürfen wir nicht vergessen, daß, auch wenn das Gewissen schwiege, es doch an jedem Reize fehlte, den Deutschen zu einem vermeidbaren Kriege zu spornen. Das romanische Temperament ist leicht erregbar, aber der Deutsche ist phlegmatisch; das angelsächsische Temperament verlangt Wetten und Sport und sucht so immer einen Rivalen zu übertrumpfen; aber der ruhige Deutsche ist vielmehr geneigt, das Rechte nur um seiner selbst willen zu tun. Es gibt ja auch Völker, die den Krieg nötig haben,

um innere Schwierigkeiten zu überwinden, aber die inneren Verhältnisse Deutschlands sind harmonisch und glatt; andere Völker suchen Krieg, um ihr Land auszudehnen, aber Deutschland hat große Kolonien, mit deren Ausbau just erst begonnen wird, so daß es für lange Zeit hinaus genug zu schaffen gibt. Das ganze nationale Leben ist auf beharrliche Arbeit zugeschnitten, Arbeit, die nichts nötiger gebraucht als die Segnung des Friedens. Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Kunst, innere Freiheit und sozialer Ausgleich erfüllen die deutsche Volksseele heute eindringlicher und lebhafter denn je zuvor; nie zuvor bewegte sich innere und äußere Entwicklung in solcher Harmonie; nur das eine tut not, daß alles im Sonnenschein des Friedens bleibe, und wer trotz alledem Halluzinationen sieht von düsteren, friedenstörenden Plänen im Grunde der deutschen Seele, der fälscht Geschichte und bedroht die Zukunft.

Daraus folgt noch durchaus nicht, daß jedermann in Deutschland etwa von jedem Schiedsgerichtsplan sofort entzückt sei, obgleich auch die Schiedsgerichtsbewegung zweifellos in Deutschland im Wachsen ist. Aber da lauert wohl noch in manchen Kreisen das instinktive Gefühl, daß es eigentlich unmöglich sei, einem internationalen Gerichtshof den gleichen Grad von Unparteilichkeit zu geben wie einem bürgerlichen Gerichte; die Interessen aller Nationen sind zu sehr miteinander verwoben: der Richter ist da immer noch bis zu einem gewissen Grade auch Partei. Ein Schiedsgericht erzwingen wollen, legt daher noch zu häufig den Verdacht selbstischer Politik nahe. Auch ist es nicht nach jedermanns Geschmack, patriotische Streitigkeiten einfach den Künsten streitender Anwälte ausgeliefert zu sehen oder den Zänkereien von „Sachverständigen". Dieser und jener mag wohl gar fürchten, daß zu viel laute internationale Diskussion für sich allein schon eine Quelle der Gefahr sei; wenn es wahr ist, daß Krieg Krieg brütet, so ist es sicherlich erst recht wahr, daß Konferenzen Konferenzen brüten. Zu viel Reden über abweichende Meinungen hat aber leicht die Tendenz, die Gegensätze zu verschärfen. Die Deutschen fühlen daher, daß es einen Weg gibt, der noch besser ist, als Schiedsgerichte im Streit zu suchen,

nämlich Streit überhaupt von vornherein zu vermeiden. Bezeugen das nicht die deutschen Zollverhandlungen mit den Vereinigten Staaten aufs lebhafteste? Ja, zeigt nicht die Geschichte es längst mit stolzem und schönem Ergebnis?

Wenn wir zurückblicken auf das letzte drittel Jahrhundert, so sehen wir große und kleine Kriege: England, Rußland, Spanien, Frankreich, Italien, Türkei, Japan, China, sogar Amerika hatten Krieg, aber das deutsche Volk ging still seinen Weg in Frieden. Und der Geist dieses neuen Deutschland, das sich danach sehnt, zu schaffen und nicht zu streiten, fand seinen bedeutsamsten Ausdruck in dem genialen Fürsten auf dem Kaiserthron. Wie haben die Vorurteile der ganzen Welt ihn als den ruhelosen Kriegsucher unserer Zeit verdächtigt, und wie hat er es, in rüstiger Kraft, bewiesen, daß seine Herrschaft der stärkste Einfluß für Völkerfrieden und Freundschaft ist! Amerika weiß das aus reichster Erfahrung; Amerika weiß, wie er den Bruder und immer neue Vertrauensmänner, wie er Professoren und Künstler, wie er Sportjachten und Museumsschätze über den Ozean sandte, um seine Freundschaft zu bekunden, und die Kriegsschiffe kommen nur, um bei dem Friedensfest von Jamestown mitzufeiern. Ist es da nicht höchste Zeit, daß die nichtswürdigen Vorurteile endlich ertränkt werden? Wenn die Welt endlich den wahren Geist Deutschlands erblicken würde, dann wäre Ihre edle Friedensbewegung um einen mächtigen Schritt gefördert. Ja, falls ein Bildhauer eine Statue der Friedensgöttin in Marmor gestalten wollte, so würde er wahrlich sicher gehen, wenn er als sein Modell die hehre Germania wählte, wie sie dasteht mit der Kaiserkrone auf dem Haupt, mit dem unbefleckten scharfen Schwert in der Hand, die milden Augen ruhevoll hinausblickend auf ein ernstes, aber glückliches Volk, das seine ganze Seele den ewigen Gütern friedlicher Arbeit hingibt.

IV.

Der Kosmopolitismus in der Wissenschaft. *)

Meine Herren Kosmopoliten! Der trophäengeschmückte Saal, in dem Sie den ersten Geburtstag Ihres Klubs heute feiern, mahnt mich eindringlich daran, wie vielfach doch die Mittel und Wege sind, um die Völker einander nahe zu bringen und freundschaftlich zu vereinigen. Ich muß der vielen schönen Feste gedenken, die ich hier in der Harvard-Union in studentischem Kreise mitgemacht und die so oft in immer neuen Formen der Harmonie der Nationen gedient. Erst vor ein paar Wochen feierten wir in diesem Saal ein Fest, das der deutsche Harvardverein zu Ehren Doktor Mucks veranstaltete, des genialen Dirigenten der Bostoner Sinfoniekonzerte, der zu seinem Berliner Posten heimkehren mußte. Als ich die Abschiedsrede halten sollte, sagte ich aus tiefster Seele: Freund Muck, Musik ist die edelste aller internationalen Sprachen; wer in Tönen spricht, läßt die Völker vergessen, daß sie gespalten sind; wer in Tönen spricht, ist somit stets ein willkommener Botschafter der Völkerfreundschaft und des Friedens. Ein paar Monate vorher begrüßten wir in diesem Saal in festlichem Kreise die Seeoffiziere des deutschen Kreuzers, der einige Zeit im gastlichen Hafen von Boston lag. Als ich wieder die Rede halten sollte, sagte ich: Meine Herren Offiziere, die Kanonen der Kriegsschiffe sprechen

*) Die folgende Ansprache hielt ich in englischer Sprache am 29. Mai 1908 beim ersten Jahresbankett des Cosmopolitan Club in der Harvard Union. Der Cosmopolitan Club ist ein Verein von Harvardstudenten, der teils aus Ausländern besteht, teils aus Amerikanern, die sich für das Ausland interessieren. Er umfaßt Deutsche, Franzosen, Engländer, Spanier, Russen, Schweden, Mexikaner, Inder und etwa zwanzig Japaner und Chinesen. Erster Vorsitzender ist ein Deutsch-Amerikaner, H. v. Kaltenborn, zweiter ein Chinese. Die Harvard Union ist ein großes, von mehreren tausend Studenten benutztes Klubgebäude auf dem Boden der Harvardanlagen. Bei dem Bankett sprach zuerst Präsident Eliot auf Harvards Beziehungen zum Ausland.

die lauteste aller internationalen Sprachen. Und mit einer Logik, die mancher Präsidentenbotschaft gute Dienste tat, fügte ich hinzu: die donnernden Argumente dieser kosmopolitischen Sprache wirken am sichersten für den Frieden und so für die Einigkeit und die Freundschaft der Völker.

Noch früher feierten wir hier den begeistertsten Propheten des Esperanto. Mit gutem Gewissen konnte ich zu ihm sagen: Esperanto ist sicherlich die „ausnahmsloseste" aller internationalen Sprachen, und wenn sie dereinst auch nur einen winzigen Bruchteil von dem erfüllen sollte, was sie heute erträumt, so würde sie doch noch schöne Dienste leisten für das Werk des wechselseitigen Verständnisses der Völker und so für Harmonie und Frieden. Und noch früher jubelten wir in dieser Halle einem Prinzen zu. Aus tiefster Überzeugung sagte ich zu ihm: die Republiken sind heute leichter erregbar als die Monarchien, und in den monarchischen Staaten ist die Bevölkerung nervöser als die Dynastie; so sind die Fürstenhäuser heute die eigentlichen Stützen des ruhigen Gleichgewichts in der Welt, und die monarchische Tradition spricht die besonnenste aller internationalen Sprachen; Prinzen sind so auch der demokratischen Neuen Welt willkommene Boten des Friedens. Und letzten Frühling sahen wir hier die feierlichen Delegaten zum amerikanischen Friedenskongreß, mit meinem Freunde Stead aus London an der Spitze, und als ich den Vorsitz der Versammlung hier in der Union übernahm, sagte ich aus vollem Herzen: sogar Sie, meine Herren Delegierten, können der Sache des Friedens nützen, besonders dann, wenn Sie nicht gar zu viele Reden über den Frieden halten!

Aber von allen kosmopolitischen Erinnerungen, die sich in meiner Seele an diese festfrohen Hallen der Harvard-Union knüpfen, ist doch keine so eindringlich und lebhaft, keine so erfüllt von dem Gefühl der Völkereinigkeit wie der Gedanke an jene Gelehrtenschar, die Harvard auf dem Rückweg von der Weltausstellung in St. Louis besuchte. Hunderte der bekanntesten Gelehrten der Welt hatten den Ozean gekreuzt, um an dem Internationalen Gelehrtenkongreß damals in St. Louis teilzunehmen. Von allen Ländern des Erdkreises waren sie zu-

sammengeströmt, alle denkbaren Gebiete der Wissenschaft waren vertreten, das Sprachengewirr klang entmutigend — und doch von der ersten Stunde in der Kongreßhalle der Weltausstellung bis zu dem letzten Sammeln hier unter den Ulmen von Harvard gab es nur das eine Gefühl der Brüderschaft, nur den einen Gedanken der geistigen Kameradschaft. Es war, als ob alle Grenzlinien verwischt wären. Ja, niemals werde ich den feierlichen Augenblick vergessen, wie Hozumi, der bekannte Rechtsgelehrte der Universität Tokio, seine überwältigend schöne Rede auf die einigende Kraft der Wissenschaften hielt. Der Russisch-Japanische Krieg tobte damals am furchtbarsten. Hozumi aber ergriff am Schluß seiner Rede die Hand von Blacklund, dem Astronomen aus Pulkowa in Rußland, und rief unter stürmischem Jubel der ganzen Schar: hier, dieses Katheder der Wissenschaft, ist der einzige Platz unter der Sonne, auf dem Japaner und Russen in wechselseitigem Verkehr, in gemeinsamem Fühlen, in ehrlicher Einigkeit einander die Hände reichen können. Wahrlich, nicht Musik und nicht Esperanto, nicht Diplomatie und nicht Kanonendonner kann ernste Männer so zusammenfügen, wie es die gemeinsame Arbeit der Wahrheitsucher vermag; die Wissenschaft ist die eindringlichste kosmopolitische Sprache.

Doch dieses wertvolle Gefühl wird gar zu leicht arg mißverstanden. Weil zweimalzwei überall in der Welt genau gleich vier ist, deshalb scheint es gar zu vielen selbstverständlich, daß alle Wahrheit und alles Wissen farblos und vaterlandslos ist und sein muß: gleichförmig in jedem Winkel der Erde. Aus tiefster Überzeugung glaube ich, daß solches Wähnen ein schwerer und gefährlicher Irrtum ist: die Wissenschaft soll die Nationen zusammenführen, aber darf dabei niemals ihren nationalen Charakter verlieren, wenn sie nicht ihre beste Spannkraft einbüßen soll. Die Wissenschaft jeglichen Landes bedarf nicht nur des Ausdrucks in der nationalen Sprache, sondern verlangt auch das eigene und besondere Gefüge des Gedankens, die eigene Stellungnahme, die eigene Art des Zugreifens und Durchführens, die eigene geistige Grundlage, das eigene Temperament, den eigenen geschichtlichen Hintergrund. Die Wissenschaft ist in diesem Sinne gerade so national wie die bildende Kunst und die Poesie.

Dieser Nationalcharakter der Forscherarbeit wird so leicht unterschätzt, weil gar zu viele noch sich vorstellen, daß Erkenntnis nichts als die Entdeckung einer fertig vorliegenden Wirklichkeit sei. Aber solche Unphilosophie sinkt heut nunmehr langsam dahin. Unsere Zeit begreift allmählich besser, daß die Wirklichkeit, welche der Mathematiker und der Chemiker, der Philosoph und der Historiker suchen, nicht vorher bereits fertig gegeben, sondern daß sie selbst erst durch den denkenden Geist ihre gültige Form gewinnt. Der Zielen zustrebende Denker und Forscher arbeitet aus dem unmittelbaren Erlebnis die dauernde Wirklichkeit heraus; gewiß schafft er sie nicht nach seiner Einzellaune, sondern sein Ziel ist die ewig wertvolle Formung, aber er bleibt es doch, der sie schafft und seines Geistes Wesen und der Gehalt seines Erlebnisses muß in seine Schöpfung übergehen. Ja, die Wahrheit gleicht niemals einem Stein, der aus dem Erdgrund des Lebens herausgegraben wird, sondern gleicht einer Statue, die aus der Tonerde des Lebens geformt und gestaltet wird, bis sie dem Ideal genügt.

Das kosmopolitische Bemühen in der Wissenschaft soll also wahrlich nicht die nationale Eigenart der Forscherwerke zerstören. Um so mehr aber wird sie darauf hinwirken, daß ein wechselseitiges Verständnis für diese nationalen Eigenarten gewonnen wird, daß Vorurteile verschwinden und daß miteinander wirklich Fühlung genommen wird. Nationale Vorurteile großziehen und in Unkenntnis der fremden Leistung verharren, ist sicherlich nicht nationale Stärke, sondern provinziale Schwäche. Solchen Provinzialismus sehen wir überall um uns. Der Zufall wollte es, daß ich heute früh zwei Arbeiten durchsehen mußte, die über genau dasselbe logische Thema geschrieben waren; die eine kam aus Deutschland, die andere aus Oxford; jede der Arbeiten führte über hundert Titel und Quellen auf: die deutsche nicht einen einzigen nichtdeutschen Büchertitel, die englische nicht einen einzigen nichtenglischen. Durch solche Unkenntnis wird nicht nur für die Weltarbeit Kraft verloren, sondern vor allem jene einzigartige Förderung wird versäumt, die gerade aus der Berührung mit dem fremden nationalen Temperament entspringt.

Erst dann können die hemmenden Vorurteile verschwinden. Gewiß ist es schwer, das besondere Wesen einer Nation deutlich und klar zu erfassen. Nach einem niedlichen Erlebnis, das ich vorige Woche genoß, möchte ich fast glauben, daß wir am besten täten, bei den Schulkindern anzufragen. Ich besuchte eine Volksschule in der Stadt Buffalo. Der Leiter der Schule führt mich in die Geschichtsklasse, wo die Kinder wohl gerade vorher einiges über die römischen Familienverhältnisse gelernt hatten. Als erste Frage, die ich hörte, begann die Lehrerin: worin unterscheidet sich wohl das Leben der alten Römer am stärksten von unserem modernen amerikanischen Leben? Und der kleine Junge, auf den sie wies, stand artig auf und antwortete schlicht mit den köstlichen Worten: Bei den alten Römern war der Vater das Haupt der Familie!

Ernsthaft: es ist schwer, das Wesen eines Volkes vorurteilslos zu erfassen und vielleicht am schwersten, seiner wissenschaftlichen Eigenart gerecht zu werden. Welche grenzenlos törichten Vorurteile stehen etwa hier in unserer Harvardatmosphäre der deutschen Wissenschaft gegenüber. Immer aufs neue wird es aufgetischt, daß deutsche Forschung nur kleinliche, pedantische, im Grunde gleichgültige Spezialistenarbeit sei, ohne Gefühl für die Form und vor allem ohne weite Gesichtspunkte, ohne Perspektive, ohne Erfülltheit, ohne Lebendigkeit. Man spricht, als ob die Durchschnittsfabrikanten deutscher Doktordissertationen die eigentlichen typischen deutschen Gelehrten sind und Männer wie Kant und Hegel, Helmholtz und Liebig, Virchow und Koch, Ranke und Mommsen nur zufällige Zutat waren.

Doch wichtiger noch als die deutliche Erkenntnis der fremden Eigenart, ist die praktische Berührung und Durchdringung. Es gilt das Andersartige zu prüfen und zu versuchen, ohne das Eigene preiszugeben; es auf sich wirken zu lassen, ohne es sklavisch nachzuahmen; es in sich aufzunehmen und doch sein eigner Meister zu bleiben. Gerade das scheint mir die wundervolle Aufgabe des amerikanischen Gelehrten zu sein. Die Länder, in denen die schöpferische Wissenschaft eine lange Geschichte hat, sind dem fremden Einfluß notwendig weniger

zugänglich; zu ihrer fertigen Eigenart gehört bereits die Abgeschlossenheit, die doch im Grunde verkümmernd wirkt. Der Amerikaner aber, dessen eigentliche produktive Wissenschaft den letzten Jahren zugehört, hatte und hat die unvergleichliche Gelegenheit, seine Forscherkräfte unter dem Einfluß aller Nationen zur Entfaltung zu bringen. Er konnte die Breite und Weite der englischen Kultur in sich aufnehmen und mit ihr die leuchtende Klarheit des französischen Denkens, die meisterhafte Gründlichkeit und Tiefe der deutschen Forschung, die Phantasie des fernen Orients auf sich wirken lassen, um schließlich alles mit amerikanischer Energie und Erfindungsgabe und geistiger Beweglichkeit zu verarbeiten.

So mag die amerikanische Wissenschaft vielleicht dem Ideal des wahrhaft kosmopolitischen Gelehrten am nächsten kommen, aber auch der amerikanische Gelehrte ist im Grunde durchaus national, und je mehr sich die schon heute deutlich erkennbaren Züge ausreifen werden, desto mehr wird ihr nationaler Charakter sich geltend machen. Die wahre kosmopolitische Wissenschaft ist niemals Wissenschaft ohne ein Vaterland; sie ist Wissenschaft, die von allen Nationen vorurteilslos gelernt hat und allen Nationen dienen will — dienen durch ihre eigenste nationale Erleuchtung, ihr eigenstes nationales Temperament und ihren eigensten nationalen Genius. Meine Freunde, Ihr kosmopolitischer Studentenklub wird blühen und gedeihen, solange auch Sie sich deutlich bewußt bleiben, daß der kosmopolitische Geist der Wissenschaft, der Sie hier auf altehrwürdiger Wissensstätte zusammenführt, dem Geist der Einzelnation nie feindlich gegenüberstehen darf, sondern stetig ihn voraussetzt und ihn zu Ehren bringt.

V.

Das Deutschtum und die Temperenz.

Meine deutschen Freunde! Rückhaltlos bin ich gegen staatliche Erzwingung der Abstinenz in Amerika; die Prohibitionsgesetzgebung erscheint mir unweise und falsch, ja in hohem Maße gefährlich; die Prohibitionswelle, die das Land zu überfluten droht, muß unbedingt aufgehalten werden! Sie klatschen Beifall, weil ich da ausspreche, was Sie alle fühlen und was Sie und die Deutschen im ganzen Lande seit Jahr und Tag mit wachsender Leidenschaft verkündet haben. Ihr Jubel grüßt mich als Mitkämpfer, und doch, ich würde dem Ernst der Frage nicht gerecht, wenn ich mit höflicher Phrase den Gegensatz vertuschen wollte, der uns trennt. Ja, an der Schwelle schon muß ich es aufrichtig bekennen, daß ich Ihren Kampf in mancher Beziehung mißbillige und beklage.

Sie kämpfen, Mann für Mann, diesen Krieg gegen Prohibition als Deutsche; und hier schon setzt mein Bedauern ein. Niemand wünscht sehnlicher als ich, daß die Deutsch-Amerikaner sich am öffentlichen Leben ihrer neuen Heimat wacker beteiligen und nicht zurückstehen etwa hinter den Irländern, deren mächtiger Einfluß sich so oft im politischen Streite hier geltend machte. Aber das ist wahrlich keine Erfüllung unserer stolzen Hoffnungen, wenn das einzige Ideal, das alle Deutschen zu gemeinsamer Tat zusammenruft, immer und immer nur der ungehinderte Bierausschank sein soll.

Was die Deutschen als einzelne für die Kulturarbeit des Landes getan, ist hier nicht in Frage: politisch waren sie stets gespalten und zersplittert und gar zu viele standen teilnahmslos zur Seite. Wenn einmal ein gemeinsamer Wunsch sie zusammenrief, so war es ein kurzes Aufflackern ohne nachhaltige Wirkung und wohl auch ohne staatsmännische Weisheit. In den

letzten zehn Jahren gab es, wie Sie sich entsinnen, nur einmal solchen Anlaß; als nach dem Spanischen Krieg die Bevölkerung eine Annäherung an England zu suchen schien, da schien sich plötzlich das Deutschtum zu sammeln und gegen jeden Bündnisversuch Partei zu ergreifen. Weitblickend war das nicht, denn, was die Stunde für das Interesse der Deutschen damals forderte, war nicht eine Auflehnung gegen England, zumal ein wirkliches Bündnis nie zu erwarten war, sondern vielmehr eine Hinüberziehung Deutschlands in den neuen Freundschaftskreis. Aber wenn die Bewegung auch unrichtig war, es war doch wenigstens eine einheitliche Bewegung; am nächsten Tage schon versagte sie, und wieder blieb das Deutschtum lässig oder geteilt.

Inmitten dieser politischen Unbetätigung der Deutschen als Deutschen gibt es nun immer nur das eine Banner, das nie entfaltet wird, ohne daß die Massen begeistert zu jedem Opfer bereit sind, das Banner des Gambrinus. Es braust ein Ruf wie Donnerhall unter den Deutschen von New York bis San Franzisko, sobald das Recht des vollen Bierseidels bedroht wird. Der Kampf gegen Temperenz, der allen Bevölkerungsschichten gleich wichtig sein könnte, ist fast ausschließlich Sache der Deutschen geworden, und was viel kläglicher ist, die Sache der Deutschen wurde fast ausschließlich zum Kampf gegen die Temperenz. Wer kann ermessen, wie arg die Würde und der sittliche Wert und der höhere Einfluß des Deutschtums dadurch im ganzen Lande gelitten hat. Wie soll der Anglo-Amerikaner das deutsche Element als solches wirklich ernsthaft in Rechnung bringen, wenn er mehr und mehr sich gewöhnt, das Interesse des Deutschtums mit der Bierfrage gleichzusetzen. Die Deutschen berauben sich selbst ihrer besten Wirksamkeit im öffentlichen Leben, indem sie sich ausschließlich zum Bannerträger für eine Forderung hergeben, die in jedem Falle zu den Niederungen des Lebens gehört und der so viele der Besten mit reinstem Gewissen entgegentreten. Wie anders hätte sich die Rolle der Deutsch-Amerikaner entwickelt, wenn etwa die deutschen Vorkämpfer gegen Korruption in der Stadtverwaltung oder gegen Ausbeutung im Geschäftsleben oder gegen Boßwirtschaft in der Politik ge-

kämpft hätten, aber da haben zu viele aus den eignen Reihen still mitgemacht und die meisten haben fein stillgeschwiegen: nur Prohibition fand alle stets auf der einen Seite und zum lauten Protest bereit.

Gerade der Deutsche hätte zögern sollen, in diesem Kampf die Führung zu übernehmen, denn seine Erinnerungen an die alte Heimat, so freudig und rein und schön in tausend Weisen, sind doch zu arg getrübt, wenn er der Schäden gedenkt, die das deutsche Volk durch den Übergenuß von Bier erleidet. Gewiß möchten wir manches daheim anders sehen, manches, das hier in der Neuen Welt gesünder und reiner ist; wir denken da mit Unbehagen an die Liederlichkeit im Geschlechtsleben, an das Strebertum im Berufsleben, an Neid und Mißgunst im sozialen Leben, an das wuchernde Übel der Geldheirat, Schäden, die in dieser Art dem amerikanischen Volksgeist erspart sind — aber vielleicht kommt doch alles das nicht den Trinkunsitten gleich, die Leib und Seele der Nation herabziehn. Wenn ich an meine Harvardstudenten denke, an die Tausende, für die ein Glas Bier oder Wein nur festliche Ausnahme bildet und die statt dessen ihre Freude in Sport und körperlichen Spielen finden, jene schlanken frischen Gestalten — dann stelle ich daneben nur zagend das Bild der vielen deutschen Studenten, die durch bloßen Gewohnheitszwang mit geisttötendem Bierkomment ihre Kräfte in räuchrigen Kneipen vergeuden, um dann später im Amtsleben dem Frühschoppen weiter zu huldigen und dem Stammtischstumpfsinn sklavisch ergeben zu bleiben, aufgedunsen vom Biergenuß, kleinlich, trivial und streberhaft entartet. Fern bin ich von dem Radikalismus jener deutschen Nervenärzte, die heute schon fordern, daß Deutschland vollständige Abstinenz erzwingen solle; ich würde das überall für einen schweren Fehler halten. Aber darüber kann mir kein Zweifel bleiben: der wird des deutschen Volkes größter Wohltäter sein, der den Trinkteufel endlich in die Flucht jagt. Der Einfluß, den der ungeheure Biergenuß auf den Volkscharakter hat, ist Deutschlands schwerstes Hemmnis in der Welt. Just aus der Ferne über das Weltmeer sollten wir das deutlich erkennen und sollten aussagen: in vielen andern Fragen dürfen

wir den Lehrmeister spielen, in der Frage des Trinkmaßes aber müssen wir bescheiden und zurückhaltend sein, denn der bloße Stolz, daß wir zehn Maß Münchner „vertragen" können, erhebt uns wahrlich nicht.

Aber da die Deutschen nun trotzdem den Kampf aufgenommen: wie steht es mit ihren Waffen im Gefecht? Tausende von Flugschriften und Wahlkampfblättern, von Reden und Aufsätzen, in deutscher und in englischer Sprache, sind in ungeheuren Stapeln über das Land versandt worden: dürfen wir uns darüber täuschen, daß gerade die lautesten Aufrufe hohl und gehaltlos klingen? Nur zu viel von dem maßlosen Kampfgeschrei muß die Besonnenen geradezu ins Lager der Gegner treiben. Der entscheidende Schlachtruf in der gesamten deutschamerikanischen Bewegung gegen Prohibition ist seit Jahren in Ost und West immer der gleiche; es gilt, die persönliche Freiheit zu retten! Auf den ersten Blick mag es ja scheinen, als wenn die Parole mit raffiniertem Geschick gewählt sei. Für das Bierfaß zu streiten, würde ja würdelos dünken, aber persönliche Freiheit ist das Heiligtum des echten Amerikaners; wer für die Freiheit streitet, kämpft für die Grundlage der amerikanischen Demokratie. In Wahrheit aber hätte sich keine ungeschicktere Parole ersinnen lassen. Der ernsthafte Amerikaner erinnert sich zu lebhaft, wie oft die Förderung der Freiheit zum Deckmantel für jeden Übergriff, jede Erdrosselung der Schwachen wurde. Im politischen und sozialen Streit wurde ja niemals genau geprüft, wo die Freiheit aufhört und die Willkür, ja die Zuchtlosigkeit und Anarchie beginnt. So ist das Schlagwort denn zu schnell abgenutzt; wenn immer beide Seiten im Kampf für die Freiheit eintreten, so wird es zu rasch klar, daß alles nur von der Deutung des Wortes abhängt, und wenn der Mißbrauch der hehren Forderung erst einmal durchschaut ist, so wendet sich der ärgerliche Widerwille mit besonderer Schärfe gegen jedes selbstische Verlangen, das sich als ideales Streben nach Freiheit aufspielt. Dieser verletzende Gegensatz tritt in diesem Falle für den angloamerikanischen Geist fast unverhüllt hervor; würde der Deutsche seine Biergewöhnung mit sozialen Gründen zur Geltung bringen,

so würden die Gegner es hinnehmen; pocht er aber auf das heilige Recht der amerikanischen Freiheit und hüllt das Streifen- und Sternenbanner um die Tonne, so darf er sich kaum wundern, wenn der Unwille zu törichter Wut wird.

Wir alle wissen, daß es kein Gesetz gibt, welches nicht irgendwie die persönliche Freiheit einschränkt. Ja, wir wissen auch, daß gerade in wirtschaftlichen Fragen die persönliche Freiheit in Amerika gesetzlich in mancher Beziehung mehr eingeengt ist als in Europa; mancher Kauf und Verkauf, der drüben erlaubt wäre, gilt hier als gesetzlich unberechtigte Aufhebung des Wettbewerbs: in der rechten Beschränkung des freien Verfügungsrechts liegt eine der vornehmsten Aufgaben des Staates. Wer den Flugschriften trauen wollte, würde freilich zufügen, daß es eine Sünde gegen den Geist Amerikas sei, auch da einzuschränken, wo kein Dritter geschädigt wird und so alles mit voller Zustimmung der Beteiligten erfolgt. Aber das ist leere Ausflucht. Denken Sie doch, mit welcher Strenge Amerika etwa das Glücksspiel verfolgt, auch wenn alle Teilnehmer einverstanden sind und kein Außenstehender geschädigt wird, oder die Vielehe, auch wenn alle Frauen bereit sind, oder Verirrungen des Geschlechtslebens oder obszöne Lektüre oder den Verkauf von Opium und Morphium und Kokain oder den Vertrag, der ein Sklavenverhältnis herstellt und so vieles andere, das auf freier Zustimmung aller Beteiligten beruht. Gewiß wäre es denkbar, daß eine Mehrheit im Staate der Minderheit Gesetze aufzwingt, die der Verfassung widersprechen, aber gerade dann bewährt sich das wundervolle Gefüge der amerikanischen Konstitution mit dem unvergleichlichen Einfluß des obersten Gerichtshofs. In der Frage der Prohibition hat der oberste Gerichtshof längst gesprochen. Wir wissen, daß amerikanisches Recht dem Staat die Macht zuschreibt, das Trinkverbot zum Gesetz zu erheben. Von einer Bedrohung der Freiheit im rechtlichen Sinne darf also nicht die Rede sein.

Gewiß gibt es ein noch höheres Recht als das juristische. Was der oberste Gerichtshof spricht, kann niemals Unrecht sein, aber das Recht, das er schafft, könnte unsittlich sein: das Gewissen mag sich darüber erheben. So mag der Mormone, dem

die Vielweiberei religiöse Pflicht ist, das Recht des Landes verdammen; selbst der Impfgegner mag sich gegen das Gesetz als Eingriff in die persönliche Freiheit auflehnen, wenn er die sittliche Überzeugung hegt, daß wir kein Recht haben, Gift in den kindlichen Organismus einzuimpfen. Wenn aber der Morphinist es als sittliches Verlangen hinstellen wollte, daß sein Trieb befriedigt werde, so wird jeder Besonnene die Achseln zucken. Nein, von einem Recht auf persönliche Freiheit darf nicht gesprochen werden, wenn der Staat seine Polizeigewalt ausübt, um die Befriedigung eines Triebes zu hindern, der einer Mehrheit von Bürgern schädlich und gefährlich erscheint. Sie verbieten ja gar nicht den Genuß, sie verbieten das Angebot und die Versuchung.

Aus seiner stolzen Position verdrängt, kommt freilich der Deutsche schnell zu neuer verschanzter Stellung. Es sei lächerlich, von Schaden und Gefahr zu sprechen; die Temperenzgesetze seien daher, wenn nicht unsittlich und ungerecht, so doch sicherlich eine überflüssige Belästigung und eine törichte Verkümmerung harmloser Lebensfreude. Im Übermaß genossen, könne alles schädlich werden; jedes Heilmittel wirke verderblich, wenn es unsinnig verwendet wird, und jedes Nahrungsmittel könne für den, der keine Grenze kennt, gefährlich werden. In maßvoller Weise getrunken, so wie es etwa in Deutschland üblich sei, könne Bier und Wein als ganz harmlos, ja als förderlich für das Volkstum gelten. Immer wieder hören wir diese Botschaft und doch schlägt sie allen Tatsachen ins Gesicht: wahrlich, solange die Deutsch-Amerikaner an den ungeheuren Schäden und Gefahren des Alkohols lächelnd vorüberschreiten und sie durchaus nicht sehen wollen, verdienen sie nicht, zu Hütern der Volkssitten erhoben zu werden. Wer durchaus nicht sehen will, kann kein Vertrauen erheischen. Wer in der Trinkfrage ein entscheidendes Wort heute mitreden will, muß in der Tat zunächst bekunden, daß er wenigstens Verständnis für die ungeheuren Gefahren besitzt und nicht wie ein Kind ist, das mit der brennenden Kerze spielt, ohne zu ahnen, daß solche Flamme auch Städte einäschern kann.

Die schlimmsten Wirkungen des Alkohols sind ungreifbare;

sie liegen auf geistigem und moralischem Gebiet. Aber auch wenn nur die greifbaren und geradezu statistisch nachweisbaren Folgen beachtet werden, erweist sich der Schaden als ein furchtbarer. Wie sieht es denn in Deutschland damit aus, das nach kürzlich erschienener Zusammenstellung etwa 419 Millionen Mark für sein öffentliches Schulwesen und 2826 Millionen Mark für alkoholische Getränke im Jahre verausgaben soll? Die Schädigung für Herz, Blutgefäße, Magen und Leber summiert sich Tag für Tag auch für die Trinker, die sich selten geradezu betrinken. Zwei Drittel der Geschlechtskrankheiten werden im Rausch erworben. Die unheimlich zunehmenden Gehirnkrankheiten weisen auf kein andres ursächliches Moment so häufig hin; nahezu ein Drittel aller psychisch Erkrankten sind durch den Alkohol zerrüttet. Und trostloser der Ausblick auf die Nachkommenschaft: unter den Kindern der Trunksüchtigen sind etwa drei von vier geistig minderwertig, blödsinnig oder epileptisch. Unter allen geistig verkrüppelten Kindern Deutschlands stammen mehr als die Hälfte von Trinkern. Breiter aber als der Weg zum Krankenhaus ist der Weg zum Zuchthaus. Die Statistik der männlichen Sträflinge in preußischen Strafanstalten zeigt, daß im Zuchthaus 45 Prozent, im Gefängnis 42 Prozent zu den Trinkern gehören. Der Schaden an Leib und Seele ist also ungeheuer selbst in dem Lande, das die Deutsch-Amerikaner gern als Muster der Trinksitten hinstellen. Daß der Alkohol in manchen Landesteilen Amerikas aber geradezu seuchenhaft gewirkt hat und vor der großen Temperenzbewegung das Gift des ganzen Landes war, darüber ist kein Zweifel möglich; wer das mit Gleichgültigkeit beiseite schiebt, ist nicht zum Urteil berufen.

Eng hängt damit aber ein andrer schwerer Fehler der deutschen Bewegung zusammen: immer wieder wird nicht nur die Lauge des Spottes über die Wassersimpler ausgegossen, sondern mit sittlicher Verachtung werden sie als Heuchler und Mucker an den Pranger gestellt. Daß jemand aus ehrlicher tiefgegründeter Überzeugung jedes alkoholhaltige Getränk für eine Gefahr halten könnte, das gilt von vornherein als ganz unwahrscheinlich. Wer öffentlich für Temperenz kämpft, täte es, um sich bei den kirch-

lichen Kreisen ein Ansehn zu geben oder sich politisch einen Vorteil zu verschaffen; im besten Falle sei er von Altweibervorurteil wirklich verblendet — meist aber glaube er selbst nicht daran und bezeche sich heimlich in der Hinterstube. Wer Neu-England wirklich kennt und sich darüber klar ist, mit welcher Energie das ehrliche Puritanertum von Neu-England aus ins ganze Land, besonders in den Westen, gedrungen ist, der weiß, wie unwürdig solche Kampfesweise. Es steht auf genau demselben Blatt, auf dem die Kunde verzeichnet ist, daß jeder religiöse Mensch ein augenverdrehender Heuchler sei. Zum Puritaner aber gesellt sich als aufrichtiger Mitkämpfer der soziale Reformer und der Arzt. Und schließlich die alles modelnde Landessitte, die schon den Kindern weitester Kreise instinktiven Widerwillen gegen alle berauschenden Getränke beibringt.

Daß es auch auf diesem Gebiet Heuchler gibt, ist selbstverständlich, Leute, die durch scheinheiligen Kampf gegen die Kneipe sich vor der Öffentlichkeit ein unverdientes Ansehn sichern wollen, sowie ja auch mancher strenge Kirchlichkeit vorspiegelt, um irgend einen berechtigten Verdacht abzulenken. Aber der Durchschnittstemperenzler in Amerika ist vollkommen ehrlich, und der deutsche Alkoholgenuß ist ihm aufrichtig in der Seele verhaßt oder wenigstens ist er ernst überzeugt, daß der ungehinderte Verkauf eine Gefahr für das Volkstum ist. Der falsche Eindruck der Heuchelei entsteht lediglich dadurch, daß die Abstinenzmehrheit der trinkfesten Minderheit des Staates oder der Stadt Gesetze aufzwingt, welche die Minderheit zu umgehen sucht. Gewiß wird viel heimlich getrunken, aber doch meist nur von denen, die sich nicht scheuen würden, auch öffentlich ihr Glas zu leeren und die es vorziehn würden, nicht durch Temperenzgesetze zur Heimlichkeit gedrängt zu werden.

Tatsächlich zeigt die Prohibitionsbewegung einen ungeheuren Ernst und Ehrlichkeit, und wer die Schäden prüft, die der Alkohol dem Volksleben gesundheitlich, wirtschaftlich und sittlich bringt, der wird wahrlich nicht erst zur Heuchelei hinblicken, um ein Erklärungsmittel für den Kampf gegen die Kneipe zu finden. Der Kampf ist der Welt geradezu aufgezwungen, und von gestern kommt er ja auch nicht: schon elfhundert Jahre vor Christi

Geburt erließ der chinesische Kaiser strenge Gesetze gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. In neuerer Zeit setzte die Bewegung in England ein, aber in den Vereinigten Staaten erreichte sie den schnellsten Fortschritt. 1808 wurde die erste einflußreiche Temperenzgesellschaft hier gegründet, 1833 bestanden bereits sechstausend mit einer Million Mitglieder. Aber diese frühe Arbeit wandte sich ausschließlich gegen destillierte Getränke; Bier und Wein galt als harmlos. Erst im zweiten Drittel des Jahrhunderts kam das Verlangen nach vollkommner Enthaltung in den Vordergrund. 1845 machte der Staat New York ein kurzes Experiment mit Abstinenzgesetzen und 1851 entstand das berühmte und berüchtigte Gesetz des Staates Maine. Erst 1874 beginnt die lawinenhaft schwellende Frauenbewegung gegen den Alkohol mit ihrem unaufhaltsamen Einfluß auf Schule und Kirche. Gleichzeitig trug die neue Prohibitionspartei den Kampf in die nationale Politik. Die erste Antisalonliga entstand in Ohio 1893 und ist nun in dreiundvierzig Staaten verbreitet. Die „Jugend-Temperenz-Allianz" von 1907 stellt die letzte nationale Organisation dar.

Die äußere Wirkung auf die Sitten und die Gesetzgebung entspricht, wie Sie wissen, diesem stetigen Ansteigen. Im Jahre 1823 kamen sieben Gallonen Branntwein auf den Kopf der Bevölkerung: jedermann trank, und selbst unter den Predigern war Betrunkenheit nichts Ungewöhnliches. Heute leben dreiunddreißig Millionen der amerikanischen Bevölkerung unter lokalen Temperenzgesetzen. Ein Staat nach dem andern wurde für lokale Selbstbestimmung gewonnen, und in den einzelnen Staaten wuchs stetig die Zahl der Grafschaften und Ortschaften, die für Trinkverbote stimmten. Soeben erst hat Georgia staatliche Prohibition eingeführt, nachdem allmählich 125 Grafschaften zur Abstinenz übergegangen waren und nur 21 für öffentlichen Verkauf alkoholischer Getränke stimmten. Durch die neuliche Abstimmung in Worcester, Mass., ist zum erstenmal eine Stadt von über hunderttausend Einwohnern seiner Wirtschaften beraubt. In den Südstaaten sind 17 Millionen von 27 Millionen Einwohnern unter Prohibitionsgesetzen; selbst Oklahoma, als es sich vorigen Herbst zum Staat gestaltete, hatte bei der Volksabstimmung eine

Mehrheit von dreißigtausend Stimmen für Abstinenz. Eine Bewegung von solchem Umfang muß ehrlich sein, ja muß aus tiefer Erregung stammen, und sie als Heuchelei zu brandmarken, ist grotesk. Persönliche Erfahrung muß das jedem, der sich viel in anglo-amerikanischer Geselligkeit bewegt, täglich bestätigen. Jeder findet in seinem Bekanntenkreise Männer und Frauen, denen das Nichttrinken so selbstverständlich ist wie das Nichtrauchen, und nicht wenige, denen es so völlig gegen den Instinkt läuft, daß sie eher bittre Medizin als süßen Champagner nippen würden. Und unter denen, die keine prinzipiellen Bedenken empfinden, wie wenige mögen zur Lunchzeit mittrinken. Als der Bruder des Deutschen Kaisers Harvard besuchte, sollte er nach der Ehrenpromotion zum Frühstück Gast der Universität sein. Ich entsinne mich, wie ich ihm des Morgens zögernd sagte, daß nach altem Statut kein Wein in den Collegehallen angeboten werden könne; aber Prinz Heinrich antwortete sofort: das ist recht, ich bin ja nicht hier, um deutsche Sitten einzuführen, sondern um amerikanische Sitten kennen zu lernen! In der Tat, die Temperenz ist da, wo sie herrscht, eine ernste ehrliche wesenhafte Sitte, die sich nicht als Heuchelei beiseite schieben läßt. Durch solche Kampfführung büßt das Deutschtum seine Würde ein und reizt und verletzt aufrichtige Gefühle; die Wirkung muß daher nur zu oft den deutschen Wünschen gerade entgegengesetzt sein.

Diese ganze Verdächtigung der persönlichen Motive ist geradeso verfehlt wie der Ruf nach persönlicher Freiheit und wie die Ableugnung der großen Gefahren; in allen drei Richtungen — und es sind die Hauptrichtungen der deutsch-amerikanischen Streitschriften — ist die deutsche Methode unglücklich und das deutsche Verständnis der wahren Verhältnisse durch Vorurteile verkümmert. Und trotzdem bin ich nun aus voller Überzeugung auf Ihrer Seite: auch ich bin gewiß, daß die Prohibitionsgesetze ein Fehlgriff sind und ein Unrecht und daß es höchste Zeit ist, die schwellende Abstinenzbewegung endlich zu brechen. Daß der Alkohol eine Gefahr ist, die unsägliche Opfer fordert und fordern wird, sehe ich klar, aber nur Toren glauben, daß alles recht ist, wenn eine Quelle der

Gefahr verstopft wird, ohne zu prüfen, ob nicht schlimmere Übel dadurch erzeugt werden müssen. Abschaffung ist stets das schnellste, aber auch das oberflächlichste Heilmittel. Unsere Eisenbahnen töten jährlich Tausende; wer faselt davon, die Eisenbahnen deshalb abzuschaffen? Die Börsen haben soeben erst in der Panikzeit vielen Tausenden Elend gebracht und Zusammenbruch — sollen die Börsen beseitigt werden? Es gilt, die Übel auszurotten, ohne schlimmeren Mißstand künstlich herbeizuführen.

Schlimmerer Mißstand droht uns in der Tat, wenn diese Sorte fanatischer Gesetzgebung noch weiter um sich greift und schließlich vielleicht die großen Städte erwürgt oder gar die Einfuhr von Getränken über die Staatsgrenze verbieten will. Eins droht am gefährlichsten: die Temperenzgesetzgebung, welche die Mehrheit einer großen Minderheit aufzwingt, schafft einen Boden, in dem nichts schneller emporwächst und weiterwuchert als der Geist der Mißachtung für alle bestehenden Gesetze. Ja wenn die Prohibitionsgesetze wirklich prohibierten, wäre es ja vielleicht etwas andres, aber jedermann weiß, daß davon nicht die Rede ist. Jedermann weiß, daß der widerliche Anblick der unsinnig Betrunknen uns in den „trocknen" Staaten öfter begegnet als in den liberaleren. Jede Apotheke wird zur heimlichen Kneipe, die Hinterstuben haben doppelten Boden, und erfinderische Geister üben ihren Witz. Vor allem treten zwei Wirkungen ein: Bier und Wein werden durch Whisky verdrängt, da es leichter ist, die gewünschte Alkoholmenge in der Form der starken Getränke einzuschmuggeln. Und an die Stelle des geselligen Genusses tritt die einsame Trinkerei. Beides aber sind Verschiebungen, die verderblich wirken. Und doch die zerrüttende Wirkung des Rausches ist nicht so schlimm wie die bloße Tatsache der gewohnheitsmäßigen Gesetzesverletzung, die jeden moralischen Sinn zerstört.

Die Erfahrung beweist geradezu: die Prohibitionsgesetze sind nicht durchführbar. Würde es sich um einen bloßen Streit von Anschauungen handeln, so würde die besiegte Minderheit sich willig fügen. Tatsächlich aber empfindet die überwältigte Partei die aufgezwungnen Gesetze nicht nur als absurd und

muckerisch, sondern als unerhörten Eingriff in das innerste Leben, ja als verderblich und unsittlich, und so falsch das auch sein mag: solange es so ist, gilt es dem Durchschnittsmenschen nicht als Gewissenspflicht, sich an solche Gesetze zu binden. Es wird geradezu zum Sport, durch die Maschen der Gesetze zu schlüpfen. Die Überwachung der Gesetze wird locker, der Ankläger schließt die Augen, und kommt es zur Strafe, so wird sie als Grausamkeit empfunden und wirkt verbitternd. Aber die Wirkung greift tiefer. Die amerikanischen Richter wissen, wie schnell der Wert des Eides in allen Gerichtshöfen sinkt, in denen Verletzung der Prohibitionsgesetze zu den häufigen Anklagen gehört; gewohnheitsmäßiger Meineid wird von sonst ordentlichen Leuten wie eine ehrbare Verteidigungsmaßregel hingenommen und eine belastende Aussage wie ein Verrat. Und auf der andern Seite setzt Erpressung und Korruption ein. Die Soziologen wissen es, wie alle Bemühungen umsonst sind: gilt es Gesetze durchzuführen, welche eine große Minderheit für verächtlich hält und deshalb zu übertreten geneigt ist, so wuchert die Korruption unter den niederen Polizeiorganen, und schmutzige Politiker ziehen heimlich die Erpresserschrauben an. Der ganze öffentliche Dienst wird in den unteren Sphären unsauber und würdelos, und die Fäulnis frißt zu rasch nach oben hin weiter; das öffentliche Gewissen wird abgestumpft.

Darüber aber kann ja kein Zweifel sein, daß gerade hierin die ernsteste Gefahr für die Zukunft Amerikas liegt. Während die persönliche Sittlichkeit und das persönliche Rechtsbewußtsein so hoch entwickelt ist, leidet der Staatskörper von der so weit verbreiteten Gleichgültigkeit gegen die Gesetze. Alle die Übergriffe der Trusts gegen das Eigentum, alle die Lynchgerichte und tausend andre Symptome bekunden den Geist, der sich immer nur selbst Gesetz sein will. Hätten wir auch nur den zehnten Teil der Eisenbahnunfälle, wenn die Bevölkerung gewohnt wäre, sich blind den Vorschriften unterzuordnen? Es ist der zügellose Geist, der durch Waghalsigkeit und Kraft ja sicherlich viel zu Amerikas Größe beigetragen hat, aber zu leicht versagt, wo stramme Zucht und fragloser Gehorsam vonnöten ist. In einem populären Theaterstück ruft der Sheriff: Ich stehe

hier im Namen des Gesetzes! und wenn der andre dazwischenfährt: und ich stehe hier im Namen des gesunden Menschenverstandes! so bricht Abend für Abend beim Galeriepublikum donnernder Beifall aus. Die Vereinigten Staaten haben mehr Gesetze als irgend eine andre Nation, aber auch bei keiner andern Nation stehn so viele Gesetze nur auf dem Papier. Der Geist des Respekts für das Gesetz ist für das amerikanische Leben von heute die notwendigste Forderung, wenn die Schäden von heute nicht übermorgen zum Ruin der Demokratie werden sollen; und wahrlich nichts rüttelt an diesem Geiste mehr als die Gesetzesverhöhnung, die mit der Prohibition einhergeht.

Die Verachtung für solche Gesetzgebung stammt aber nicht nur daher, daß hier die Mehrheit gegen die Überzeugungen und Traditionen der Minderheit vorgeht. Vielleicht entscheidender noch ist das Gefühl, daß es sich um hastige, oberflächliche, launenhafte Gesetze handelt. Daß sie im großen und ganzen aus ehrlichem Glauben und nicht aus Heuchelei entspringen, war bereits zugegeben, aber Aufrichtigkeit allein genügt für keine Gesetzgebung. Hysterisch sind die Gesetze; in unbesonnener Weise treiben sie weit über das Ziel hinaus, und wenn die fanatische Bewegung eine Weile andauert, so wird sie gerade durch ihre Übertreibung den geringen Gewinn vernichten, denn schließlich würde eine Reaktion einsetzen, die ebenso maßlos von der tyrannischen Prohibition zum zuchtlosen Alkoholismus zurückführen würde. Wie so oft in Demokratien würde sich so in hastiger Zickzackbewegung eine Entwicklung vollziehn, die sich sehr wohl von Anfang an in vernünftiger Mittellinie bewegen könnte.

Begünstigt wird solche soziale Hysterie durch das alte Übel Amerikas, daß niemand auf der unpopulären Seite stehn mag. Das Land lebt von wechselseitiger Nachahmung; daher die wirkungsvolle Einmütigkeit, aber daher auch die Einförmigkeit in der öffentlichen Meinung. Niemand sträubt sich gegen die Mode, und die Abstinenzbewegung ist heute Mode im ganzen Lande. Daß die Brauer und Hotelbesitzer und die deutschen Vereine dagegen wüten, bestärkt nur die Fanatiker der andern Seite. Unter denen, die der Frage selbstlos gegenüberstehn, mag

niemand das Wort zur Opposition ergreifen. Niemand mag sich gern dem Verdacht aussetzen, im Bund mit den Kneipenwirten und Trunkenbolden zu stehn, und so wird die Diskussion der Unbeteiligten tatsächlich zum einseitigen Kreuzzug gegen den Alkohol, und dadurch ist die Bahn frei für jede sinnlose Übertreibung. Gewiß hat es nicht an ernsten Untersuchungen über die Trinkfrage gefehlt; Kommissionen über Kommissionen waren an der Arbeit; Ärzte und Nationalökonomen und Politiker und Pädagogen und Kriminologen und Physiologen, aber ihre konservativen Ergebnisse wurden zumeist in dickleibigen Bänden den Bibliotheken eingereiht, die breiten Massen wurden durch solche gewissenhafte Berichte nicht berührt. Aber wenn etwa ein Chicagoer Sensationsprediger eine nationale Flagge über die Kanzel hängt und einen Fetzen schwarzes Tuch auf die Sterne und Streifen heftet als Symbol des Schandflecks Alkohol im Leben der Nation und dann losdonnert über die Trunkenbolde, die ihren kranken Kindern die Nahrung schmälern, um sich in der Kneipe zu betrinken und schließlich den Fetzen abreißt und mit den Füßen darauf trampelt, dann strömt die hysterische Menge aus der Kirche mit dem Gefühl, ein Argument gehört zu haben.

Hysterisch ist die Bewegung in jedem Wesenszug; statt ernster Prüfung gab es nur Gemütsaufwallung und Entrüstung: nicht Staatsmänner und Soziologen, sondern Prediger und Frauen haben den Kampf geführt, nicht unparteiisch abwägende Schriften und Reden haben zu den zahllosen Siegen geleitet, sondern melodramatische Szenen, fanatische Plakate, Prozessionen von Frauen und Kindern, weinerliche Traktate, gruselige Übertreibungen über die pathologischen Wirkungen und vor allem das häufige Bündnis von Abstinenzbewegung und Kirche. Als die Silberfrage sich vor der politischen Welt Amerikas erhob da war es schier bewundernswert zu sehen, wie in jedem Städtchen Tausende den schwierigsten Vorträgen über die Währungsfrage folgten, ehe die Entscheidung fiel. Hier wird der entgegengesetzte Weg eingeschlagen; ohne ernste Erörterung wird drauflosgeschlagen. Ist es, weil bei der Silberfrage die Prediger und die Frauen kein Interesse hatten? Und wieviel elende Sensations-

sucht und wieviel kleinliche Motive laufen dabei mit unter. Ohne ernsthaft zu erörtern, ob mit dem bloßen Zertrümmern auch wirklich ein dauernder Gewinn erzielt werden kann, schickt man sich an, eine Industrie zu zerstören, die in ihrer weitesten Verzweigung im Lande zwei Millionen Menschen ernährt, siebenhundert Millionen Dollars im Jahr verausgabt, dreihundert Millionen Dollars zu den öffentlichen Steuern beiträgt und ein Kapital darstellt von dreitausend Millionen Dollars.

Wo soll das Vorbild solcher Gesetzgebungskämpfe uns schließlich hinführen? Wo werden wir enden, wenn es möglich wird, daß kurzsichtige fanatische Dilettanten die öffentliche Meinung in Gesetzgebungsfragen beherrschen, die gründlichste Untersuchung der Sachverständigen erheischen? Schon hören wir von wachsenden Kreisen die Parole, daß wir zu viel Fleisch essen. Auch darin ist ja ein Körnchen Wahrheit. Wenn dieses Vorurteil ähnlich anschwillt, so wird ja wohl bald ein Staat nach dem andern das Schlachten von Tieren für ungesetzlich erklären. Andere wüten gegen Kaffee und Tee; sollen schließlich nur Nüsse und Salat gesetzlich sein? Ja, ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß in den engeren Kreisen der Abstinenzler eine ebenso lebhafte Bewegung gegen die Arzneien der Ärzte eingesetzt hat. In weiten Frauenkreisen, und durchaus nicht den ungebildetsten, gelten die üblichen Heilmittel als Gifte, die der Menschheit nur Schaden bringen. Mit der gleichen Logik mag der Staat schließlich die Apotheken schließen und uns den Gesundbetern ausliefern. Die ganze Methode der Temperenzgesetzgebung muß das Rechtsbewußtsein aufs tiefste schädigen und verderben.

Wie sieht es denn aus, wenn die Frage ernsthaft geprüft wird? Ich zögere nicht, zu behaupten, daß der oberflächliche Hinweis auf die offenkundigen Schäden des Alkoholmißbrauchs doch nur wenig zum Verständnis der ganzen Sachlage beiträgt. Hüten wir uns nur vor der nachlässigen Vertauschung von Begriffen. Die übliche Logik operiert einfach: große Dosen Alkohol haben eine gefährliche Wirkung auf das Gehirn; auch kleine und selbst kleinste Dosen haben eine nachweisbare Wirkung; also ist auch die Wirkung der kleinen Dosen gefährlich. Tat-

sächlich würden dieselben Voraussetzungen aber bestehen bleiben können, auch wenn wir behaupteten, daß kleine Dosen durchaus nicht gefährlich, sondern vielleicht gar nützlich sind. Wissen wir nicht, daß so manches Gift in schwachem Abzug ein Heilmittel ist, so wie die übelstriechenden chemischen Stoffe in starker Verdünnung wohlriechende Parfüms abgeben. Kochendes Wasser verbrüht uns; wir dürfen deshalb nicht schließen, daß lauwarmes Wasser uns ein bischen verbrüht. Das alles ist natürlich noch kein Beweis für die andere Seite; es besagt durchaus nicht, daß kleine Dosen wirklich förderlich sind, es fordert nur, daß keine willkürlichen Schlüsse gezogen werden, sondern die Wirkungen der geringen Mengen unabhängig untersucht werden.

Wir wollen sogar zugeben, daß die kleinen Gaben, ein Spitzglas Bier oder ein wenig leichter Landwein dem Wesen nach dieselben Wirkungen wie das stärkste berauschende Getränk ausübt, denn im Grunde handelt es sich immer um Hemmung von Gehirnzellentätigkeit. Die verlangsamte geistige Arbeit, die beschleunigte Bewegung, der Wegfall der zurückhaltenden Motive, die Abstumpfung gegen Störungen, die erleichterte Gemütserregung, und alle die anderen Symptome, die das psychologische Experiment leicht nachweist, sind in der Tat nur Hemmungen, so ungleich auch das Hemmungsergebnis sein mag. Die vorschnelle, hastige, unüberlegte Tat und der Ausfall der besonnenen zügelnden Erwägung sind ja doch nur zwei Seiten desselben Vorgangs. Jede Hemmung von Gegenvorstellungen muß die Auslösung der Impulse begünstigen. Aber wer hat das Recht, zu behaupten, daß Hemmung von Gehirnfunktionen etwas Bedenkliches sei? Ja, wenn es wahr wäre, daß jede Hemmung eine Zerstörung bedeutete, dann müßten wir zugeben, daß jeder Trank Verderben bringt, denn das ist nicht zu leugnen, daß auch die kleinste Menge das Gehirn beeinflußt. Tatsächlich aber liegt es umgekehrt: gerade Hemmung ist der wichtigste und wesentlichste Faktor für unser Geistesleben.

Es gibt keine Erziehung, keine soziale Entwicklung, keine Kunst, keine Religion ohne seelische Hemmungen, ja es gibt keinen einzigen Akt der Aufmerksamkeit ohne Hemmung. Wenn

ich lese, so hemme ich das Ticken der Uhr in meinem Zimmer und den Lärm von der Straße, und gerade die Hemmung dieser Gehörzentren im Gehirn macht es möglich, daß ich mich meinem Buche widme. Erreicht die Hemmung abnorme Grade, so daß ich über meiner Lektüre meine Verabredungen und meine Pflichten vergesse und den Besucher nicht bemerke, so werde ich lächerlich und unbrauchbar, und bin ich in meine Gedanken so versenkt, daß ich überhaupt nichts andres sehe und höre, so bin ich unzurechnungsfähig. Der Grad bedeutet da alles; der rechte Grad der Hemmung ist Lebensbedingung und Lebensgewinn und unser tägliches Dasein ist voll von künstlichen Mitteln, solche fördernden Hemmungen und erleichterten Auslösungen in uns zu bewirken. Geselligkeit und Musik, Lektüre und Unterhaltung, Erziehung und Strafe, Kunst und Natur helfen uns, abzulenken und auszugleichen, zu unterdrücken und zu beseitigen, zu besänftigen und vergessen zu machen, kurz Zustände unserer Seele zu hemmen. Gerade da hilft der Alkohol mit und diese Helferrolle spielt er seit Tausenden von Jahren über das Erdenrund. Nur wenn der Helfer zudringlich wird, beginnt er zu vernichten; wenn seine Hemmung die Grenze erreicht, da er die Gegenvorstellung für die verbrecherische Tat unterdrückt und so das Verbrechen zeitigt oder das Bewußtsein der Pflichten gegen die Nächsten oder den Gedanken der wirtschaftlichen Zukunft ausschaltet oder die Gehirnzellen dauernd lähmt, dann schlägt sein Nutzen in Verderben um.

Auch das amerikanische Volk kann diese instinktiv gesuchte Hilfe nicht entbehren. Der Wegfall würde nach den verschiedensten Richtungen fühlbar werden. Ich weise wenigstens auf drei Richtungen hin. Der Amerikaner ist ein harter Arbeiter; kehrt er von der Arbeit heim, so ist seine Seele beherrscht von Spannungen und Nachwirkungen, die ihn nicht Ruhe finden lassen; es ist der abendliche Zustand, der den Durchschnittsdeutschen zu seinem Stammtisch treibt, um Hemmungen zu finden. Diesen Zustand nicht zu lösen, bedeutet Ruhelosigkeit, Energievergeudung, soziale Gefahr — wer den Alkohol nicht will, wird schlimmere Mittel suchen, die Arbeitsunruhe zu überwinden. Ein zweites: der Wegfall dieser

Hemmungen raubt der Seele das leichte gemütliche Anklingen, das dem Leben Wärme und Schönheit gibt. Der Puritanismus hat sicherlich jederzeit in Amerika der Kunst, der Musik, dem Drama im Wege gestanden; die wirkliche Durchführung der Prohibition ohne Ersatz würde das Leben noch mehr der ästhetischen Mannigfaltigkeit berauben, würde die Männerwelt ganz auf praktische Nutzbarkeit und eintönige Ehrbarkeit beschränken und die Welt des Gemütes noch mehr den Frauen allein überlassen. Denn das ist zu wenig beachtet, daß es kein Zufall ist, wenn überall in der Welt nur die Männer und nicht die Frauen wirkliches Verlangen nach Alkohol bekunden: die Frau besitzt von Natur geringere Lebhaftigkeit der Gegenvorstellungen; die Hemmung, die der Alkohol beim Durchschnittsmann künstlich hervorbringt, ist bei der Durchschnittsfrau von vornherein gegeben; darin ruht so viel von ihren Vorzügen und Reizen und auch so viel von ihren Schwächen und ihrem Unvermögen. In England galt einst das Wort „besser England frei als England nüchtern"; gilt es nicht auch „besser Amerika inspiriert als Amerika nüchtern"? Und schließlich bedeutet die Hemmung der Gegenmotive eine Freilegung des vorwärtsdrängenden Willens. Passive Ehrbarkeit bedarf nicht der künstlichen Willensbefreiung, aber die amerikanische Nation hätte niemals ihre Weltaufgabe erfüllt, wenn kraftlose Verzichtleistung ihr wesentlicher Zug gewesen wäre. Die Pioniere amerikanischer Kultur verlangten Erregung, Intensität des Erlebnisses und Eindringlichkeit der Erfahrung. Die Nation wäre ihren Traditionen nicht treu, wenn sie diesem Begehren nach lebhafter Erregung nicht nachgeben wollte: der mäßige Gebrauch von Alkohol bringt sowohl solche Lebhaftigkeit der Impulse wie die notwendige Selbstzucht zu ihrer Beherrschung. Wie das Kind sich für die Lebensarbeit durch seine Spiele vorbereitet, so schult der Mann sich für das angespannte wagende Leben des Kampfes durch den mäßigen Genuß erregender Getränke, die spielend die aufregenden Gefühle des Erfolgs und der Willensspannung durch die künstliche Hemmung erzeugen. Der Gelehrte, der Prediger und tausend andere haben alles das nicht nötig, und sicherlich beweist gerade Amerika, wie Tausende

der Tüchtigsten und Besten ohne Alkohol hohen Aufgaben erfolgreich dienen, aber die Millionenbevölkerung kann sich nicht für reichste Wirksamkeit in Spannung halten, wenn der Alkohol ohne Ersatz verschwindet.

Die Geschichte zeigt es genugsam. Unsere Abstinenzprediger gebärden sich, als wenn die Abschaffung des Alkohols eine höhere Stufe der Kultur bedeute, zu der Amerika die Welt emportragen wolle, nachdem es die Sklaverei beseitigt hat. Sie vergessen, daß die Geschichte solche Experimente wiederholt gemacht hat. Heute noch leben zweihundert Millionen Mohammedaner unter dem Trinkverbot. Gewiß ist es nicht erhebend, wenn die Mohammedaner mit Recht behaupten, daß nur die Christen den Schnaps nach Afrika bringen, um die Eingeborenen zu bestialisieren, während sie selbst den Alkohol bekämpfen. Aber alles in allem bedeutet ihre Kultur gegenüber den christlichen Völkern doch Polygamie und Sklaverei und Halbkultur. Die stärksten Nationen, die dauernd Wertvolles für die Menschheit geleistet, haben die Hilfe des Alkohols nie verschmäht. Auch Amerika kann nicht den herrlichen Fortschritt durch ein nüchternes Leben ohne Hemmung und ohne Erregung gefährden.

Freilich vorschnell wäre es, aus alledem den Schluß zu ziehen, daß bei wirklich streng durchgeführter Prohibition jene Versandung des amerikanischen Lebens eintreten würde. Alles das galt ja nur unter der immer wieder betonten Voraussetzung, daß kein Ersatz sich einstellen würde. Tatsächlich aber würde das ganze kraftstrotzende Temperament des Amerikaners den Ersatz sich suchen und ein Leben der Erregung und der künstlichen Hemmung sich mit andern Mitteln schaffen. Können wir uns darüber täuschen, daß gerade diese Wirkung zum Teil schon eingesetzt hat und daß die Mittel, die sich darbieten, noch viel schlimmer sind als der Alkohol mit seinen Gefahren?

Ja, hier sehe ich neben der Verlotterung des Rechtsgefühls vielleicht den verderblichsten Schaden, den die Prohibition mit sich bringt: die Einschleppung entsittlichender Ersatzmittel, um die Ärgernisse und Bitternisse des Lebens zu übertäuben, zu hemmen und zu erregen, wie es der Alkohol vermag. Religiöser

Fanatismus, Tyrannei und Grausamkeit, geschlechtliche Übererregung und geschlechtliche Perversität, Glücksspiele und Wetten, Mystik und Aberglaube, waghalsige Abenteuer und, vor allem, sinnlose Verbrechen sind von jeher in der Welt die beliebtesten seelischen Hilfsmittel gewesen, um die Monotonie und Langeweile eines nicht stimulierten Daseins zu überwinden. Es gibt für die Massen eines tatkräftigen Volkes keinen gefährlicheren Zustand als seelische Leere und Einförmigkeit. Die katholischen Länder erregen wenigstens die Phantasie durch die Kirche, die Monarchien haben ihre eigne Mannigfaltigkeit des Klassenlebens und ihren malerischen Pomp. Amerika aber unter Prohibition stößt die geplagten Massen geradezu zum Wetten und Spielen und Spekulieren, zu waghalsigen Sinnlosigkeiten, zu schmutzigem Geschlechtsleben und lockrer Scheidungsmoral, zu ungesunder Sensation im öffentlichen Leben, zu allen Ungeheuerlichkeiten der gelben Presse, zu barbarischen Vergnügungen, zu Faustkampf und wüster Musik, zu wilder Jagd nach Geld mit allen Übeln der Korruption und der Vergeudung, und schließlich zum Verbrechen um des Verbrechens willen. Zu viel davon wird schon heute fühlbar; und wenn es so weitergeht, wird eine Reaktion einsetzen müssen, die wieder ebenso über das Ziel schießen und statt der Abstinenz uns zügellose Intemperenz im Alkoholgenuß bringen wird.

Die Geschichte zeigt natürlich, daß auch solche Maßlosigkeit im Trunk niemals die Höhenentwicklung eines Volkes begleitete. Meist geht sie der Periode des Maßhaltens im aufsteigenden Völkerleben voran und folgt ihr dann wieder in der absteigenden Bewegung zur letzten Dekadenz. Strenge Enthaltung und volle Zügellosigkeit wirken offenbar gleichermaßen den höchsten und reichsten Kulturinteressen entgegen. Die wahre Großleistung der Nationen gehört den Zeiten des maßvollen Alkoholgebrauchs. Trotz aller Zickzackbewegungen strebt offenbar auch die amerikanische Nation diesem Temperenzideal zu; die hysterische Abstinenzbewegung kann nur eine Episode sein.

Für diese wahre Temperenzbewegung in Amerika aber kann nun das Deutsch-Amerikanertum, ja kann jeder einzelne von

Ihnen, wirklich fördernd wirken. Der Deutsche darf dann freilich nicht an stumpfsinniges Kommersieren und Frühschoppentrinken, an die Biersimpelei und die deutschen Animierkneipen denken, nicht an die langen Zechgelage oder den Arbeiterschnaps oder gar an das Trinken der Halberwachsenen; alles das verachtet der Amerikaner mit Recht. Wohl aber kann und soll der Amerikaner vom Deutschen die schlichten einfachen Trinksitten lernen, durch die Bier und Wein sich an das Mahl anfügen und in gemütlichem Geplauder gemächlich sitzend genossen werden. Die amerikanischen öffentlichen Trinksitten sind im wesentlichen die unschönen Wirkungen einer Anschauung, derzufolge das Trinken schnell und ungesehen erfolgen soll. Daß die amerikanische Kneipe mit ihrer widrigen Bar und dem Trunk im Stehen den anständigen Bürger anwidert, ist nur natürlich und wünschenswert. Es gilt eben, die breiten Massen des amerikanischen Volks an die liebenswürdigere Form der deutschen Wirtschaft zu gewöhnen, in der das volle Glas den Schmausenden erfreut und nach dem Mahl heiteres Gespräch beim Becher eine Weile noch andauern mag. Dann wird von selbst der schnell herabgegossene Whisky langsam dem leichtern und ungefährlicheren Bier und Wein den Platz räumen müssen. Der Sinn für harmlos heitere und doch angeregte Geselligkeit wird sich dadurch entwickeln. Durch das Beispiel sympathischer Trinksitten führen Sie die Amerikaner sicherer auf den erstrebenswerten Mittelweg als durch den aufreizenden übertreibenden Kampf gegen die Prohibition. In Deutschland können wir alle nicht lebhaft genug den Deutschen berichten, wie vieles der Deutsche von der amerikanischen Enthaltsamkeit lernen kann. Aber hier im Lande sollen wir nicht vergessen, daß auch die deutsche Gartenwirtschaft und die deutsche gemütliche Weinstube ihre wirkliche Kulturmission hat.

VI.

Der deutsche Autor und der amerikanische Autorenschutz.

Hochverehrter Herr Doktor! Verbindlichsten Dank für Ihr ausführliches Schreiben, das mich heute erreichte. Sie setzen mit Recht voraus, daß sein Hauptthema, der amerikanische Schutz oder Nichtschutz für deutsche Autoren, mich lebhaft interessiert. Freilich ist von solchem Interesse noch ein weiter Weg bis zur Bereitwilligkeit, die Rolle zu übernehmen, die Sie mir zugedacht. Sie erklären mich für besonders berufen, den Kampf gegen das „literarische Piratentum" des amerikanischen Volkes aufzunehmen. Sie halten es für meine Ehrenpflicht, meine Doppelbeziehungen als deutscher Bürger und als amerikanischer Professor für eine Umgestaltung der „schmachvollen" Nachdruckgesetze auszunutzen und an die Spitze einer halb deutschländischen halb amerikanischen Vereinigung zu treten, welche sich in Washington Gehör erzwingen würde.

Ich sehe davon ab, daß Sie da, mein verehrter Herr Doktor, meinen Einfluß, meine Fähigkeiten, meine Geschicklichkeit und meine freie Zeit aufs liebenswürdigste überschätzen. Lassen Sie mich lieber ehrlich bekennen, daß ich solche Führerrolle auch dann ablehnen würde, wenn ich Macht und Muße für den Kampf im Kapitol zur Verfügung hätte, und zwar deshalb, weil ein Führer von tiefster Überzeugung ergriffen sein muß und mir leider die begeisternde Überzeugung vom Werte dieses Kampfes vorläufig fehlt. Verstehen Sie mich nicht falsch. Gewiß, ich stimme ganz mit Ihnen und jedem Deutschen darin überein, daß das literarische Übereinkommen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten den Deutschen viel weniger Vorteile bietet als den Amerikanern und daß der überseeische Schutz

für die deutschen Schriftsteller durchaus unzureichend und besserungsbedürftig ist. Wer wird eine Mißachtung des geistigen Eigentumsrechtes entschuldigen wollen! Wir sind da durchaus einer Ansicht — und doch, wenn ich heute die Freiheit hätte, durch einen Federstrich ein Idealgesetz zur Wirklichkeit zu machen, ich würde zögern und zaudern, und ganz sicher bin ich nicht, ob ich die Feder wirklich aufs Papier setzen würde.

Lassen Sie mich offen sagen: das deutsche große Publikum übersieht die Sachlage schlecht und ist sich gar nicht klar, um was es sich alles in dieser vielverzweigten Frage handelt. Es ist ja leicht, den Streitpunkt so darzustellen, daß der andere im Unrecht zu versinken scheint, und „geistiger Diebstahl" eignet sich ja besonders leicht dazu, Entrüstungsstürme im Blätterwald heraufzubeschwören. Wenn doch nur die Dinge je so einfach liegen würden! Lassen Sie mich wenigstens auf ein paar Punkte hinweisen, die mir zu denken geben. Ich fürchte freilich, daß dann aus dem Brief fast eine Abhandlung werden wird, und ich hoffe, Sie verargen es mir nicht, wenn ich dabei von vornherein ins Auge fasse, diese Antwort gelegentlich auf deutschem Boden zu veröffentlichen. Es sind so viele Mißverständnisse in der Diskussion, daß freimütige öffentliche Aussprache wirklich vonnöten ist.

Lassen Sie mich zunächst mit einer Reihe leicht übersehener Tatsachen beginnen. Der Einfachheit halber will ich, da Sie nur von Büchern sprechen und auch mir Bücher am meisten am Herzen liegen, mich auf die literarische Schutzfrage beschränken. Selbstverständlich beziehen sich die Gesetze auch auf den Schutz von Bildwerken, Musik usw. und der unbefugte Nachdruck der Noten, Photographie usw. bringt wieder besondere Probleme. Ich lasse alles das ganz außer acht und beziehe mich heute ausschließlich auf das Werk des Schriftstellers.

Ich beginne mit dem alleräußerlichsten. Sie schreiben: „Deutschland gewährt den Ausländern und so auch den Amerikanern genau denselben Schutz, den es seinen eignen Bürgern gewährt. Amerika darf nicht länger zögern, ebenso vorzugehn, wenn es eine Spur von Ehrgefühl besitzt." Solch Angriff ist

typisch. Tatsächlich gewährt Amerika seit dem Mai 1891 genau das, was Sie da mit solcher Entrüstung fordern. Jeder deutsche Autor besitzt in den Vereinigten Staaten genau die gleichen Rechte wie ein amerikanischer Bürger. Das ist die ganze Grundlage des Vertrages zwischen Amerika und Deutschland. Ich nannte das den alleräußerlichsten Einwand gegen Ihre Forderung, denn mein Widerspruch richtet sich nur gegen Ihre Formulierung. Der innerliche Kern bleibt bestehn: was Amerika den Deutschen bietet, ist trotz der scheinbaren Gleichartigkeit der Leistung im Wortlaut des Vertrages doch etwas ganz Verschiedenes. Sonst gäbe es ja keinen Streit. Amerika gibt dem deutschen Autor allerdings für zweiundvierzig Jahre denselben Schutz, den es dem heimischen Verfasser bietet; der große Nachteil besteht nur darin, daß Amerika auch von den eignen Bürgern verlangt, ihre Werke müssen auf amerikanischem Boden gesetzt und gedruckt sein. Deutschland kennt solche Forderung nicht für die eignen Untertanen und daher auch nicht für den Ausländer. Amerika gewährt dem Ausländer daher durchaus den Schutz, den es den eignen Kindern leistet, aber legt damit dem Ausländer die unbequeme Forderung auf, das Buch in Amerika neu setzen zu lassen; tatsächlich ist damit der Schutz für viele Fälle illusorisch gemacht. In neuerer Zeit ist nun freilich ein gewisses Zugeständnis gemacht worden: auch die im Ausland gedruckten Bücher sind, wenn sie im Copyright-Register eingetragen werden, wenigstens für das erste Jahr geschützt, und eine voraussichtlich erfolgreiche Bewegung ist im Gang, diesen Schutz auf zwei Jahre auszudehnen. Damit sind die meisten neuen Bücher wenigstens für die allerwichtigste Periode ihres Vertriebes, für den ersten Flug in die Welt, wirklich geschützt.

Viel ist auch das nicht, und die Frage liegt nahe, warum das so gastfreundliche, so freigebige Land so geizig und schäbig mit den Rechten für ausländische Autoren ist. Die deutschen Zeitungen haben schon oft die Antwort gegeben: das dollarsüchtige Amerika hat noch nicht den feinen Sinn für das Eigentumsrecht am geistigen Erzeugnis entwickelt. Aber die Tatsachen machen es wirklich schwer, solche Auffassung gutzuheißen: in Wahrheit ist Amerika mit der Ausbildung des Rechtsschutzes

für geistiges Eigentum lange vorangeschritten. Es ist ja richtig, daß auch im Deutschen Reich bereits 1794 in allen Staaten Gesetze entstanden, die den Autor im ganzen Reiche schützen sollten; es ist aber eine bekannte Tatsache, daß von solchem Schutz fast vier Jahrzehnte lang noch wenig zu spüren war. Die Werke, die in einem Staate gedruckt waren, wurden in andern deutschen Staaten schonungslos geplündert; man weiß, wie es den großen Dichtern erging. Erst nach 1830 setzt in Deutschland wirklich wechselseitiger Schutz ein. In Amerika dagegen wurden bereits 1790 vollkommen schützende Gesetze durchgeführt, die für alle vereinigten Staaten bindend waren und vom obersten Gerichtshof streng überwacht blieben. Der Schutz in den Einzelstaaten datiert noch weiter zurück. England freilich kam noch vor Amerika. Die Notwendigkeit des Rechtsschutzes für den geistigen Urheber war somit im amerikanischen Staatenbund von der ersten Stunde an mit ernstestem Verständnis anerkannt. Wie könnte auch in einer Nation, die mehr liest als irgend ein andres Volk der Erde, das Eigentumsrecht am geistigen Erzeugnis mißachtet werden.

Die Frage ist also nur die: wie ist es gekommen, daß der Amerikaner trotzdem von jeher sich der Anerkennung internationalen Autorenschutzes so lebhaft entgegengestemmt hat und auch heute noch sich nur schwache Zugeständnisse abringen ließ? Der Deutsche findet sich da meistens nicht zurecht, weil er unwillkürlich an deutsche und französische Autoren denkt und sich nicht klar ist, daß, wie die ganze Geschichte der Bewegung zeigt, sich alles um den englischen Autor drehte. Die Ablehnung des in Europa üblichen Schutzes, wie ihn die Berner Konvention seit lange sichert, ist durchaus gegen England gerichtet und hatte vom ersten Tage bis heute lediglich schutzzöllnerische Tendenz. Ja, wer die Diskussionen verfolgt, sieht, daß es in gewissem Sinne nicht einmal der englische, sondern der amerikanische Autor ist, der in erster Linie durch die Gesetze gezwungen werden soll; es soll verhindert werden, daß der amerikanische Autor sein Buch in Europa drucken läßt und es dann geschützt in Amerika einführt; die einzige Lösung dieser Schwierigkeit war: grundsätzlich zu erklären, daß Amerika nur

Bücher schützt, die in Amerika gedruckt sind, gleichviel ob sie von inländischen oder ausländischen Autoren stammen. Es gilt, den Drucker gegen die billigere Konkurrenz der Alten Welt zu schützen.

Auf den ersten Blick sollte man glauben, daß die Amerikaner, grade weil sie grundsätzlich auf Hochschutzzoll schwören, den internationalen Urheberschutz willkommen heißen müßten. Wer den amerikanischen Autor als Schöpfer geistiger Werte in seiner Berufsarbeit schützen will, muß sicherlich gegen den freien Nachdruck ausländischer Werke sein. Kann der amerikanische Verleger die Bücher der englischen Autoren ohne Honorar nachdrucken und so den amerikanischen Markt mit guten Büchern ohne Zahlung an die Verfasser versorgen, so wird er selbstverständlich das Honorar für den amerikanischen Autor herunterdrücken können. Es ist daher nur natürlich, daß die Schriftsteller selbst von jeher mit Begeisterung für den internationalen Schutz eingetreten sind. Schon 1890 wandten sich beispielsweise etwa hundertundfünfzig der bekanntesten amerikanischen Schriftsteller „im Interesse der amerikanischen Literatur" mit einer Petition für internationale Schutzgesetze an den Kongreß. Sie führten lebhaft Klage, daß der amerikanische Schriftsteller nicht zu seinem verdienten Honorar kommt, solange der englische Schriftsteller schutzlos sei. Das war freilich, noch ehe der Ausländer überhaupt seine Bücher in Amerika schützen konnte. Daraufhin wurde dann 1891 dem Ausländer der gleiche Schutz wie dem Inländer gewährt; das Buch des englischen Autors konnte nun nicht mehr nachgedruckt werden, wenn es in Amerika gedruckt ist. Von dem Tage an hat sozusagen jedes englische Verlagshaus seine amerikanische Filiale; jedes wichtigere Werk eines englischen Schriftstellers erscheint in beiden Ländern zugleich, und der Nachdruck ohne Honorar ist damit ausgeschlossen.

Auch die besseren Verleger waren damals und sind heute durchaus auf Seiten der Schriftsteller. Einer der bedeutendsten Verleger, Putnam in New York, ist seit zwanzig Jahren der Führer im Kampf, und Sie sind wirklich auf falscher Fährte, mein hochverehrter Herr Doktor, wenn Sie in Ihrem Brief behaupten, daß

es offenbar eine Verschwörung der amerikanischen Verleger sei, welche die freigebigere Gesetzgebung in Washington hindre. Im Gegenteil, der Verleger sagt sich, daß, wenn er die Auslagen für den Nachdruck oder die Übersetzung eines ausländischen Werkes einmal macht, daß dann das Honorar, das er dem geschützten Autor zahlen würde, viel weniger beträgt als der Schaden, den er erfährt, wenn die andren Verleger das Buch ebenfalls verkaufen können. Er zieht es unbedingt vor, den Abdruck des fremden Buchs zu honorieren, und dafür, falls das Werk Erfolg hat, gegen den Nachdruck seines Nachbars geschützt zu sein.

Auch das sei betont, daß selbst unter den heutigen Gesetzen, die das nicht im Lande gedruckte Werk nur für ein Jahr schützen, sich doch längst bei den besseren Verlegern ein Herkommen entwickelt hat, tatsächlich so vorzugehn, als wenn vollkommener Schutz bestände. Die besseren Werke, die aus fremden Sprachen übersetzt sind, erscheinen fast immer in sogenannten autorisierten Übersetzungen, für die ein gewisses Honorar freiwillig gezahlt wird, und durch ein stillschweigendes Abkommen der führenden Verleger sind solche autorisierte Übersetzungen gegen Nachdruck gefeit. Die amerikanischen Verleger sowohl wie die Schriftsteller sind also durchaus auf Seiten des internationalen Urheberschutzes; von einer Piratengesinnung kann also gar nicht die Rede sein.

Der ganze Widerstand kommt von Seiten des Druckgewerbes, dessen Schutzverlangen dem Schutzbedürfnis der Autoren gerade entgegengesetzt ist. Da die Gewerkvereine der Drucker, Setzer, Einbinder, daneben die Papierfabrikanten und so weiter wirtschaftlich sehr viel stärker und wichtiger sind als die Autoren, so haben die schutzzöllnerischen Interessen der Buchverfertiger den Sieg davongetragen über die schutzzöllnerischen Wünsche der Autoren. Andrerseits ist klar, daß die Drucker keinerlei Raubinteressen an dem fremden geistigen Eigentum haben; sie wollen lediglich Arbeit und wollen es daher verhindern, daß das amerikanische Volk zu viele Bücher liest, die nicht von amerikanischen Arbeitern gesetzt, gedruckt und gebunden sind. Die typographischen Gewerkvereine, die

immer aufs neue diesen Kampf in der politischen Arena ausfochten, haben diese rein wirtschaftlichen Motive niemals verleugnet. Im Dienst der Agitation haben sie ja so manchmal Argumente vorgebracht, welche die Aufmerksamkeit in andre Richtung lenken sollten. Hier und da erging man sich wohl auch in Phrasen: „Der ausgesprochene Gedanke soll wie das Tageslicht, für jeden leuchten", und ernsthaftere wollten glauben machen, daß die Bücher durch die Schutzgesetze im allgemeinen teurer werden würden und dadurch die Volkserziehung Schaden leiden müsse. Aber alle solche Halbgründe wurden doch nur zur Ausfüllung herangezogen; im Grunde hat man stets zugegeben: wirklich dauernder Schutz soll nur den Büchern gewährt werden, die in Amerika gesetzt sind, damit die technische Buchfabrikationsindustrie Hochschutz genieße. In derselben Richtung bewegt sich natürlich der Zollsatz von fünfzig Prozent, der heute für alle eingeführten Bücher in englischer Sprache besteht; beide Bestimmungen haben es zusammen dahingebracht, daß man in England gedruckte Bücher höchst selten in Amerika antrifft. Nur solche englischen Bücher werden importiert, für die der doppelte Satz und Druck auf beiden Seiten des Ozeans nicht lohnen würde und die den Zollzuschlag des halben Preises aushalten können. Man wird, wie gesagt, den grundsätzlichen Schutz auch für die im Ausland gedruckten Werke aus Billigkeitsgefühl vermutlich bald auf zwei Jahre ausdehnen, aber mit dem Prinzip, daß der Vollschutz Herstellung des Buches im Lande selbst verlangt, wird man sicherlich nicht brechen, solange das Land im Zeichen des Schutzzolles steht.

Und nun komme ich zu der Hauptfrage, die Sie und mich beschäftigt: Wie stellen sich unsere deutschen Interessen zu dieser ganzen Bewegung? Nachdem sich dieses „Raubrittertum der amerikanischen Verleger" als eine, gegen den Willen der Verleger, im Dienst der Setzer und Drucker durchgeführte wirtschaftliche Hochschutzmaßregel entpuppt hat, können wir ja die moralische Entrüstung vorübergehend beiseite lassen und das Problem einmal nüchtern durchsprechen. Kommt die Schutzlosigkeit der Deutschen in Frage, so wird sich natürlich das Interesse gabeln müssen; wir haben auf der einen Seite

zu prüfen, wie es mit dem amerikanischen Nachdruck in deutscher Sprache steht, und auf der andern Seite, wie es sich mit der englischen Übersetzung deutscher Schriftwerke verhalten mag. Bisher hatten wir stets nur die anglo-amerikanischen Verleger, Autoren und Drucker im Auge, da sie allein in der Entwicklung der Gesetze von entscheidender Bedeutung waren. Wie steht es nun also mit den „deutsch-amerikanischen Piraten"?

Ich wünschte, mein verehrter Herr Doktor, Sie kämen mit mir einmal in eine deutsch-amerikanische Buchhandlung, um sich ein wenig über die wahren Verhältnisse zu unterrichten, nachdem Sie seit Jahren in Deutschland die schönsten Phantasien über den frechen Nachdruck gelesen. Um meiner Sache sicher zu sein, besuchte ich heute früh, nach Empfang Ihres Briefes, die größte deutsche Buchhandlung in Boston, ein Spezialgeschäft für ausländische, hauptsächlich deutsche, französische und italienische Bücher. Ich bat den Besitzer, mir in seinem großen Lager deutscher Bücher diejenigen zu zeigen, die hier im Lande nachgedruckt sind; lächelnd wies er mich ab: derlei gibt es nicht. Vor Jahren, als noch die starke deutsche Einwanderung zuströmte, da gab es in New York und Philadelphia und wohl auch anderswo ein paar deutsche Verleger, die billige Schundausgaben deutscher Romane veranstalteten. Das hat aber längst aufgehört. Einen deutschen Roman in einer, der deutschen Ausgabe gleichwertigen Ausstattung hier herzustellen, würde bei den hohen Arbeitslöhnen das nachgedruckte Exemplar mindestens ebenso teuer werden lassen wie das ursprüngliche; wer wird da das Risiko wagen, da der Absatz doch nur klein bleiben würde. Unsaubres Zeug, wie Bilses „Aus einer kleinen Garnison", wird freilich auch heute noch von dunklen Verlegern schlecht nachgedruckt und in Massen abgestoßen, aber von einem ernsthaften deutsch-amerikanischen Nachdruck guter deutscher Bücher in Buchform ist seit Jahren nicht mehr die Rede.

Vor mir liegt Houston Steward Chamberlains „Immanuel Kant", ein dickleibiges Werk aus der Bruckmannschen Verlagsanstalt in München. Auf der ersten Seite findet sich der bekannte Copyrightvermerk und darunter die von schöner Entrüstung diktierten Worte: „Die Vereinigten Staaten von Amerika

machen den spärlichen, auf die Dauer eines Jahres bemessenen Schutz gegen Nachdruck, den sie gewähren, von dem wörtlichen Abdruck vorstehender Formel abhängig und zeigen damit, daß bei der gesetzgebenden Mehrheit der Bewohner ihres Landes die Begriffe vom geistigen Eigentum andrer Völker noch nicht so entwickelt sind wie bei uns." Daß diese Denunziation sachlich unrichtig ist, habe ich schon berührt, denn die Amerikaner sind herzlich gern bereit, auch das geistige Eigentum andrer Völker für zweiundvierzig Jahre genau wie ihre eigenen Produkte zu schützen; sie verlangen dann nur, als Schutz für ihre Druckindustrie, daß die Bände, die in Amerika verkauft werden, auch von amerikanischen Arbeitern gedruckt werden. Aber jetzt kommt es mir auf ein andres an: Warum in aller Welt verunstaltet die Bruckmannsche Verlagsanstalt ihr Werk mit dieser Formel, die sie so wenig liebt? Die Anstrengung ist wirklich überflüssig. Bruckmann wähnt offenbar, daß Amerika von „smarten" Verlegern wimmelt, die darauf lauern, dicke Werke über Kant schnell nachzudrucken, damit die für Kant begeisterten Deutsch-Amerikaner das Buch in der amerikanischen Ausgabe kaufen. Ist denn in Amerikafragen auch nur die bescheidenste Sachkenntnis so schwer zu erwerben?

Tatsächlich liegt es so, daß auch ohne die Warnungstafel Chamberlains Kantwerk vor den Nachdrucksgelüsten der deutsch-amerikanischen Verleger so sicher geschützt wäre, als wenn es heute noch im Gehirn des Verfassers schlummerte. Ja, die Bruckmannsche Verlagsanstalt könnte getrost noch ein paar hundert Dollar zuzahlen und sie würde trotzdem hier keinen finden, der sich auf ein so miserables Geschäft einlassen würde. Die deutschen Verleger bewegen sich da einfach in Wahnvorstellungen. Wie sollte es auch nur denkbar sein, vom Nachdruck solchen Werkes Gewinn zu erhoffen. Ich weiß, was amerikanischer Bücherdruck kostet. Ich bin beispielsweise Herausgeber der „Harvard Psychological Studies", deren Bände ungefähr so groß sind wie das Kantbuch und deren Druck vom psychologischen Laboratorium der Harvard-Universität bezahlt wird, so daß ich selbst jede Rechnung prüfe. Jeder Einzelband hat da etwa fünftausend Mark Herstellungskosten für sechs-

hundert Exemplare gekostet. Aber das wäre erst der Anfang. Ein Buch in Amerika gut vors Publikum zu bringen, verlangt etwa weitere viertausend Mark für Inserate. Würde ein wahnwitziger Verleger den Chamberlain nachdrucken, so könnte er daher eine Ausgabe im Stil des Originals, selbst wenn er keinen Zent Honorar zahlte, doch niemals billiger auf den Markt bringen als der ursprüngliche Verleger.

Und wer soll es kaufen? Die Masse des Deutsch-Amerikanertums soll sich nicht gerade lebhaft mit Kant beschäftigen. In Frage kämen eigentlich nur die Gelehrten, die Bibliotheken und die gebildetsten Anglo-Amerikaner; alle diese Gruppen würden aber niemals daran denken, solch ein Werk in einem Nachdruck zu kaufen, selbst wenn er billiger wäre; sie würden zu sehr befürchten, daß der Nachdruck flüchtig hergestellt, vielleicht verändert und verkürzt ist. Ich vermute, daß die Schriften keines in Amerika schreibenden Deutschen mehr in Amerika gelesen werden als die meinen, und trotzdem als etwa Anfang dieses Jahres mein Hauptwerk, die „Philosophie der Werte", in Leipzig erschien, ließ ich die verpönte Formel ruhig fort, weil ich zu gut wußte, daß mein Buch auch ohne gesetzlichen Schutz gegen deutschen Nachdruck in Amerika vollkommen geschützt sei. Und meine „Psychologie" ist acht Jahre alt, aber noch ist keine Seite nachgedruckt. Ich habe überhaupt noch nie ein nachgedrucktes wissenschaftliches Buch in der Hand gehabt.

Wer druckt denn nun nach? Selbstverständlich die deutsch-amerikanischen Tagesblätter und Wochenschriften. Das zu bestreiten, wäre lächerlich, denn es ist oft schwer genug, in ihnen etwas zu finden, das nicht nachgedruckt ist. Von den Romanen, Erzählungen und Plaudereien, die von überall her zusammengeplündert sind, bis zur humoristischen Seite mit Scherzen, die aus den letzten Nummern der Fliegenden, der Jugend, der Lustigen und des Simplicissimus stammen, ist es, wenn die paar führenden Blätter ausgenommen werden, eine große Abschreiberei. Besonders die Sonntagsblätter können unbegrenzte Massen gestohlenen Stoffes verdauen. Die kürzlich in Deutschland an den Pranger gestellte amerikanische Sonntagszeitung, die in einer Nummer den ganzen „Max und Moritz" abdruckte und so für

ein paar Pfennige anbot, was daheim mehrere Mark kostet, ist lange nicht der schlimmste Fall.

Ich sehe im Geiste, wie Sie, verehrter Herr Doktor, triumphierend aufblicken: hat mich da nicht mein eignes Geständnis in der Schlinge gefangen? Ich gestehe zu, daß wöchentlich, ja täglich in Amerika deutsche Geistesprodukte schonungslos und schamlos deutsch nachgedruckt werden — wie kann ich nun noch länger bestreiten, daß dieser Schandwirtschaft so schnell wie möglich durch Schutzgesetze ein Ende gemacht werden muß? Aber so sehr es Sie auch verwundern mag: ja, ich bestreite es, und zwar bestreite ich es, weil ich die Dinge nicht unter dem Gesichtspunkte des technischen Rechts betrachte, sondern, meiner ganzen langjährigen Arbeit gemäß, unter dem höheren Gesichtspunkt der deutschen Kultur. Hier liegt für mich der Kernpunkt der ganzen Frage. Glauben Sie denn wirklich, daß diese sechshundert deutschen Tages-, Wochen- und Monatsblätter wirklich nur deshalb den nachgedruckten deutschen Autoren das Honorar versagen, weil sie in ihrer Habgier sich ihre glänzenden Dividenden nicht verkürzen wollen? Haben Sie denn keine Ahnung davon, daß durch das stete Zusammenschrumpfen des amerikanischen Deutschtums fünfundneunzig Prozent dieser Blätter nur ein kümmerliches Dasein fristen, fünfundsiebzig Prozent am Rande des Abgrunds stehn und bei einem Nachdruckverbot die überwältigende Mehrheit sofort von der Bildfläche verschwinden würde? Es ist schlechthin unmöglich, daß die deutsch-amerikanische Zeitungsliteratur die Last von Honoraren an die Autoren tragen könnte.

Nun kann man ja freilich erwidern: es schadet nichts, wenn solche vom Nachdruck lebenden Blätter zugrunde gehn. Gewiß, der Literatur schadet es nichts, und die drei oder vier großen Zeitungen würden nur Gewinn davon haben, wenn allen den hunderten kleinen Rivalen das Lebenslicht ausgeblasen würde. Dem deutschen Bewußtsein, dem deutschen Kulturgeist würde es aber ungeheuren Schaden bringen. Die im Lande zerstreute Millionenmasse der Deutsch-Amerikaner kann sich nicht die großen Tageszeitungen von New York oder St. Louis halten; die Masse will die kleinen Lokalblätter mit den Neuigkeiten über den eignen

Gesang- und Turnverein und den von Platten, für hundert Blätter gemeinsam gedruckten Roman als Zugabe. Verschwinden diese vielhundert Blätter, so verschwindet aus hunderttausend Familien des Landes das letzte, was sie mit dem Deutschtum äußerlich verbindet. Die Kinder ziehen ja längst vor, nur englisch zu sprechen, wie sie es in der Schule gewohnt sind; die eingewanderten Eltern verlieren selbst täglich mehr die Energie, das Deutsch festzuhalten, in das unaufhaltbar das bequemere Englisch eindringt. Die deutsche Zeitung, vor allem das deutsche Sonntagsblatt, ist noch der letzte feste Boden: ist der auch erst hinweggespült, dann bleibt von der deutschen Sprache in solchem Kreise nichts übrig. Es ist ja traurig genug, zu sehen, wie Jahr für Jahr die deutschen Zeitungen am Wege umsinken und liegen bleiben; auch das geistig ödeste Blättchen hatte da seine Kulturaufgabe für die Erhaltung des Deutschtums, und die Blätter waren gar nicht einmal so öde, weil der Nachdruck auch gutes Material umsonst verschaffte. Wer die Pflege der deutschen Sprache im Heim der deutsch-amerikanischen Masse erhalten will, der muß den deutsch-amerikanischen Zeitungen die Wege ebnen und nicht durch Urheberschutzgesetze unübersteigbare Mauern in den Weg bauen.

Zu wessen Gunsten soll diese deutsche Kulturaufgabe denn eigentlich geopfert werden? Die Leute hier sagen: es gilt, die deutsch-amerikanischen Autoren gegen die Konkurrenz mit den deutschen Schriftstellern zu schützen. Ist Nachdruck verboten, so werden die Blätter, die den Schlag überleben, sich mehr an die deutsch-amerikanischen Autoren wenden und ihre Honorare erhöhen. Sie und Ihre Freunde dagegen betonen ausschließlich, daß die Einnahmen der Schriftsteller in Deutschland vergrößert werden sollen. Lassen Sie uns beide Möglichkeiten betrachten. Wie steht es also zunächst mit den schutzbedürftigen deutsch-amerikanischen Autoren? Ich habe sicherlich ein zum Schützen geneigtes Gemüt; aber wenn heute der Antrag gestellt würde, daß Amerika große Waldgebiete ankaufen und mit Schutzwällen umgeben solle, um die amerikanischen weißen Elefanten gegen Ausrottung zu schützen, so wäre es mir Pflicht, darauf hinzuweisen, daß leider Amerika überhaupt niemals weiße Elefanten besessen hat.

Selbstverständlich gibt es unter den Millionen der Deutsch-Amerikaner ein paar Leute, die glatte Verse oder eine lesbare Geschichte schreiben können, aber der Gesamteindruck ist doch der des völligen Verzichts auf höhere literarische Leistung. Unbestreitbares Talent hat Georg S. Viereck, der Sohn des früheren sozialdemokratischen Reichstagsmitgliedes; aber auch der junge Viereck hat der Versuchung nicht widerstehen können und beginnt neuerdings, lieber englisch statt deutsch zu schreiben. Ein paar nette Gedichte gelangen Nies und andern, aber wer die Neefsche Sternenbanner-Anthologie durchliest, hat doch wohl eher die Empfindung, daß nicht die Autoren, sondern das Publikum den Schutz verdient. Ganz lustige Schnurren schreibt Henry Urban, der sich am eifrigsten für den geistigen Schutzzoll in Form von Nachdruckgesetzen bemüht. Ich gönnte ihm von Herzen den Hochschutz, wenn er sich dafür verpflichten würde, nie wieder seine Humoresken in den Zeitschriften Deutschlands abzuladen, da kaum ein andrer in jüngster Zeit so viel getan hat, die törichten Vorurteile gegen den Yankee in der deutschen Seele großzupäppeln. Solch komische Zerrbilder sind ja ganz erträglich, wenn sie sich an ein Publikum wenden, welches das wahre Bild kennt; wenn die Witzblattlaune sich aber vor Lesern ergeht, die alles das für wahre Schilderung des amerikanischen Lebens halten, so wird die Schnurre zur sozialen Gefahr. Nicht hierher gehören natürlich diejenigen Deutsch-Amerikaner, die nur in Deutschland publizieren oder die englisch schreiben oder die politische Beiträge liefern, denn für die Politik kommt die Konkurrenz von Deutschland aus natürlich nicht in Frage.

Sie werden mir vielleicht entgegenhalten, daß eine deutsche Zeitung in einer amerikanischen Zuschrift kürzlich behauptete, ich sei in akademische Kreise und wissenschaftliche Akademien abgesperrt und hätte daher keine Fühlung mit den Deutsch-Amerikanern und den Literaten. Das ist nichts als die übliche Stimmungsfabrikation. Ich bin Mitbegründer der New Yorker Vereinigung deutscher Schriftsteller, Mitglied des New Yorker deutschen Preßklubs, Mitglied der New Yorker Gesellig-Wissenschaftlichen Vereinigung, Präsident der Bostoner deut-

schen Gesellschaft, Direktor der New Yorker Vereinigung alter deutscher Studenten, Direktor des Bostoner Autoren-Klubs, Präsident der amerikanischen philosophischen Gesellschaft und in zwei Dutzend ähnlichen Veranstaltungen. Das beweist, daß ich nicht nur die Fühlung habe, sondern vor allem auch die Verantwortlichkeit, die genaueste Kenntnisnahme erfordert. Trotzdem wiederhole ich es, es gibt kein deutsch-amerikanisches Schrifttum, das durch Gesetze zu schützen so wichtig wäre, daß daraufhin den hunderten von Zeitungen die Lebensmöglichkeit geraubt werden dürfte. Der Versuch ist ja immer wieder gemacht. Mit erheblichen Mitteln wurden deutsch-amerikanische Zeitungen gegründet, die geradezu Prämien auf die Leistungen der Schriftsteller im Lande setzten und erkleckliche Honorare zahlten; das Ergebnis blieb stets auf kläglichem Niveau und nach großen Opfern mußte immer wieder alles aufgegeben werden. Zu tadeln ist dabei niemand, denn die Bedingungen lagen sicherlich ungünstig für die Veröffentlichung deutscher Literatur; wer wirklich etwas kann, wird gewiß lieber in der alten Heimat seine deutschen Werke publizieren und in Amerika Englisch schreiben. Aber mit dem Nachdruck und dem Urheberschutz hat die Ärmlichkeit des deutsch-amerikanischen Schrifttums nicht das geringste zu tun, und die strengsten Gesetze würden da nichts bessern.

Wie steht es nun schließlich mit den Schriftstellern in Deutschland? Haben sie wenigstens Aussicht, durch Urheberschutz erhebliche Einnahmen zu erzielen, um derentwillen wir mit gutem Gewissen die Zerstörung der deutschen Zeitungen gutheißen können? Sie entsinnen Sich vielleicht der Rundfrage, die von München aus an alle deutschen Autoren gesandt wurde, um zu ermitteln, wie hoch jeder einzelne den Verlust einschätzt, den er durch den honorarlosen Nachdruck in der deutsch-amerikanischen Presse erlitten. Das Ergebnis war von überwältigender Naivität. Es ergab sich nämlich ganz klar, daß durch die amerikanische Freibeuterei den deutschen Autoren Millionen an Honorar unterschlagen wurden: man vergaß nur die entscheidende Vorfrage zu beantworten, ob, wenn Honorar zu zahlen gewesen wäre, der Nachdruck überhaupt jemals statt-

gefunden hätte. Die deutschen Schriftsteller rechnen sich da einen entgangnen Gewinn zusammen, für den jede Unterlage fehlt. Die paar führenden reichen Blätter zahlen auch jetzt schon Honorar, um sich möglichst frühen Abdruck zu sichern; als etwa die New Yorker Staatszeitung den Jörn Uhl abdruckte, zahlte sie Tausende aus freien Stücken. Wenn aber die große Masse der deutsch-amerikanischen Zeitungsbesitzer bei jedem Nachdruck in die Tasche greifen müßte, so würden sie sich einfach zu entscheiden haben, ob sie ihr Blatt ganz eingehn lassen oder ob sie ihre Abonnenten an einen Lesestoff gewöhnen können, dessen Autoren schon über dreißig Jahre im Grabe ruhn. So manche Erzählung aus der Mitte des Jahrhunderts wird jetzt schon für solche Zwecke neu auffrisiert. Der deutsche Dichter von heute hätte davon auf keinen Fall einen wirklichen Gewinn.

Ja, es ist unschwer zu sehen, daß er geradezu Verlust dadurch erleiden würde. Denn, wenn er erst einmal beiseite geschoben ist und aus den deutschen Zeitungen verschwindet, so verliert er dadurch im deutsch-amerikanischen Leserkreise die beste Empfehlung, um nicht zu sagen Reklame, für seine Bücher. Wer einen Roman in seiner Zeitung mit Vergnügen liest, bestellt sich gern in der deutschen Buchhandlung die übrigen Werke des Verfassers oder verschenkt vielleicht denselben Roman später in Buchform. Der finanzielle Vorteil des deutschen Autors verlangt die weitmöglichste Verbreitung seiner Schriften durch die Presse; es ist der sicherste Weg, den Absatz seiner Bücher zu steigern.

Solche Propaganda für gute Schriftwerke durch die Zeitungen ist um so wünschenswerter, als wir uns auch darüber nicht täuschen dürfen: die deutsche Literatur von heute sagt im wesentlichen dem Geschmack der deutsch-amerikanischen Leser wenig zu. Vor allem die in der neuen Heimat herangewachsene jüngere Generation steht den deutschen Werken der Gegenwart meist mit dem Gefühl der Fremdheit und des Unbehagens gegenüber. Die aufdringliche Betonung der geschlechtlichen Fragen, die unamerikanische Auffassung von der Stellung der Frau, die selbstverständliche Anerkennung der Klassengegensätze und vieles andre läßt sie empfinden, daß es

sich da nicht um die Welt ihrer eignen Lebensprobleme handelt. Ähnliches aber gilt auch von der Form der Behandlung: das übliche deutsche Lustspiel erscheint da albern und langweilig, das Drama zu oft phantastisch oder abstoßend, der Roman wie aus fremdartiger Welt und die Satzbildung so viel schwerfälliger als die englische. Da bedarf es der täglichen leisen Einwirkung, um Jungen oder Mädchen zum Leser oder Käufer deutscher Bücher heranzuziehen. Je mehr nachgedruckt wird, desto eher haben wir Aussicht, den Verfall des deutschen Kulturguts hier aufzuhalten. Gerade jetzt regt es sich wieder mit Anzeichen neuer Frische; eine kleine Aufwärtswelle ist bemerkbar: hüten wir uns vor kurzsichtigen Agitationen.

Sie haben nicht vergessen, daß ich bisher eigentlich nur vom deutschen Nachdruck gesprochen habe und nicht von der unbefugten Übersetzung ins Englische. Während ich den Nachdruck in Buchform bestritt, muß ich ohne weiteres anerkennen, daß viele deutsche Bücher, ins Englische übersetzt, auf dem amerikanischen Markt eine Rolle spielen. Aber selbst da würden die Verhältnisse bei günstigstem Gesetz für den deutschen Autor kaum bessser liegen: es würde lediglich sehr viel weniger übersetzt werden und wiederum würde das wahrlich kein Gewinn für die Ausbreitung der deutschen Kultur sein. Verzeihen Sie, verehrter Doktor, wenn ich Ihnen sage, daß Sie sich auch in diesem Gebiet in Illusionen bewegen. An wissenschaftliche Werke gehen die amerikanischen Verleger, der hohen Unkosten und des begrenzten Absatzes willen, ohnehin stets mit Vorsicht heran und holen erst von den verschiedensten Seiten Urteile über das Manuskript ein, falls es sich nicht um führende Leute handelt; ist das wissenschaftliche Werk aber eine Übersetzung, so wandelt sich die vernünftige Vorsicht in pathologisches Mißtrauen um. In den letzten Jahren habe ich drei verschiedenen Kollegen in Deutschland versprochen, mich für eine englische Übersetzung ihrer philosophischen Bücher zu bemühn. Jedes der drei Werke schien mir hervorragend geeignet zur Übertragung; jedes bot ich einem halben Dutzend der besten Verlagshäuser an, aber nach kurzem oder längerem Zaudern haben

sie alle alles abgelehnt. Jeder sagte mir: solche Fachwerke werden nur von Gelehrten gelesen, die ebensogut die andre Sprache beherrschen und sich daher ungern vom Übersetzer abhängig machen. Das ist ja richtig, ich kenne manchen deutschen Philosophen, der kein englisches Buch lesen kann, aber keinen amerikanischen Philosophen, der nicht deutsch liest. Da mag denn kein Verleger die hohen Kosten wagen.

Die Honorarfrage spielt dabei die kleinste Rolle. Honorar für den „Druckbogen" kennt der Amerikaner nicht; die allein übliche Form ist ein bestimmter Anteil am Ladenpreis jedes verkauften Buches. Ist der Absatz groß, so macht es nicht viel Unterschied, ob da zehn Prozent vom Erlös an den Autor abfließen oder nicht; ist der Absatz klein, so bleibt es ein Verlust, auch wenn kein Honorar hineinspielt; die ganze Berechnung ist eben eine grundsätzlich verschiedne von der des deutschen Verlegers, der seinem Autor am ersten Tage eine runde Summe zu zahlen hat, gleichviel ob die Auflage verkauft wird oder bei der nächsten Ostermesse zurückkehrt.

Wirklich bereit sind die Verlagshäuser für Übersetzungen wissenschaftlicher Bücher nur bei Lehrbüchern, die von den Studenten benutzt werden, und bei Spezialwerken, die jeder Arzt oder Techniker verwerten kann. Für die gangbarsten solcher Werke zahlen die besseren Verleger auch heute freiwillig Honorar; sie genießen dafür den Vorteil, schon im ersten Jahr die Übersetzung veröffentlichen zu können oder gar die Druckbogen für die Übersetzer im voraus zu erhalten. Hoher Anteil, wie ihn der amerikanische Autor erhält, ist kaum möglich, weil ja der Übersetzer ebenfalls beteiligt werden muß; tatsächlich beansprucht heute in vielen Fällen der Übersetzer und Herausgeber denselben Anteil, den bei andern Büchern der Verfasser erhält, und dem Verleger ist es natürlich gleichgültig, ob die zehn oder fünfzehn Prozent des Verkaufspreises zwischen Verfasser und Übersetzer geteilt werden oder nur einem zufließen. Zahlen denn etwa die deutschen Verleger solch üppige Honorare für die deutschen Übersetzungen fremdländischer wissenschaftlicher Werke? Auch da lehren mich meine Erfahrungen ein andres. Ein paarmal verhandelte ich mit deutschen Häusern

im Interesse amerikanischer Kollegen; ich entsinne mich wohl, daß die Honorarfrage auch da sofort hinter dem Seufzer über die hohen Übersetzungskosten zu verschwinden pflegte. Die Herren Verleger wissen eben auf beiden Seiten des Ozeans, daß der rechte Gelehrte mehr Wert legt auf die Verbreitung seiner Ideen als auf ihre geschäftliche Ausnutzung.

Seltsamerweise ist es auf schönliterarischem Gebiet nicht anders. Von einer Begier, sich am fremden Eigentum zu vergreifen, ist gar keine Rede. Ein Roman, der in Deutschland ich glaube das achtzigste Tausend erreichte und somit zu den größten buchhändlerischen Erfolgen gehörte, wurde mir vom Verfasser bereits in englischer Übersetzung im Manuskript übergeben mit der Bitte, einen amerikanischen Verleger zu finden. Ich bemühte mich aufs redlichste und wandte mich persönlich an die bedeutendsten Romanverlagshäuser; in jedem lagerte es ein paar Wochen oder ein paar Monate, und nach anderthalb Jahren gab ich die Hoffnung auf. Überall wurden triftige Gründe ersonnen, warum das Buch nicht ziehen würde.

Im Grunde liegt es so, daß ein gewisser gebildeter Bruchteil der anglo-amerikanischen Bevölkerung fremdländische Romane in fremden Sprachen liest, vornehmlich Französisch, daneben aber auch Deutsch. Die Masse aber, die nur Englisch liest, will nicht nur englische Sprache, sondern im wesentlichen auch in der englischen Form den anglo-amerikanischen Stoff. Weder französische noch deutsche Literatur der besseren Art wird in englischer Übersetzung viel gelesen, und die Vorliebe für das Heimische nimmt so stark zu, daß in den letzten Jahren in stark merklicher Weise sogar England zurücktritt hinter dem amerikanischen Erzeugnis. Gewiß wird Kipling und Shaw und Mrs. Ward viel gelesen, aber doch nicht so in hunderttausenden verschlungen wie die Moderomane amerikanischer Autoren; von anglisierten deutschen Romanen hört man aber nichts im Salongespräch und sieht nichts in den Schaufenstern. Amerika wird eben immer nationaler und glaubt immer weniger ans Ausland; Nachdrucksperre bedeutet für die Masse, neuere deutsche Literaturwerke gänzlich ihrem Gesichtskreis zu entziehen.

Wie außerordentlich gering das Bedürfnis nach deutscher

Ware ist, ergibt sich mir aus dem Studium der Magazine. Die Überfülle der amerikanischen Monatsschriften bedingt scharfe Rivalität, und gerade da wäre es sicherlich willkommene Ersparnis, die Honorare für die Essays und Geschichten abzuschütteln und sich aus deutschen Zeitschriften durch Nachdruck zu bereichern. Ich habe das aufmerksam verfolgt; ich habe im Atlantic, Century, Harper, McClure, Scribner, American, North American, Munsey, Metropolitan, Broadway usw. noch niemals einen Aufsatz entdeckt, der aus dem Deutschen herübergenommen war. Die Verleger zahlen sehr viel lieber hohe Honorare, als daß sie ihre Magazine mit Arbeiten füllen, die nicht genau der Wesenheit ihrer Leser angepaßt sind; das Schutzgesetz würde da auch nicht das geringste ändern und auch von dieser Seite keinen Zent in die Tasche des deutschen Autoren gleiten lassen.

Kurz, mein lieber Herr Doktor, wohin ich mich auch wende, ich sehe als wahrscheinlichen Erfolg des deutschen Bücherschutzes nur Schaden für die Ausbreitung der deutschen Kultur, für die Erhaltung der deutschen Sprache im Deutsch-Amerikanertum, schließlich für den Einfluß deutscher Ideen im Anglo-Amerikanertum und auf der andern Seite keinerlei materiellen Vorteil für die deutschen Autoren. Für Musik, Kunst, Theater mag es in mancher Hinsicht anders liegen; ich wollte ja nur vom Schrifttum sprechen. Für die Welt des Buches kann ich mich weder durch die Selbsttäuschungen der deutsch-amerikanischen „Dichter“ noch durch die Wahnvorstellungen deutschländischer Verleger beeinflussen lassen, wenn es gilt, dasjenige Kulturgut zu hüten, für dessen Stärkung ich seit Jahren ohne Unterlaß arbeite: den deutschen Einfluß im amerikanischen Volk. Sie begreifen daher, wenn ich überzeugt bin, daß ich wahrlich nicht dazu tauge, an die Spitze Ihres geplanten internationalen Komitees zu treten, denn wer da führen soll, muß begeistert an seine Sache glauben, während ich von ernsten Zweifeln bedrängt bin. Aber falls Ihr Komitee zustande kommen sollte, so möchte ich ihm aus ziemlich genauer Sachkenntnis doch wenigstens einen vertraulichen Rat geben. Ich rate nämlich den Herren, sich nicht zu große Hoffnungen zu machen; die Enttäuschung könnte zu peinlich werden. Glauben Sie mir, auch

wenn Sie die besten Schriftsteller um sich sammeln: wie man den Kongreß in Washington schutzzöllnerisch bearbeitet, das verstehen die Herren der typographischen Gewerkvereine besser als die Autorenklubs. Wer die Druckereien beherrscht, beherrscht die Presse; wer die Presse beherrscht, beherrscht hier die öffentliche Meinung, und wer die öffentliche Meinung beherrscht, beherrscht Washington. Daß Amerika den vollen Schutz Büchern gewähren soll, die nicht zunächst von amerikanischen Arbeitern zu amerikanischen Löhnen gedruckt sind, das würde Ihr Komitee nicht erreichen, auch wenn sich Präsident Roosevelt selbst an die Spitze des Ausschusses stellte.

VII.

Die amerikanische Schule und der deutsche Geist.

Deutsche Frauen! Deutsche Männer! Lassen Sie mich heute von einer Ehrenaufgabe sprechen, die wir alle im Geiste der alten Heimat zum Besten unserer neuen Heimat erfüllen sollten: von unseren Pflichten gegenüber der Schule und dem Schulunterricht. Hier in der Neuen Welt ist die Schule ja noch mehr als in Deutschland unter dem dauernden Einfluß des öffentlichen Gewissens und der öffentlichen Meinung; schnell folgt sie jedem Druck veränderter Anschauungen; im letzten Grunde sind es die Väter und Mütter, welche verantwortlich sind für Recht und Unrecht in der Schule ihrer Kinder. Gerade deshalb aber darf kein Teil der Bevölkerung zurückstehen, wenn es gilt, Schulforderungen zu vertreten und Schulüberzeugungen durchzusetzen. Und immer wieder müssen gerade die Deutschen daran erinnert werden, daß wir nicht in einem angelsächsischen Lande leben, das dem Deutschen als Fremdling nur Gastrecht einräumen kann, sondern in einem Lande, das durch die gemeinsame Kulturarbeit der Engländer und Deutschen und vieler andrer entstanden ist und daher allen gemeinsam Berechtigung und Pflicht auferlegt, die eigensten Anschauungen zur praktischen Geltung zu bringen. Der Deutsche soll seine Kinder nicht einfach in die Schule schicken, die er zufällig vorfindet, sondern soll sorgen, daß die Schule seines Wohnorts, gleichviel ob er selber Kinder hinschickt oder nicht, zum vollsten Ausdruck seiner deutschen Ideale wird. Erst dann bewährt er sich als wahrer Amerikaner, wenn er sein Eigenstes zum Kulturaufbau beiträgt.

Alles das hat der Deutsch-Amerikaner ja schon oft gehört, aber gerade der Schule gegenüber gibt er der Forderung leicht

eine gar zu enge Deutung. Unsere besondere Aufgabe, so lautet es meist, bleibt doch nur die, dafür zu sorgen, daß der deutsche Unterricht im amerikanischen Schulsystem zu bester Entfaltung kommt. Auf diesem Gebiet hat das Deutschtum mit Begeisterung gekämpft, und der Erfolg ist nicht ausgeblieben. An Anfeindungen hat es nicht gefehlt, und die Gleichgültigkeit des deutsch-amerikanischen Nachwuchses hat die Bewegung oft schmählich erschwert. Aber die wachsende Einsicht amerikanischer Kreise, daß die deutsche Sprache wertvolle Ausrüstung für jedermann ist, hat die Sünden der deutschen Jugend ausgeglichen. Im großen und ganzen ist der Deutschunterricht im Lande leidlich ausgebaut, und was da noch zu schaffen übrig bleibt, mag uns ein andermal beschäftigen. Heute aber liegt mir ein andres am Herzen; nicht die deutsche Sprache, sondern der deutsche Geist muß sich endlich in der amerikanischen Schule zur Geltung bringen.

Das sei nicht mißverstanden. Nicht davon ist die Rede, in der amerikanischen Schule für deutsche Anschauungen und Vorurteile die Bahn zu brechen oder das kräftige nationale Bewußtsein unserer Schulen zu beeinträchtigen; wir alle wissen, daß solch ein Versuch ohnehin vergeblich sein würde. Auch davon ist nicht die Rede, die deutschen Schuleinrichtungen zum Vorbild zu erheben; wir alle wissen, daß die amerikanische Schule aus sich selbst heraus Herrliches und in manchem Sinne Unvergleichbares geleistet hat. Die Schule war jederzeit der Stolz der Nation, und nirgends in der Welt erheben sich besser eingerichtete Schulgebäude. Gewiß wünschten wir manches anders; die Vorbildung der Lehrer läßt noch zu oft zu wünschen übrig; zu viel Zeit wird im Unterricht vergeudet, und doch auch da fühlen wir täglich die Vorwärtsbewegung. In andrem lassen wir die Wünsche schweigen, weil wir wissen, daß dem Nachteil sich wichtige Vorteile zugesellen. So wünschten wir wohl, daß auch die öffentlichen Schulen nach deutscher Art die Kinder, die zu höherer Bildung aufsteigen, von vornherein von denen trennen, die nur Volksschulbildung suchen, und doch können wir nicht vergessen, wie gerade hierin die stärkste Kraft der Demokratie ruht, daß jegliches Kind aus der Masse den

Marschallstab im Schultornister trägt. Nein, niemand, der das Wesen und die Aufgabe Amerikas erfaßt hat, wird wünschen, daß deutscher Klassengeist in unsere Schulen einzieht. Der deutsche Geist, den wir vermissen, zielt in ganz andrer Richtung.

Was ist uns, die wir in Deutschland auf der Schulbank gesessen, denn eigentlich als wichtigster Gewinn unserer Schulzeit zurückgeblieben? Sicherlich, wir haben eine Masse interessanter und nützlicher Dinge gelernt. Aber der Lernstoff war doch nicht das Wesentliche. Wir kennen die Wahrheit des alten Worts, daß Bildung gerade in dem besteht, was übrig bleibt, wenn wir alles vergessen haben, was wir gelernt. Daß unsere Kinder in der amerikanischen Schule vielleicht noch mehr vom bunten Allerlei der Welt zu hören bekommen, als uns beschieden war, erfüllt uns somit an sich weder mit Furcht noch mit Bewunderung; sie werden das uns Ungewohnte auch mit dem übrigen vergessen. Was aber uns geblieben ist und unsern Kindern dereinst bleiben soll, das ist nicht der Lernballast der Lehrbücher, das ist der Geist, in dem wir uns gewöhnten, an unsere tägliche Arbeit heranzutreten. Und dieser Geist war da drüben ein köstlicher. Gleichviel ob wir vom alten Schulmeister in der kleinen Dorfschule lernten oder im großstädtischen Gymnasium bis zur Schwelle der Universität vorschritten, in der Seele unserer Lehrer war der Glaube an den Selbstwert des Wahren und Guten und Schönen lebendig und in uns Schülern lebte das Bewußtsein einer Pflicht, vor der wir uns beugten. Wir wählten uns nicht dieses und jenes zum Lernen aus, das uns gerade Vergnügen machte oder das uns für unsere besondere Wünsche gerade brauchbar und nützlich schien; das beste, was wir lernten, war ja, unsere geistige Laune und unseren sprunghaften Willen in strenge Zucht zu bringen und unterzuordnen dem, was uns um seines Selbstwertes willen geboten wurde. Es war der Geist der Pflicht, der erlernt werden mußte, gegenüber der angebornen Neigung; es war die Kraft des sittlichen Willens, der auch das Ermüdende festhält, gegenüber dem natürlichen Temperament, das nur dem Reizvollen sich hingibt; es war der moralische Glaube an die Aufgabe, die das Leben uns stellt, gegenüber der Nützlichkeitsberechnung, die nur dem Vorteil nachgeht. Ja, in

der deutschen Schule lernten wir alle, die Dinge um ihrer selbst willen zu tun, und mögen die Dinge selbst gleichgültig und für uns nutzlos geblieben sein: daß wir lernten sie gewissenhaft zu tun, auch wenn sie uns schwer und quälend waren, das ist es, was uns als unverlierbares Gut aus dem Klassenzimmer geblieben ist. Der Geist, der sich in der deutschen Schule bekundet, ist der Geist des Pflichtbewußtseins und des Glaubens an den reinen Wert der idealen Güter.

Und diesen Geist wollen wir in die amerikanische Schule tragen. Das ist nicht etwa ein Sondergelüste des Deutschtums, gerade die deutsche Auffassung der Schulaufgabe dem Gemeinwesen aufzuzwingen. Nein, diese deutsche Auffassung ist die einzige wahre Auffassung, ist die einzige Auffassung, in welcher der Sinn des Schuleinflusses zu tiefster Bedeutung kommt, und jede andre Pädagogik hebt sich im letzten Grunde selber auf. Den deutschen Geist in die amerikanische Schule einführen, heißt nicht Deutschenpolitik treiben, sondern heißt, der Schule wiedergeben, was sie ihrem tiefsten Sinn nach enthalten muß, wenn sie sich nicht selbst zugrunde richten will. In einer Schule mag tausenderlei gelehrt werden; wird eines dort nicht gelehrt, das eine: seine Pflicht zu tun — so versäumt sie das einzige, das unerläßlich ist, und dieses hingebende Pflichtgefühl für geistige Aufgaben kann niemals lebendig sein, wenn es nicht vom Glauben an den heiligen Sinn der idealen Güter getragen wird.

Was aber sehen wir um uns? Mögen die Schulhäuser sich noch so prächtig erheben und mit allen Künsten verwöhntesten Unterrichts ausgestattet sein, es ist der Geist der Laune und der Selbstherrlichkeit, der dort das letzte Wort spricht. Vom Kindergarten kriecht die Methode aufwärts, von der Universität kriecht sie abwärts, und schließlich ist das ganze Zwischengebiet von der Nachgiebigkeit gegen Zufallsneigung und von der willkürlichen Anpassung an persönliche Wünsche beherrscht. Das Kind der Kinderstube mag noch seiner spielerischen Neigung folgen, damit der Spieltrieb neue Interessen weckt. Und der Jüngling, der die Universität bezieht oder an den Beruf herantritt, muß aus seinen eigensten Lebenszielen heraus frei bestimmen,

welche Fachstudien er zu wählen hat. Dazwischen aber, zwischen Kinderspiel und Mannesarbeit, liegt die breite Zone des Schuleinflusses, in der nicht das Persönliche, sondern das Gemeinsame, das Überpersönliche der Kultur uns durchdringen soli, um die schlechthin gültige Grundlage zu schaffen. Da darf es nicht spielerische Neigung und nicht nützliche Sonderauswahl geben. Unsere Kinder aber lernen zwar vielerlei Wichtiges und dieses und jenes auch gründlich, aber im Grunde wählen sie es selber aus, was sie zu treiben geruhen wollen; ist Griechisch langweilig, so wird Griechisch gestrichen, ist klassische Geschichte nicht interessant, so genügt englische Geschichte, und wenn man sich aus Geographie nichts macht, so ist Botanik vielleicht für ein Jahr ganz amüsant — wahrlich nicht mehr fern ist der Tag, da die lieben Kleinen gnädigst entscheiden werden, ob sie das Alphabet oder lieber das Einmaleins für netter oder für nützlicher halten.

Täuschen wir uns doch darüber nicht, daß diese mangelnde Schulung in geistiger Zucht sich in allen Gebieten des Lebens aufs gefährlichste geltend macht. Wer in den Jahren der Schulzeit, im Zeitraum der entscheidenden Entwicklung, stets nur gewöhnt ward, auf der Bahn des geringsten Widerstandes vorwärtszuschreiten, der wird sein Leben lang außerstande bleiben, seine Aufmerksamkeit gespannt zu halten, und das Ergebnis ist eine weichliche Kraftlosigkeit, eine zerfahrene Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit, flüchtige Bekanntschaft mit tausend Dingen und nirgends wirkliche Meisterschaft. Vor allem, wo die scharfe geistige Zucht fehlt, bleibt alles ein Spielball der niedren Instinkte. Es fehlt die Hemmung, um die selbstischen Impulse im Zaum zu halten. Da müssen dann die Sensationsblätter wuchern mit ihren Lockmitteln für die niedrigsten Triebe, während die ernsten Zeitungen, die sich an besonnene Denkart wenden, immer mehr zurückgedrängt werden. Da müssen auf der Theaterbühne wie auf der Lebensbühne Vaudeville und Operette herrschen, da müssen äußerliche bunte Erfolge und lärmende Wirkungen den Sieg davontragen über Reife und Ruhe und wahres Können. Leidenschaften müssen dann die Masse bewegen, Mittelmäßigkeiten werden bejubelt, und unkritisch läuft

jeder hinter der neuesten Mode einher; da ist nur ein Schritt bis zu jener sittlichen Lässigkeit, die schlaffer Rechtspflege und selbstischer Politik mit Humor und Gleichgültigkeit zuschaut.

Gehört alles das etwa zur Natur des amerikanischen Volkes? Durchaus nicht. Wohl steckt dem Amerikaner ein Stück Pioniergeist und Abenteurerlust im Blute, und seine Waghalsigkeit wird leicht selbstherrlich die Vorschrift mißachten. Und doch zum tiefsten Wesen der Nation gehört das puritanische Pflichtbewußtsein und der puritanische Glaube an überpersönliche Güter. Gewiß ist Neu-England nur ein Zipfel des Landes, aber das Gewissen des puritanischen Neu-England hat doch schließlich der ganzen Nation Ziel und Wege gewiesen und die einströmenden Millionen haben sich angepaßt: sicherlich das amerikanische Erziehungsleben war ursprünglich abgestimmt auf den Grundton der Hingebung und Pflicht. Und fragen wir weshalb das so anders geworden ist, so finden wir bald, daß hier wirklich einmal die graue Theorie den grünen Baum des Lebens übersponnen hat. Ja, der Wandel der pädagogischen Anschauungen ist das Ergebnis der neuen Studierstubenwissenschaft und sofort füge ich hinzu: das Ergebnis mißverstandener Wissenschaft.

In der Tat, die Wissenschaft vom Kind und vom Knaben, von der Schule und dem Unterricht, von den seelischen und körperlichen Kräften der Jugend hat in den letzten Jahrzehnten in Amerika das Wort geführt und alles umgestaltet. Nirgends vielleicht hat man sich so viel mit dem Studium des Kindes beschäftigt, sicherlich nirgends das Interesse an dem Seelenleben der Jugend so in die breitesten Kreise getragen, und überall ist die Saat aufgegangen. Vielerlei wirkt dabei zusammen. In erster Linie, man empfand, daß die Schulen der guten alten Zeit hier im Lande herzlich schlecht und unzureichend waren. Kläglich vorgebildete Lehrer, unzulängliche Unterrichtsmethoden, elende Vergeudung von Zeit und Kraft. Das sollte anders werden, und nichts schien unmittelbarer zum Ziele zu führen, als eine ernsthafte Beschäftigung mit der Natur des Kindes. Es galt, statt die Wahl der Unterrichtswege dem Zufall zu überlassen, die geistigen Kräfte zu prüfen und so das Gedächtnis, die Auf-

merksamkeit, die Vorstellungen, die Gefühle, den Willen, die Triebe, kurz alles was in Erziehung und Unterricht eingeht, mit allen Hilfsmitteln der modernen Wissenschaft zu erforschen. Statt auf dem Flugsand von Zufallsmeinungen sollte so der Schulbau auf dem Felsgrund gesicherter Tatsachen errichtet werden. Die ungewöhnlich reiche Entwicklung der Psychologie in Amerika kam dem entgegen; sie wurde die Modewissenschaft der Lehrerkreise. Man wußte nun, weshalb die alte Erziehung so unbefriedigend war; man hatte die geistigen Kräfte falsch in Rechnung gestellt, hatte die junge Seele ungeschickt überlastet oder verstümmelt, kurz, hatte bei bestem Wollen sich nicht um die Naturgesetze und psychische Organisation gekümmert. Jetzt galt es endlich, die Tatsachen zu respektieren, und wie kein Ingenieur seine Brücke baut, ohne die physikalischen Gesetze zu lernen, so darf in Zukunft kein Lehrer junge Seelen modeln, ohne daß er die Gesetze des geistigen Lebens studiert und verwendet.

Nicht plötzlich wurde da irgend ein einschneidendes Dekret erlassen; langsam, ganz langsam gewann die neue Anschauung die Herrschaft über die Geister, und heute hat sie unbestrittene Macht: das ganze Unterrichtswesen des Landes stützt sich auf die wissenschaftliche Kenntnis der seelischen und körperlichen Kräfte und Eigenschaften des jungen Individuums. Ein schwerer Fehler der vergangnen Tage ist dadurch sicherlich beseitigt, aber dürfen wir uns darüber täuschen, daß ein viel verhängnisvollerer Fehler gerade dadurch wieder eingeführt wurde? Früher hatte man Ziele im Auge, aber man kümmerte sich nicht genug um die Wege, dorthin zu gelangen; man vernachlässigte die Tatsachen, mit deren Hilfe das Ziel erreicht werden sollte. Heute aber gehört das gesamte Interesse den Tatsachen, und man gibt sich der Täuschung hin, als könnte aus den Tatsachen allein nun auch ein Ziel gewonnen werden. Man analysiert die Jugend, man beobachtet Körper und Seele, man studiert alle Ursachen und Wirkungen und man wähnt törichterweise, daß bereits aus solcher Kenntnis heraus die Aufgabe des Unterrichts und der Erziehung bestimmt werden könnte. Früher hatte man Ziele, aber prüfte nicht genügend die Wege, so daß man zu häufig nicht recht weiter kam; jetzt aber kennt man aufs schönste

alle die Wege, die zur Verfügung stehn, und bildet sich ein, daß nichts weiter nötig sei, statt zunächst das Ziel aufs sorgsamste zu erkunden und auszuwählen. Nie kann die Kenntnis der Straßen uns vorschreiben, wohin wir gehen sollen, wenn es auch richtig ist, daß wir die Straßen gut kennen müssen, um uns zu unserem Ziel zurechtzufinden. Unterricht, Erziehung, Schule müssen zunächst die Aufgabe kennen, die zu lösen ist, und dann die Mittel prüfen, die der Lösung dienen; das eine ohne das andre muß notwendig Verwirrung schaffen. Unsre heutige Schule hat, im höheren Sinne, keine freigewählten Aufgaben; sie geht Zufallszielen nach, einfach, weil sie sich lediglich auf die Tatsachen verläßt und Tatsachen niemals aus sich heraus zu bestimmten Aufgaben hinführen können: auch die genaueste Kenntnis des Klaviers und seiner Schallgesetze und die sicherste Virtuosentechnik kann uns nicht helfen, wenn es zu entscheiden gilt, ob wir jetzt eine Sonate zum Tönen bringen oder einen läppischen Tanz aufspielen sollen.

Wir müssen da ein wenig in die Tiefe bohren. Wir müssen einsehn, daß alles das im tiefsten Wesen menschlicher Erkenntnis begründet ist. Und doch sollte da keine Schwierigkeit vorliegen, denn wir haben nur eines klar zu verstehn: es kann keine Zielsetzung in der Welt ohne eine Bewertung geben und es kann keine Erkenntnis von wissenschaftlichen Tatsachen geben, ohne daß jede Bewertung für sie ausgeschlossen wird; Tatsachenerkenntnis kann daher niemals zu Zielsetzungen führen. Gleichviel welcher Art unser Ziel auch sein mag, es ist doch stets ein Endpunkt, den wir vor andren bevorzugen; wir wählen es, weil es uns als wertvoll gilt; wir arbeiten auf seine Verwirklichung, weil es unser Verlangen befriedigt. Wer aber je den Hauch der Wissenschaft gespürt hat, gleichviel ob es sich um Mathematik oder Mechanik, um Psysik oder Chemie, um Physiologie oder Psychologie oder Soziologie handelte, der weiß, daß eines allein entscheidend war: Alles Wünschen und Verlangen, alles Vorziehen oder Mißachten, kurz alles Bewerten hatte zu verstummen und nur der wunschlose Respekt vor den unerbittlichen Tatsachen blieb in Geltung. Für den Physiker ist keine Naturerscheinung schön oder häßlich. Für den Psycho-

logen ist keine Willenshandlung gut oder böse. Der Gärtner mag das Unkraut ausroden und die bunten Blumen lieben; für den wissenschaftlichen Botaniker sind Blumen und Unkraut genau gleichmäßig wichtig. Was in der Welt des Raumes und in der Welt des Bewußtseins vor sich geht, ist so für die Betrachtung des Wissenschaftlers nichts als ein Vorgang, der seine Ursachen und seine Wirkungen besitzt, und diese Wirkungen selbst sind auch wieder nicht gut und nicht schön und nicht wertvoll, sondern schlechthin nichts als eben tatsächlich vorhanden. Der wissenschaftliche Beobachter kann aus dieser kühlen Welt der ursächlichen Zusammenhänge niemals heraus, kann niemals wärmende Werte hineinstrahlen lassen, niemals das eine beleuchten, das andere beschatten, das eine vorziehen und erstreben, das andre hassen und zurückweisen, wenn er nicht den Standpunkt der Wissenschaft grundsätzlich oder fahrlässig preisgeben will.

Ist das etwa Zufall? Im Gegenteil, das ist im tiefsten Grunde der Erkenntnis verankert; wir müssen nur recht verstehen, was es bedeutet, die Welt im Sinne der Wissenschaft zu erkennen. Der große Haufe stellt sich das ja meisthin so vor, als ginge die Wissenschaft darauf aus, uns ein möglichst getreues und genaues Abbild der erlebten Wirklichkeit herzustellen. Wer ernster über den Sinn der Erkenntnis nachdenkt, weiß, daß solche Photographenrolle der Erkenntnis überflüssig und geradezu sinnlos wäre. Die Wirklichkeit, die wir erleben, wird von uns unmittelbar erfaßt; nichts können wir besser kennen als unsere unmittelbare Erfahrung und auf keine andre Welt als gerade diese Welt der Erfahrung will sich alle Erkenntnis beziehen. Ihre Aufgabe kann also nicht einfach darin liegen, uns noch einmal zu geben, was wir schon besitzen; ihre einzige Aufgabe ist vielmehr, das Erlebte in bestimmter zweckmäßiger Weise umzuarbeiten. Erkennen heißt somit nicht, die erlebte Wirklichkeit abbilden, sondern sie ummodeln und umgestalten, bis die Bearbeitung gewissen Zwecken genügt.

Wenn wir das Erlebnis mit unseren Sätzen und Worten, mit unseren Urteilen und Begriffen in der Wissenschaft umspannen, so kommen wir damit also der erfahrenen Wirklich-

keit nicht etwa näher, sondern wir entfernen uns von ihr; wir lassen die Wirklichkeit hinter uns zurück, um ein künstliches Denkgebilde zu schaffen, das wir wahr nennen, sobald es unserer Denkaufgabe entspricht. Was ist diese Denkaufgabe der Wissenschaften? Vielleicht können wir sie am einfachsten so bezeichnen: in jeder wirklichen Erfahrung erleben wir einerseits uns selbst als wollende, stellungnehmende Persönlichkeiten und andrerseits die Dinge der Welt, zu denen wir Stellung nehmen, die wir vorziehen oder ablehnen, beachten oder vernachlässigen, wollen oder nicht wollen, und nun gilt es, künstlich von diesem Persönlichkeitsfaktor im Erlebnis zu abstrahieren und die Dinge so zu betrachten, als wären sie nicht für den persönlichen Willen, sondern nur für einen untätigen Zuschauer da. So entsteht uns eine Welt der Dinge, die nur miteinander in Beziehung stehen, und diese Beziehung nennen wir Ursächlichkeit. Durch künstliche Bearbeitung schaffen wir so ein System ursächlicher Zusammenhänge, in dem es unmöglich noch irgend einen Wert geben kann, da es ja gerade die Aufgabe war, von der ursprünglich gegebenen Beziehung zum Willen grundsätzlich abzusehen. Der Gewinn solcher Bearbeitung ist klar; erst dadurch können wir abmessen, was wir von den Dingen selbst, ohne Rücksicht auf unser Wollen, zu erwarten haben. Das System der Dingwissenschaften ist das System unserer Dingerwartungen. Nun gibt es zwei Arten Dinge, nämlich solche, die für jedermann erfahrbar sind; wir nennen sie das Physische und solche, die nur für je eine Persönlichkeit da sind; wir nennen sie das Psychische. So konstruieren wir denn in der Wissenschaft, aus dem Erlebnis heraus, die Raumwelt der wertfreien physischen Dinge und die Bewußtseinswelt der wertfreien psychischen Dinge.

Aus der philosophischen Tiefe können wir nun wieder zur praktischen Lebensoberfläche zurück. Wir wissen jetzt, warum die Wissenschaften von den körperlichen und seelischen Vorgängen grundsätzlich von jeder Willensbeziehung und somit von jeder Bewertung und somit von jeder Zielsetzung frei bleiben müssen. Die Naturwissenschaftler täuschen sich selbst, wenn sie vielleicht von Entwicklung oder ähnlichem sprechen; die

wahre Naturwissenschaft kennt nur Verschiebungen, Veränderungen, Übergänge, aber daß etwa das Differenzierte besser sei als das Einfache, kann sie nicht entscheiden; sie überschreitet daher schon ihr Gebiet, wenn sie einen Übergang als Fortschritt, einen anderen als Rückschritt hinstellt. Und das gilt für die seelische Natur so gut wie für die körperliche. Für die Wissenschaft verändern sich die Empfindungen und Vorstellungen, aber ein Bewußtseinsinhalt kann nicht besser und nicht schlechter sein als ein andrer; sie zu beschreiben und zu erklären, ist alles, was der kausalen Wissenschaft zukommt: sie zu würdigen und zu bewerten, ist ihr nicht erlaubt.

Das heißt dann aber auch schon, daß aus der physiologischen und psychologischen Erkenntnis, aus den Tatsachen des Körpers und der Seele, sich niemals ableiten läßt, welche Veränderungen des Kindes, des Knaben, des Jünglings besser und welche schlechter sind. Die Wissenschaft kann zeigen, daß diese und jene Einflüsse diese und jene Wirkung haben, aber daß diese Wirkung segensreich und jene Wirkung schädlich sei, kurz welches die Ziele der pädagogischen Beeinflussung sein sollen, kann keine Physiologie oder Psychologie oder Soziologie aus sich heraus begründen. Hilflos und haltlos muß die bloße Tatsachenwissenschaft alle Zielsetzung dem Zufall überlassen. Jedes beliebige Beispiel kann es verdeutlichen.

So ist es ja gewiß für den Unterricht wichtig, die Tatsachen der Nachahmung zu studieren; die ältere Pädagogik wußte viel zu wenig von den psychischen und physischen Gesetzen der Nachahmung. Das haben wir gründlich heute eingeholt, aber gibt das allein uns auch nur den geringsten Anhalt, wem nachzuahmen der Mühe wert ist? Welches Vorbild soll das Kind zur Nachahmung erhalten? Der psychische Apparat führt ebensowohl dazu, den Fleißigen wie den Faulen, den Helden wie den Verbrecher nachzuahmen. Oder noch wichtiger mögen im Schulbetrieb die Tatsachen des Gedächtnisses sein. Die Schuljugend soll lernen, und genaueste Kenntnis der psychischen Gesetze muß somit die Lernaufgabe dem jungen Können im voraus anpassen, und doch wie verkehrt, zu glauben, daß sich daraus ableiten ließe, was die Jugend lernen solle.

Ist es besser viel zu lernen oder besser sich auf weniges zu konzentrieren, ist es besser grundsätzlich ein Gedächtnis zu entwickeln, das sich alles mechanisch einprägt oder eines, das nur die inneren Beziehungen festhält, eines, das spielend aufnimmt und schnell vergißt oder eines, das mühsam arbeitet aber treu bleibt, ist es besser Worte zu lernen oder sinnliche Anschauungen, besser Mathematik zu lernen oder Naturwissenschaften? So stehen wir mitten in praktischen Schulproblemen, die bei uns fortwährend aus wissenschaftlichen Grundsätzen entschieden werden, so daß das ganze Unterrichtsleben beeinflußt wird, und doch beruht es alles auf Illusion: es sind Werturteile, bei denen die Tatsachen nicht das geringste ausmachen können. Die Gesetze der Schreibmaschine können mir niemals bei der Frage helfen, was ich auf meiner Maschine schreiben soll, an wen und worüber.

Vielleicht hat die Konfusion zwischen Tatsachen und Werten am fürchterlichsten im Problemkreis der „Aufmerksamkeit" gewirtschaftet. Keine psychophysiologische Frage ist eingehender von unsern Schulreformgeistern durchstudiert. Wir wissen jetzt ganz genau, wie die Aufmerksamkeit der Jugend am leichtesten festgehalten werden kann und was das Interesse des Kindes weckt. Und nun kommt unser pädagogischer Tausendkünstler und mit der Schnelligkeit des Taschenspielers führt er die Verwandlung aus. Psychologie zeigt uns, so sagt er, daß die interessanten Gegenstände die Aufmerksamkeit am leichtesten festhalten; Aufmerksamkeit ist für die Arbeit des Schülers notwendig; also, so schließt er mit triumphierender Sicherheit, müssen wir in die Schule nur solche Gegenstände einführen, die sich an das natürliche Interesse des Schülers wenden. Hundert hochklingende Argumente versuchen den Trick zu beschönigen, und so hat er denn im Erziehungsleben der jüngsten Zeit, seit die Psychologie in der Pädagogik das Wort führt, nach allen Richtungen fortgewirkt. Um Kinder, die jungen und die erwachsenen, bequem in Ruhe zu halten, ist ja in der Tat nichts einfacher, als sie mit Dingen zu beschäftigen, die ihnen von vornherein anziehend und interessant sind — da hört der Säugling zu schreien auf und die soziale Unrast der großen Masse wird

eingeschläfert. Aber wer kann daraus wirklich entnehmen, daß der erziehende Unterricht das Anziehende bevorzugen und das Uninteressante ausschalten soll? Die Sinne kitzeln, die Phantasie anreizen, den Verstand aufregen, ist leichte Methode, aber ist sie wertvoll? Gewiß ist es möglich, einen zehnjährigen Schulkurs oder schließlich einen siebzigjährigen Lebenskurs so einzurichten, daß alles dem natürlichen Verlangen und Begehren entspricht und alles anregend und reizvoll ist und niemals eine ernste Aufmerksamkeitsanstrengung und eine Willensbemühung nötig wird: aber ist das wirklich das Ideal, für das wir kämpfen? Ist es nicht vielleicht gerade die wichtigste Aufgabe der Erziehung, jene Kraft zu entwickeln, welche Verlockungen widersteht und das nur Reizvolle und persönlich Anziehende sieghaft überwindet? Wahrlich nicht Psychologie hat das Recht, sich einzumischen, wenn es um die Lebensfrage geht, ob es wertvoller sei, der natürlichen Aufmerksamkeit zu folgen oder statt dessen die Aufmerksamkeit künstlich auf Ziele hinzulenken, die uns zunächst nicht schmeicheln und nicht locken wollen. Die Wissenschaft soll sich bescheiden, uns zu sagen, was ist und was sein wird; das beste ist schon preisgegeben, wenn ihrer Ohnmacht erlaubt wird, uns vorzuschreiben, was sein soll und was uns so ein würdiges Ziel ist.

Verwundern dürfen wir uns ja nicht, daß in Zeiten des technischen Aufschwungs und der naturwissenschaftlichen und psychologischen Wissenschaftstriumphe die Überschätzung des bloß Tatsächlichen so kräftig eingesetzt hat und zu einer Überspannung der wissenschaftlichen Möglichkeiten geführt hat. Alle anderen Faktoren der Weltanschauung wurden zurückgedrängt und mißachtet; selbstherrlich wollte die Dingerkenntnis aus eigenstem heraus die Aufgaben und Ziele festsetzen. Auf diesem und jenem Einzelgebiet, besonders der Naturwissenschaften, lag auch kein Schade vor, weil die Bewertung so allgemein und übereinstimmend ist, daß der Forscher das Ziel einfach als selbstverständlich voraussetzte, wenn er sich auch irrtümlich einbildete, daß seine Tatsachen selbst das Ziel vorschrieben. Wenn beispielsweise die Physiologen und Pathologen und Pharmakologen aus ihrer Tatsachenkenntnis die praktische Medizin schaffen, so führen sie ja allerdings ebenfalls eine Bewertung ein.

Sie ordnen alles dem Ziel unter, das Leben des Menschen zu erhalten. In ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis steht nichts davon, daß Leben besser sei als Tod, daß Gesundheit besser sei als Krankheit. Der Forscher kann nur die Erscheinungen feststellen, und Gift ist für ihn nicht wertvoller als ein Heilmittel; er kann nur die verschiedenen Wirkungen vorhersagen. Zur Arbeit des Arztes wird das alles erst, wenn aus ganz andrem Daseinsinteresse heraus die Bewertung von Gesundheit und Leben hinzuergänzt wird. Diese Selbstverständlichkeit der Bewertung, mit der so der Arzt zu Werke geht, wiederholt sich nur selten; schon auf technischem Gebiete ist sie selten gegeben; nirgends haben wir ein Recht, aus der bloßen Mineralogie abzuleiten, welche Metalle wert sind, geschürft zu werden, aus der bloßen Physik abzuleiten, welche Maschinen nötig sind, oder wohin die Eisenbahnen gebaut werden sollen. Überall haben da aus ganz andrer Sphäre wirtschaftliche Persönlichkeitsbewertungen einzusetzen, durch welche die möglichen Wirkungen in bessere und schlechtere geschieden werden.

Unerläßlich wird nun aber die selbständige Bewertung vor allem, wenn es sich um seelische Vorgänge handelt. Kein einziges Ziel kann da als selbstverständlich gelten. Wohl mag der Haufe schreien: es gilt, Lust zu schaffen, und somit alle seelischen Bewegungen dem Ziel der Freude und des Genusses unterzuordnen. Und doch: mahnt nicht die Weltgeschichte mit ernstem Blick, daß solche Antwort den tiefsten Sinn des Wirkens verleugnet und daß den Besten das Leben nicht des Lebens wert erschienen wäre, wenn Genuß und Lust als Ziel gegolten hätten. Wer im Recht ist, mag zweifelhaft bleiben, aber nicht zweifelhaft kann es sein, daß da wirklich eine selbständige Frage vorliegt, die niemals aus den bloßen Tatsachen des Seelenlebens, aus den psychologischen Vorgängen und ihren Gesetzen abzuleiten ist.

Auch unsere Pädagogen müssen natürlich irgend eine Zielsetzung vornehmen; da sie aber in ihrem Tatsachenbanausentum nichts außer den physischen und psychischen Vorgängen zu sehn vermögen, so erheben sie das Wohlergehn des Individuums stillschweigend zu ihrem obersten Wert, und unter Wohlergehn

verstehen sie im Grunde möglichst viel Behagen und Genuß. Und alles das geschieht ganz überlegungslos, als wenn es gerade so selbstverständlich wäre wie die Zielsetzung des Arztes, der Gesundheit anstrebt. So wird es denn den Kindern möglichst leicht gemacht, das weitere Studium wird möglichst anziehend und interessant gestaltet und aller Unterricht ist darauf gerichtet, den einzelnen geistig mit allem zu verproviantieren, was ihm auf dem unvermeidlichen Marsch durchs Leben am besten schmecken und am besten bekommen wird. Es ist praktische Erfolgspädagogik, die freilich, da es ihr an allen wirklichen Prinzipien der Bewertung fehlt, meist nicht einmal konsequent ist, sondern allerlei Überbleibsel einer anders denkenden Zeit doch noch mit sich schleppt.

Bedeutet alles das etwa, daß die Pädagogik wieder zurückgeschraubt werden sollte zu dem vorpsychologischen Stadium und unsere Kenntnisse der Tatsachen wieder ausgeschaltet werden müssen? Sicherlich nicht. Im Gegenteil, wir müssen die physischen und psychischen Tatsachen aufs genaueste kennen, wenn wir sie benutzen wollen, um die Unterrichtsziele zu erreichen, aber diese Ziele selbst müssen aus eignen sicheren Prinzipien selbständig gewonnen werden. Das ist es, was uns not tut: wir müssen wieder den Mut haben, aus der Ganzheit der Lebensanschauung Bewertungen zu vollziehn und für oder gegen letzte Ziele zu entscheiden, ohne daß die Wissenschaft der physischen und psychischen Inhalte hineinzureden hätte. Und diesen Mut können wir mit gutem logischen Gewissen bekunden, denn jetzt erkennen wir ja leicht, daß die Wissenschaft vom Physischen und Psychischen durchaus nicht die Gesamtheit unserer Erkenntnis ausmacht. Wir sahen ja, daß die kausale Wissenschaft, weit entfernt, die gesamte Wirklichkeit des Erlebnisses zu suchen, sich im Gegenteil grundsätzlich vom Erlebnis entfernt, um für gewisse Zwecke künstliche Abstraktionen an die Stelle der Erfahrung zu setzen. In der Wirklichkeit waren die Dinge stets der wollenden Persönlichkeit gegeben; die Kausalwissenschaften abstrahierten von dieser Beziehung zum persönlichen Wollen und betrachteten die Dinge, als wenn sie nur zueinander in Beziehung stünden. Die wirkliche Persönlichkeit im ganzen Reichtum ihres Willens und ihrer Stellungnahme zur Welt steht

somit notwendig außerhalb der physischen und psychischen Systeme. Natürlich spricht ja auch die Psychologie in ihrer Art von der Person und dem Wollen, aber das ist dann gar nicht die wirkliche Persönlichkeit des reinen Erlebnisses. Die kann von den Begriffsnetzen der kausalen Inhaltspsychologie niemals eingefangen werden. Was die Psychologie Wille und Persönlichkeit nennt, ist selbst nur solch ein Bewußtseinsinhalt, gewissermaßen ein Surrogat des wahren Wollens, das dann entsteht, wenn wir uns selbst wie ein Ding betrachten. In Wahrheit erleben wir unseren Willen nicht als etwas Wahrnehmbares; im reinen Erlebnis erfassen wir unsern Willen nicht als Inhalt, sondern als Entscheidung, als Stellungnahme, als Tat. Soll unsere Weltanschauung aufs Ganze abzielen, so verlangt sie somit sicherlich, daß wir nicht nur die Systeme physischer und psychischer Dinge beachten, sondern vor allem auch Erkenntnis der wollenden Persönlichkeiten suchen, die zu den Dingen Stellung nehmen.

So muß es denn also ganz andre Gruppen von Wissenschaften geben, die es lediglich mit Wollungen, mit Zielsetzungen, mit Bewertungen zu tun haben. Das sind nicht Inhalte der Welt und ihr Zusammenhang kommt nicht als ursächlicher in Frage; zwecksächlich ist ihr Zusammenhang; da gibt es nichts zu erklären, sondern nur zu verstehen in seinem Sinne und zu begreifen in seiner inneren Verbindung. Es sind die humanistischen Wissenschaften, deren Gehege somit ganz außerhalb der naturwissenschaftlichen Wissenschaft vom Physischen und Psychischen liegt.

Aus diesen Wissenschaften, die vom Sinn und der inneren Verbindung des persönlichen Wollens handeln, kann allein eine Bestimmung der Werte und Ziele hervorgehen. Was den kausalen Disziplinen versagt ist, kommt so den humanistischen Disziplinen als eine der wichtigsten Aufgaben zu. Auch diese Gruppe wird sich leicht in zwei Teile spalten. So wie die psychischen Inhalte sich von den physischen trennen, weil die psychischen, die Vorstellungen, nur einer Person zugehören, die physischen aber jeder Person gemeinsam zugänglich sind, so trennen sich in der Welt der Wollungen nun ebenfalls die Wollungen, die der einzelnen Persönlichkeit als solcher eigen

sind, von denen, die allen Persönlichkeiten gemeinsam zugehören. Von den Einzelwollungen handeln die historischen Wissenschaften, von dem gemeinsamen, für jeden gültigen Wollen handeln die Wertwissenschaften, die Logik, die Ästhetik, die Ethik. Es ist die Ethik, die uns hier interessiert. Sie untersucht das allen gemeinsame Wollen zur Handlung — allen gemeinsam, nicht weil sie zufällig alle übereinstimmen, sondern weil wir niemanden wahrhaft als Persönlichkeit anerkennen, der nicht im innersten das Ethische will, auch wenn er in seiner Schwäche dem selbstischen Gegentriebe nachgibt. Wenn aber die Ethik die Werte der menschlichen Handlungen feststellt, indem sie das gemeinsame schlechthin gültige Wollen prüft, so müssen von ihr auch die pädagogischen Ziele ermittelt werden. Die Ethik allein kann uns sagen, welche Ziele der Jugendgestaltung wertvoll sind; erst wenn die Ethik ihre Bewertungen gesichert hat, dann haben die kausalen Wissenschaften, wie etwa die Psychologie, einzusetzen, um zu zeigen, mit welchen Mitteln das Ziel erreicht werden kann. Nicht eher können die Unterrichtszustände gesunden, als bis die Ethik und nicht die Psychologie zur eigentlichen Grundlage wird für die pädagogischen Anschauungen des Landes. Erst dann wird Sicherheit und Bestimmtheit an die Stelle von Zufallszerfahrenheit und hastigem Schulexperimentieren treten, erst dann vor allem wird der Geist der Pflicht den Geist der selbstischen Neigungslaunen ersetzen.

Denn das ist ja klar: setzt erst einmal eine gewissenhafte Prüfung der Wollungen ein und werden dann, wie wir sahen, die rein persönlichen Wollungen von den für jede wahre Persönlichkeit gültigen notwendigen Wollungen geschieden, so muß die Ethik den Pädagogen schnell weiterführen. Stehen bleiben kann sie da nicht. Es sind ja diese gemeinsamen Wollungen, durch die sich unsere gemeinsame Kultur aufbaut; durch sie bejahen wir das Wahre, das Schöne, das Sittliche, das Rechtliche, das Heilige; durch sie erhebt sich aus dem Zufallsgewirr der sich kreuzenden Wollungen das ewige Geisteswerk, an dem die Menschheit arbeitet. Und ist Unterricht und Erziehung von der Gesellschaft dazu eingesetzt, damit die Jugend für ihre Lebensarbeit vorbereitet wird, so kann nun vom Standpunkt der Willenswissenschaften kein Zweifel mehr darüber sein, wo die

Ziele liegen. Sicherlich nicht da, wo die Inhaltswissenschaften sie als selbstverständlich annahmen: nicht in der Lustbefriedigung des einzelnen. Daß jeder seinem persönlichen Wollen nachgehe, bedarf keiner Ermutigung und keiner Schulung; der Wilde treibt es so und nicht anders das Tier. Wäre Lust das Ziel, so könnte die Gesellschaft der Kulturländer getrost wieder ihre Schulen schließen; die Summe der Lust, die aus der Befriedigung individueller Wünsche und Begehrungen erfolgt, ist auf der niedersten Stufe nicht kleiner als auf der höchsten, denn Lust und Unlust sind relativ, und irgend ein Gänsehirt mag glücklicher sein als irgend ein Führer der Menschheit.

Die Gesellschaft dagegen hat das allerhöchste Interesse daran, die Jugend für die Wollungen zu schulen, die überpersönlich sind und die ohne Erziehung und Unterricht von den persönlichen Wollungen vergewaltigt werden. Die Gesellschaft muß Sorge tragen, daß die Jugend lernt, das schlechthin Gültige mehr zu wollen als das Persönliche, das schlechthin Wertvolle mehr als das Lustvolle, das Ewige mehr als das Glück. Der Trieb, seinen Vorteil und Genuß zu wollen, ist mit jedem geboren; das Wahre und Schöne und Rechte zu wollen, muß durch Unterricht und Erziehung gelernt werden. Die Schule ist somit nicht da, um die einzelnen für möglichst großen Lebensgenuß auszurüsten, sondern den einzelnen in höchstmöglichem Maße dafür vorzubereiten, daß er am Aufbau der Kulturwelt förderlich mitarbeitet. Das ist der Sinn der Schule gewesen, in deren Klassenzimmern wir einst in der deutschen Heimat uns abgemüht: auf selbstlose Pflicht und ewige Ideale war alles abgestimmt, nicht auf bloßes Interesse und zukünftige Nützlichkeit. Das ist der deutsche Geist — mag auch in der deutschen Heimat selbst dieser Geist zu oft sich heute verflüchtigen. Mag auch in Deutschland die neue Pädagogik zu oft in die Sünden der Amerikaner verfallen, wir wollen nicht daran irre werden: in unserem alten deutschen Schulhaus waltete ein unvergänglicher Geist, und in seinem Sinne müssen wir alle, auch fern von der Heimat, für den Pflichtgedanken und den Idealismus in der Erziehung unserer Kinder sorgen.

VIII.

Sprachhoffnungen in der Neuen Welt.*)

Als vor Jahresfrist der erste deutsche Austauschprofessor aus Amerika heimkehrte, hinterließ er in der Neuen Welt nicht nur die Spuren wissenschaftlicher Tätigkeit. Wohl hatte Professor Ostwald an der Harvard-Universität manchen neuen Verehrer für seine chemischen Theorien gewonnen; noch viel weiter hinaus aber wirkte seine rastlose Missionsarbeit für die Sekte der Esperantisten. Von Stadt zu Stadt trug er mit begeisterndem Wort die neue Bewegung. Wie Veilchen auf der Frühlingswiese erblühten über Nacht ringsum die Esperanto-Vereine: der Tag der Weltsprache schien endlich nahe. Wer aber die Stimmung Amerikas kannte, der wußte von vornherein, daß diese Laune auch ohne viel Gegenrede schnell wieder verfliegen würde. In der Tat dauerte es nicht gar lange, und die Begeisterung war verstummt.

Daß die Esperantobewegung sich in der Neuen Welt nicht durchsetzen konnte, hat seinen Hauptgrund darin: der angelsächsische Instinkt verlangt, daß es die englische Sprache sein soll, die sich den Weltkreis erobert. Dieser Glaube an die schließliche Erdumspannung der englischen Sprache gehört für zahlreiche Bürger der Neuen Welt entschieden zum amerikanischen Patriotismus. Andere Nationalsprachen, meinen sie, mögen zunächst noch in Frieden bestehen, aber andere Weltsprachen dürfen nicht geduldet werden.

Die Zahl der Englisch Redenden hat sich in den letzten hundert Jahren von fünfundzwanzig Millionen auf über hundertunddreißig Millionen vermehrt. Das zeigt den Weg für die Zukunft. „Die Englisch sprechende Bevölkerung", so hieß es kürzlich in einer amerikanischen pädagogischen Monatsschrift,

*) Veröffentlicht in der „Internationalen Wochenschrift". 1907.

„nimmt ihre Sprache mit, wohin sie auch geht, und sie geht überall hin. Es kann kaum erwartet werden, daß das Ideal absoluter Sprachherrschaft des Englischen schon in tausend Jahren verwirklicht sein wird; aber sobald wir erst einmal solch ein Ideal begriffen haben, müssen wir den Lauf der Dinge so zu beeinflussen suchen, daß alles seiner Erfüllung dient." „Der Bazillus der Expansion ist in unserem Blut. Wir sind darauf aus, die Welt zu erobern, nicht mit dem Schwert, sondern mit dem friedlichsten Werkzeug: mit der Sprache. Keine andere kann hoffen, mit Englisch in Wettbewerb zu treten."

Nichts begünstigt diese weit verbreiteten Sprachhoffnungen stärker als die alte Erfahrung mit den Nachkommen der europäischen Einwanderer. Wo der Amerikaner hinzieht, hält er sein Englisch fest; hier aber strömen nun jährlich eine Million Menschen ins Land, die kein Wort Englisch verstehn, wenn sie die Freiheitsstatue im New Yorker Hafen zum ersten Male erblicken — und doch werden schon ihre Kinder das Englisch der Muttersprache vorziehen, und ihre Enkel werden nur „Amerikanisch" sprechen. Die einen behaupten, daß der Vorsprung durch die angelsächsische Charakterstärke bedingt sei; die andern schieben alles der unvergleichlichen Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit der englischen Sprache zu.

Auf diesem Hintergrunde sprachlicher Weltpolitik muß das neueste Schaustück neuweltlicher Sprachlaune gewürdigt werden: die Volksbewegung für eine wundersame Umgestaltung der Orthographie. Die deutschen Zeitungen haben berichtet, wie bekannte Männer sich zusammentaten und mit reichen Mitteln aus Carnegies Tasche die Agitation für verbesserte Rechtschreibung begannen; wie Präsident Roosevelt verleitet wurde, die neue Schreibweise der Regierung aufzuzwingen, und heute sich bereits viele Tausende verpflichtet haben, die erste Liste von dreihundert „verbesserten" Worten in ihrem Briefwechsel anzuwenden. Deutschland aber ward wohl kaum gewahr, wie auch hier die Chiliastenträume im Vordergrund standen. Tatsächlich hieß es bereits im ersten Rundschreiben, mit dem die neue „Behörde" das ganze Land überflutete, auf der ersten Seite: „Alle, deren Muttersprache das Englische ist, sind überzeugt,

daß, wenn nur ungehörige Hindernisse beseitigt werden, es die herrschende und internationale Sprache der Welt werden wird. Es ist dazu bestimmt, durch seinen kosmopolitischen Wortschatz, durch seine einfache Grammatik, durch seine Bedeutung für den Wirtschaftsverkehr und für den Fortschritt der Kultur. Keine andere Sprache hat die gleiche Anpassungskraft. Wir alle wissen aber, daß unser Englisch auf dem Wege zu diesem Ziel durch eins aufgehalten wird: durch die verwickelte und regellose Schreibweise, die unsere Sprache zum Rätsel für den Fremden hier im Lande macht und zum Mysterium für den Fremden jenseits des Ozeans.“ Sprachlicher Imperialismus also ist dieses Pudels Kern!

Es ist nicht viel Prophetengabe nötig, um vorauszusehen, daß auch diese Bewegung im Sande verlaufen wird. Sie wird nicht ganz so schnell dahingehen wie der viel schüchternere Esperantoversuch, und vor allem wird von der orthographischen Reform diese und jene Anregung von dauerndem Werte übrig bleiben. Das Große und Ganze des Planes jedoch wird zerfallen. Von allen Gegengründen seien hier nur zwei erwähnt, die sich unmittelbar auf die Weltherrschaftsträume erstrecken: Zunächst zeigt England begreiflicherweise nicht die geringste Geneigtheit, sich von Washington aus vorschreiben zu lassen, wie gutes Englisch zu schreiben sei! Beginnt aber Amerika, in Schrift und Druck eine Orthographie durchzuführen, die von der Schreibweise in England, Kanada, Indien und Australien fortwährend abweicht, so ist die Weltsprachenherrlichkeit in noch weitere Ferne gerückt, denn damit hätte eine erste Spaltung der englischen Sprachgemeinde eingesetzt, und der verschiedenen Schrift würde bald verschiedene Aussprache folgen, bis schließlich zwei Sprachen an Stelle der einen stehen.

Wichtiger aber noch ist ein anderes: „Es ist ein psychologischer Irrtum, zu glauben, daß eine Schreibweise, die der Aussprache näher kommt, für den Ausländer die Sprache erleichtert. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall. Der Einheimische hört und spricht das Wort, lange ehe er es liest und schreibt; der Ausländer dagegen sieht das Wort, ehe er es aussprechen lernt. Für ihn besteht die Sprache zunächst aus Gesichtszeichen, und

seine Schwierigkeiten sind um so geringer, je deutlicher die Worte sich in ihrer Verschiedenheit bemerkbar machen, je lebhafter sich die eigenartigen Buchstabenverbindungen einprägen und erkennen lassen. Alles Vereinfachen erschwert da die schnelle und leichte Auffassung, und je mehr das Schriftwort abgeschliffen wird, desto mühsamer ist es, die Worte im gelesenen Satz zu erkennen. Wenn wir im Deutschen zwischen „das“ und „daß“ keinen Unterschied mehr erlaubten, so würde es leichter sein, die Rechtschreibung zu lernen, viel schwerer aber, den gesehenen Satz zu verstehen, und gerade das ist das Verlangen des Ausländers. Auch die deutsche Sprache hat ja schon manche solche Vereinfachung eingeführt. Wenn bei Fichte ein Satz mit den Worten beginnt: „Sein Seyn ist“ usw., so liest sich das leichter, als wenn wir heute schreiben: „Sein Sein ist.“ Just auf solche erschwerenden Vereinfachungen geht die neue amerikanische Schreibweise aus — und der Amerikaner ist viel zu praktisch, um nicht bald zu erkennen, daß er den „Fremden jenseits des Ozeans“ mit solchen Mitteln nur abschrecken kann.

Vor allem aber ist der Amerikaner zu nüchtern, um nicht gegenüber solcher Sprachtrunkenheit sich bald zu besinnen, daß eine einzige anerkannte Zwischenvölkersprache heute weder möglich noch erstrebenswert sein kann. Gewiß haben einige Sprachen, zum Teil durch lange Zeiträume, besonders Chinesisch, Babylonisch, Sanskrit, Griechisch, Lateinisch, Arabisch, Portugiesisch, Bulgarisch und Französisch, als Vermittelungssprachen für große Völkergruppen gedient, die ihre eignen Sprachen untereinander nicht verstehen konnten. Wie wenig aber die Einfachheit der Sprache dabei in Frage kommt, beweist der unvergleichliche Einfluß, den das schwierige Arabisch durch tausend Jahre hindurch auf weitest ausgedehnte Gebiete gehabt hat. Stets waren vielmehr die kulturellen und politischen Bedingungen entscheidend. Alle Kulturbedingungen unseres Zeitungszeitalters aber lassen die Einsetzung einer besonderen Zwischensprache heute ganz überflüssig erscheinen. Und die politisch-wirtschaftlichen Bedingungen machen sie geradezu unmöglich. Das Gleichgewicht der Mächte könnte nicht bestehn, wenn einer ein-

zelnen lebenden Sprache solches Vorrecht eingeräumt würde. Das ist es ja auch gerade, was den Esperantoanhängern wenigstens ein Scheinrecht gibt und manchen Zögernden in ihren Kreis zieht: wenn es eine einzige Sprache geben soll, so kann die streitende Kulturwelt von heute sich nicht auf eine lebende Sprache einigen; eine künstliche Sprache hat daher allein Aussicht auf wirklichen Erfolg. Die Sprache, der ein internationales Monopol zugesprochen wird, müßte über kurz oder lang für die begünstigte Nation ein solches Übergewicht auf den Wirtschaftsmärkten des Erdkreises sichern, daß alle andern Völker ihre angeborenen Rechte dadurch preisgeben würden. Politik und Wirtschaft, Technik und historischer Sinn unserer Zeit drängen gemeinsam dahin, daß die führenden Kultursprachen, gleich den Nationen, in ein Gleichgewicht treten, und daß im Kulturgefüge jede nationale Leistung im eignen Sprachgewand zum lebhaftesten Ausdruck gelange. Die besonnenere Stimmung gewinnt denn auch unter den Amerikanern bereits die Führung; von der angelsächsischen Weltsprache wird es schon wieder still. Immer deutlicher wird man sich bewußt, daß die Kultur eines Landes um so höher steht, je mehr statt nationalen Hochmuts ein reifes Verständnis für fremde nationale Güter das eigene Leben vertieft. Immer lebhafter empfindet man, daß patriotischer Sprachenehrgeiz sich als wahres Ziel nicht eine Zwangsherrschaft über fremde Völker erträumen darf, sondern sich auf ein Würdigeres richten soll. Immer klarer erkennt man, daß nur das eine nationale Sprachziel gilt: die glücklichen Leistungen der eigenen Kultur auf den Schwingen der Sprache den führenden Völkern nahe zu bringen und so mit dem eigenen sprachlichen Ausdruck das Eigenste der Nation zu lebhafter Wirkung zu führen. Wenn aber das der letzte Sinn der sprachlichen Kämpfe bleibt, so hat in der Neuen Welt heute vielleicht keiner so guten und stolzen Grund zu freudiger Hoffnung wie wir, die Deutschen.

Keine Springflut hat plötzlich Amerika mit deutschem Sprachtum überschwemmt; damit wäre auch wenig gewonnen, da die Woge schnell wieder zerrinnen würde. Langsam vielmehr und still, aber stetig und verheißend ist die Anteilnahme der Amerikaner

am deutschen Sprachgut in den letzten Jahren emporgeschwollen. Wer aber im deutschen Vaterlande den Kultureinfluß des Deutschtums rings in der Welt gesteigert sehen will und dabei über den nächsten Tag hinausblickt, der wird solche Kunde von jenseits des Ozeans wahrlich nicht mißachten; denn in der Neuen Welt festen Fuß fassen bedeutet, sich den tiefstgreifenden Einfluß auf die geistige Zukunft sichern.

Es ist ja unschwer vorauszusehen, daß die Vereinigten Staaten in fünfzig Jahren von zweihundert Millionen bewohnt sein werden; unendlich wichtiger aber ist — was Europa noch kaum vollauf erkennt —, daß die achtzig Millionen von heute stärker vielleicht als irgend ein anderes Volk von einem leidenschaftlichen Verlangen nach Unterricht und Bildung ergriffen sind. Die Schule ist das eine Idol, um das sich alle sammeln, Unterricht ist das eine Zauberwort, das unbegrenzte Reichtümer hervorlockt: in diesem einen Jahre schenkten Mäcene mehr als vierhundert Millionen Mark für öffentliche Bildungszwecke! Andere Länder mögen in schöpferischer Geisteskultur mehr bisher erreicht haben; kein Wunder ist es, daß die Vereinigten Staaten zunächst alle ihre Energie einsetzten und verbrauchten, um das Riesenland wirtschaftlich zu erschließen und das gigantische Experiment der politischen Demokratie zum Erfolg zu erheben. Nun aber da die wirtschaftlich-politische Grundlegung beendet, haben die stärksten Energien sich dem inneren Werden zugewandt, und kein anderes Land, sicherlich Frankreich und England nicht, ist heute von so mächtigem Vorwärtstrieb im geistigen Leben ergriffen. Daß sich aus solchem kein Hindernis achtenden Kulturdrang auf so reichem Boden ein Ganzes und Großes entwickeln muß, läßt sich viel sicherer voraussehen als jene künftigen Bevölkerungszahlen der Statistiker. Wer also ernsthalt deutsche Kolonialpolitik des Geistes treiben will, dem muß es willkommenste Kunde sein, zu hören, daß gerade in dieser empfänglichen Werdezeit der amerikanischen Großkultur die deutsche Sprache und durch sie der deutsche Geist täglich wachsenden Einfluß gewinnen.

Auf den ersten Blick mag die Tatsache selbst bestreitbar scheinen. Jedermann weiß, daß die deutsche Auswanderung

nach Amerika während des letzten Jahrzehnts in stetiger Abnahme begriffen war. Wohl leben im Lande etwa drei Millionen, die in Deutschland geboren sind, und außerdem etwa sieben Millionen von deutschen Eltern; aber während die Einwanderung aus Süd- und Osteuropa lawinenhaft anschwillt, tragen die Deutschen, die noch vor nicht langer Zeit ein Drittel der Einwanderer darstellten, heute kaum ein Zwanzigstel zu den einströmenden Millionen bei. So muß die Zahl der deutschen Häuslichkeiten langsam zurückgehen, und als Gradmesser können die deutsch-amerikanischen Zeitungen gelten, deren Rückgang im Lande unverkennbar ist.

Aber täuschen wir uns doch darüber nicht: die deutsche Umgangssprache der Ausgewanderten ist im höchsten Sinne keine lebendige Kulturkraft. Die Achtundvierziger, die ihren deutschen Idealismus übers Meer gebracht, wirkten schöpferisch durch ihre deutsche Sprache. In der großen Masse aber, die später einströmte, wurde das Deutschsprechen nur ein Stück Heimatsüberbleibsel und nicht ein Hebel zu neuer Tat; die eigentliche Lebensarbeit wurde von der englischen Landessprache getragen. Ob in den Biergärten von Milwaukee oder auf dem Cincinnatier Gemüsemarkt noch Deutsch geredet wird, ist für das Weiterwirken des deutschen Geistes wenig wichtig, und selbst das deutsche Lied der viel hundert Gesangvereine, ja in gewissem Sinn selbst die amerikanische Zeitung in deutscher Sprache ist für die Masse der Deutschen in der Neuen Welt doch nur ein Stück rückwärtsschauender Erinnerung und nicht eine vorwärtstreibende Macht. Der langsame Rückgang dieser Deutschpflege ist daher sicher nicht von entscheidender Bedeutung. Gewiß hätte manches da anders sein können. Wären die Deutsch-Amerikanertums ist aber oft genug neuerdings aufgezählt, blieben, so wären sie und ihre Kinder deshalb nicht schlechtere Amerikaner geworden. Das kulturelle Sündenregister des Deutsch-Amerikanertums ist aber oft genug neuerdings aufgezählt, und häufig von Anklägern, die das Land nur für Wochen besuchten. Da wäre es denn ungerecht, nicht auch hinzuzufügen, daß die Erhaltung der deutschen Sprache für die Kinder der Masse eine schwere, ja eine opfervolle Aufgabe war; nur in-

mitten von Wohlstand und elterlicher Hingabe war die Pflege der Zweisprachigkeit aussichtsvoll. Ein deutscher Turnverein und Gesangverein nach dem andern mußte die englische Sprache zulassen, und die deutschen Schulen zerfielen. Der Reisende unterschätzt da leicht die Schwierigkeiten.

Und doch ist nun dieser Rückgang unwesentlich gegenüber dem stolzen Fortschritt, den die deutsche Sprache so recht im Innersten des amerikanischen Lebens sich erzwungen hat. Zurück ging das Zufallsdeutsch des Tagesverkehrs, das doch nur Gleichgültigkeiten zu sagen hat; voranging, glänzend voranging das Deutsch, das mit Bewußtsein von Fremden gelernt und gepflegt wird, um mit deutscher Dichtung und deutschem Leben, deutscher Wissenschaft und deutscher Weltauffassung vertraut zu werden. In der Schule und in der Universität, in der Vortragshalle und der Bibliothek, im engeren Vereinsleben und in der weiteren Öffentlichkeit, überall ist das Deutsch in siegreicher Bewegung. Das Land hat etwa neuntausend Oberschulen, die meist vom vierzehnten bis siebzehnten Jahre besucht werden, und in denen fast durchweg entweder Deutsch und Französisch fakultative Lehrgegenstände sind oder die Wahl zwischen beiden freisteht. Hier hat sich nun die Zahl derer, die Französisch treiben, im Verhältnis zur Gesamtzahl der Schüler in den letzten zehn Jahren nur um 7 % vermehrt, dagegen die Zahl derer, die Deutsch treiben, um 51 %. Das ist ein kleines Spiegelbild einer nationalen Bewegung.

In Städten, deren Deutschtum gering ist, sammeln sich trotzdem die Freunde des Deutschen. Selbst in dem rein angloamerikanischen Boston besteht jetzt eine „Deutsche Gesellschaft" von fast sechshundert Mitgliedern, zu denen die besten englischen Kreise der Stadt gehören; an jedem ihrer Festabende sprechen deutsche Redner — noch vor zehn Jahren hätte das niemand für möglich gehalten. Weiter zurück liegt die Bewegung im akademischen Reiche, wo mit der Einführung des deutschen philosophischen Doktorgrades die Wendung vom alten englischen Ideal zum deutschen Universitätsgeist einsetzte und die deutsche wissenschaftliche Literatur um so einflußreicher zu werden schien, je mehr die amerikanische Gelehrtenwelt Gleichwertiges aus ihrem

Eignen zeugte. Daneben ward endlich wieder das Interesse für zeitgenössische Dichtung wach; um Gerhart Hauptmann und seinen Kreis kümmerte man sich ernsthaft, und schwer läßt sich überschätzen, was Richard Wagner für das Erstarken des deutschen Kulturgeistes in der Neuen Welt getan. In den Bibliotheken wurden deutsche Bücher immer begehrter. Unter den Gründen dafür sei nicht vergessen, daß der dem Ausländer so viel leichter lesbare römische Druck für ernste Bücher immer mehr in Aufnahme kam und den anstrengenden gotischen ein wenig verdrängte. Und vielleicht noch wichtiger, daß — nicht ohne Nietzsches Einfluß — die deutsche Satzbildung einfacher und dadurch reiner und schöner wurde; die eingeschachtelten deutschen Sätze, der Schrecken der Amerikaner, lösten sich im besten Sprachgebrauch der letzten Jahre langsam auf.

Inzwischen kamen die amerikanischen Studenten in immer größeren Scharen von deutschen Hochschulen heim und brachten vertieftes Verständnis für deutsches Wollen in die führenden Amerikakreise. Es war die Zeit, da deutsches Können auf der St. Louiser Weltausstellung unvergleichliche Triumphe feierte und deutsche Gelehrte und Dichter und Führer des öffentlichen Lebens immer häufiger als Nehmende und doch auch zugleich als Gebende das „Land der Zukunft" aufsuchten. Das Germanische Museum in Harvard wurde ein nationales Schmuckstück; germanistische Bibliotheken trugen herrliche Büchereien über den Ozean; neue deutsche Schauspielhäuser wurden eröffnet, und statt der trivialen deutschen Winkelzeitungen entstanden wertvolle deutsche Zeitschriften. Der Professoren-Austausch setzte glänzend ein. Zum ersten Male trat sieghaft eine ernsthafte deutsche Kunstausstellung vor das in französische Kunst verliebte Volk. Der deutsche Nachrichtendienst der führenden Blätter ward verdoppelt und verdreifacht, seit vor ein paar Jahren ein deutscher Kabeldraht gelegt wurde und so nicht mehr jede Nachricht über England zu wandern hat. Und hinter alledem stand begünstigend ein wachsender Glaube an den Wert der deutschen politischen Freundschaft und eine wachsende Freude an dem unermüdlichen Kaiser, dessen Gestalt

alle Blicke zu fesseln schien, wenn die Amerikaner über den Ozean blickten.

Alles das aber wirkte nun ermutigend und begeisternd auf die Deutsch-Amerikaner zurück, die endlich wieder ihr Deutschtum als Pflicht und Aufgabe empfanden und endlich wieder sich für geistige Kulturwerte zusammenscharten. Jeder Monat der letzten Jahre brachte neue Pläne, neue Gestaltungen des frischen Geistes, der in der Schillerfeier des ganzen Landes einen überwältigenden Ausdruck fand. Die Esperantoverwirrung und der Traum von der englischen Weltsprache werden schnell dahingehen; die Sprachhoffnungen für das Deutsche aber werden sich, wenn nicht alles trügt, aufs herrlichste erfüllen. Die deutsche Sprache kann und will da nirgends die englische Landessprache verdrängen, aber sie soll und kann weit durch die Neue Welt das deutsche Kulturwollen zu Einfluß und Geltung bringen und so still mitbauen am Weltreich der deutschen Seele.

IX.

Schiller und die Deutsch-Amerikaner.*)

Deutsche Frauen und Deutsche Männer! So weit wie die deutsche Sprache klingt, rauscht die Schillerbegeisterung heute durch die Lande, und die Edelworte des deutschesten Dichters finden unendlichen Widerhall. Keines aber hat von jeher die deutsche Seele so tief bewegt, keines galt so sehr als des Dichters eigenstes Vermächtnis, wie jenes Wort im „Tell": Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!

Was sagt das Wort dem Deutschen, der in der Neuen Welt seine neue Heimat gefunden? Ist es ein Vorwurf, der über den Ozean herüberklingt, eine Anklage gegen den Deutschen, der das Land seiner Väter hinter sich ließ, um auf frischem Boden sich zu betätigen? Aber der Dichter selbst hat solcher Deutung widersprochen. Im selben Jahre, da er den „Tell" vollendet, schuf er die anmutige „Huldigung der Künste", die in dem Gegenworte gipfelt:

> Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande —
> Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.

Auch hier spricht Schiller ja durchaus nicht etwa das schlaffbequeme, unwürdige Wort nach, daß wir dort im Vaterlande sind, wo es uns gut geht. Nein, nicht wo wir glücklich sind, sondern wo wir beglücken, da empfängt uns wieder die Heimatsliebe. Der Deutsche, der zum inneren Wirken und Wachsen der neuen Welt mit bester Kraft beglückend beiträgt, der — so meint es die Huldigung der Künste — der hat ein wahres Recht, den frischen Boden als ein zweites Vaterland zu ehren, und kein Vorwurf darf sich an seine Treue wagen. Und dennoch wird dadurch

*) Festrede, gehalten vor den Deutschen Clevelands am hundertsten Todestage Schillers.

nicht ein Wort entkräftet von allem, was Attinghausen zu Rudenz sagt:

> Die angebornen Bande knüpfe fest,
> Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an;
> Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
> Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Ja, nirgends kann das wunderbare Wort tieferen Sinn gewinnen, als dort, wo der Deutsche berufen ist, fern von den deutschen Landen in krafterfülltem neuen Staat sich zu betätigen und ein verheißungsvolles, neues Volkstum mitzugestalten. Bringt er kein eigenes Fühlen und Sehnen mit, hält er die Ideale der alten Heimat nicht fest mit seinem ganzen Herzen, dann gilt und wird es immer von ihm gelten:

> Dort in der fremden Welt stehst du allein,
> Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Nur wenn er ein Eigenes zum Ganzen beiträgt, nur wenn er in seinem Herzen dem alten Vaterlande die Treue hält, während er im neuen die Scholle durchackert, nur wenn er Deutscher im reinsten Sinne des Wortes bleibt, wird er in der neuen Heimat nicht nur nehmen, sondern auch geben, nicht nur genießen, sondern auch beglücken, nicht haltlos schwanken, sondern der stärkste sein. In diesem tiefsten Sinne deutsch sein aber heißt, erfüllt sein von dem Geiste, der in den Führern der deutschen Kultur, in Deutschlands Denkern und Forschern, Dichtern und Künstlern, Staatsmännern und Glaubenskämpfern, in Deutschlands Helden und Sängern, lebendig war. Keine Volksart ist der Ideale bar. Und enggeistig ist das Gerede derer, die es nicht spüren wollen, wie reich an wertvollsten idealen Gütern auch die Nation der Amerikaner ist, in ihrem Drang nach Selbstbestimmung, Selbstvervollkommnung und Selbstbetätigung, in ihrem Glauben an Freiheit, Reinheit und Arbeit. Aber alles, was dem Deutschtum Weihe und Kraft gab, das bleibt doch ein so Eigenes, so Unvergleichliches, daß niemand es wahrhaft erlebt, der nicht selbst mit reiner Seele aus deutschem Bronnen geschöpft hat.

Deutsch sein heißt, den Sinn des Daseins in dem Glauben an unvergängliche Werte suchen. Deutsch sein heißt, im tiefsten Gemüt an den ewigen Selbstwert des Wahren und Schönen und Guten glauben. Deutsch sein heißt, das Leben mit den Augen Friedrich Schillers sehn. Wenn der deutsche Mann und die deutsche Frau in ihrem Herzen diesem Geist treu bleiben, wenn sie ihn einsenken in die Seele ihrer Kinder und Kindeskinder, dann halten sie am besten das Land ihrer Väter in Ehren, gleichviel wie viele tausend Meilen von Deutschland fern sie ihre Hütten bauen. Dann werden sie dem neuen Vaterland deutschen Geist einprägen, werden gerade dadurch weiterwirken, werden, wie Schiller es wollte, die neue Heimat beglücken und werden mit eigenartigem Wollen kraftvoll dastehen als beste Bürger in der Neuen Welt.

Das Wahre, das Schöne, das Gute — wo auf dem Erdenrund ist ein Kulturvolk, das nicht die Wissenschaft fördern will und nicht in Kunst und Dichtung Freude findet und nicht die sittliche Tat des selbstlosen Mannes preist? Aber nicht von der fertigen Tat und dem vollendeten Werk ist die Rede hier, sondern vom Antrieb, der die Volksseele leitet. Wohl mag die Wissenschaft überall betriebsam bei der Arbeit sein, aber ist deshalb auch überall der Glaube an den ewigen Selbstwert der Wahrheit gefestigt? Die Kunst mag unser tägliches Dasein umsäumen, aber beweist das schon unseren täglichen Glauben an ihren heiligen Selbstwert? Die rechte Tat mag uns überall beistehen; zeugt das schon für den Glauben an den Selbstwert der sittlichen Kraft?

Vielleicht müht sich die Wissenschaft nur, um unserem Tagesleben nützliche Dienste zu leisten. Vielleicht sucht das Bild und die Dichtung, die Tonkunst und die Kunst der Bühne kein höheres Ziel, als den beschäftigten Geist zu zerstreuen und den ermüdeten zu vergnügen. Vielleicht ist die sittliche Tat so willkommen, nur weil sie dem Nachbar Freude bringt. Und wer will die Gemeinschaft tadeln, wenn sie so nach Glück, nach Vergnügen, nach Nutzen hastet, und Wahrheit und Schönheit und Sittlichkeit in ihre Dienste zwingt?! Aber man soll auch den Deutschen nicht schelten, wenn der tiefste Trieb seiner

Seele ihn glauben läßt, daß Wahrheit und Schönheit und Sittlichkeit nicht um des Genusses und des Gewinns und des Glücks wegen da sind, sondern ihren vollen Wert in sich selber tragen, ja daß unser Leben nur dann des Kampfes wert ist, wenn wir in Treue an den Eigenwert der Ideale glauben. Das ist's, wenn Schiller ruft:

Genieße, wer nicht glauben kann! Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre: —
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Nicht zum trockenen Gelehrtenberuf hatte die Natur Schiller bestimmt, und doch diente er treu dem Glauben an die Wahrheit. Nur zwei Wissenschaften wollen niemals sich auf die engen Nützlichkeitsfragen der Gegenwart richten: die Geschichte und die Philosophie. Beide wissen nichts von dem vergänglichen Plagen um das Heute und Morgen, weil die Geschichte sich in das Gestrige, die Philosophie sich in das Ewige versenken will. Dorthin zog es Schiller. Zur philosophischen Denkerarbeit und zur historischen Darstellung bewegter Zeiten trieb ihn seine tiefste Neigung. Und nicht nur wenn er als Jenenser Geschichtsprofessor vom Abfall der Niederlande und vom Dreißigjährigen Kriege erzählt, nein, auch wenn der Balladendichter und der Dramatiker die Vergangenheit wachruft, stets spricht der wahre Historiker, durch dessen Kraft versunkene Zeiten zu neuem Glanz erwachen und die Männer von damals in Lebensfülle wieder vor uns treten. Noch innerlicher aber war er der Denker, der das Vergängliche in dauernde Begriffe bannt. Und auch hier blieb sein wahrheitsuchendes Werk nicht auf die gelehrten Fachschriften beschränkt, die ihm einen ruhmvollen Platz in der Geschichte der Philosophie gesichert haben. Nein, der Denker fiel immer wieder auch den Gestalten des Dramas ins Wort und lieh den herrlichsten Ideengehalt der lyrischen Gedankendichtung. Kein zweites Mal im Dasein der Menschheit waren echte Gedichte von so selbständigen, so tiefen Weltgedanken erfüllt.

Diese Fülle der Ideen wird nun aber doch niemals zum dürren Lehrgedicht. Auch der Begriff wird zu leuchtender

Anschauung, das Ideengefüge zu hinreißendem Erlebnis, denn tiefer noch als der Drang zur Wahrheit ist Schillers stürmischer Schönheitsdrang. Nicht den Denker, den göttlichen Dichter feiert die Nachwelt heute. Gewiß, der Glaube an die Schönheit genügte nicht dazu. Notwendig war nicht minder das sieghafte Können, die zu Welthöhen aufsteigende Künstlerkraft. Erkannten die Zeitgenossen doch schon im Jüngling, der nur das Trotzwerk der „Räuber" in die Welt hinausgeschleudert hatte, daß, wenn Deutschland je einen Shakespeare zu erwarten habe, er hier erstanden sei. Und als die Kraft gereift war, als in den Feiertagen der deutschen Geschichte ein Meisterwerk sich ans andere fügte, der Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau, die Braut von Messina, der Tell, da fühlte ganz Deutschland, was Iffland in Berlin an den Dichter nach Weimar schrieb, als er die ersten Akte des „Tell" in der Handschrift erhalten: „Ich habe gelesen, verschlungen, meine Knie gebogen, und mein Herz, meine Tränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Geiste, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt. Oh bald, bald mehr! Ich reiche Hand und Herz Ihrem Genius entgegen — welch ein Werk! Welche Fülle, Kraft, Blüte und Allgewalt! Gott erhalte Sie! Amen!"

Und doch selbst diese überwältigende Dichterkraft hätte nie diese Höhe erreicht, wäre Schillers Können nicht getragen gewesen von seinem leidenschaftlichen Glauben an den ewigen Wert der Schönheit:

Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand —
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Sowie Schiller nicht darum die Wahrheit suchte, damit sie der Wirtschaft in dem Frohndienst der Technik gehöre, so sank ihm die Kunst nie zum flüchtigen Erregungsreize, nie zum vergänglichen Vergnügen herab. Den Künstlern ruft er es zu:

Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch, mit Euch wird sie sich heben.

Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie.

Ja, der unbeirrte Glaube an den heiligen Wert des Schönen ist der eigentliche Springquell der Schillerschen Kunst. Aber das Schöne lebt nicht in der Kunst allein, die „große Harmonie" mag und soll die Regungen und Triebe in der eigenen Brust umfangen:

Doch Schönres find' ich nicht, solang ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele.

Der wirre Widerstreit zwischen selbstischem Verlangen und hingebendem sittlichen Wollen bringt Mißklang in unser Dasein; erst wenn sich Pflicht und Neigung decken, das ideale Ziel durch freien Wunsch gesucht wird, dann erst vollendet sich die schöne Persönlichkeit, dann erst wird das Ideal zur Wirklichkeit. So ist denn schließlich im letzten Grunde das Sittliche doch des Schönen tiefster Sinn. Der Glaube an das Wahre und an das Schöne gewinnt die reinste Kraft erst von dem weltüberwindenden Glauben an die sittliche Tat. Unter diesem Zeichen lebte Schiller sein tägliches Leben:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

So kannten ihn die Freunde, so schildert ihn der Goethische Epilog zur Glocke:

Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Ja, nur von hier aus läßt sich Schillers Lebenswerk in seiner Einheit überschauen und nur von hier aus läßt es sich in seinem Werte würdigen. Ob er Gedichte schrieb oder Trauerspiele, ob er Geschichte erleuchtete oder philosophisch in die Wirklichkeit eindrang, ob er im engsten oder im weitesten Kreise wirkte, stets galt es doch nur dem Einen, „damit der Tag dem Edlen endlich komme."

Sowie das Wahre nicht für den Nutzen da ist und die Kunst nicht zum Vergnügen, so ist das Sittliche nun nicht mehr um des Glückes willen in der Welt. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht." Die Sittlichkeit, die im flüchtigen Glücksnutzen aufgeht, ist ihres Ewigkeitsgehaltes schon beraubt; über Glück und Lebensgüter erhebt sich der Selbstwert des Guten, „und die Tugend, sie ist kein leerer Schall". Durch alle seine Dichtungen zittert diese Empörung gegen das Unedle, gegen das Erniedrigende, gegen das Gemeine. Von Moors flammendem Zorne, in dem sich die Seele des jungen Karlsschülers aufbäumt, bis hin zu dem letzten Freiheitsaufschrei im Todesjahr, bis zu Tells Trotz gegen die Tyrannenmacht, es ist stets die eine große Leidenschaft seiner Seele. Der Glaube an das Edle leuchtet durch Posas Rede, begeistert Mortimer, durchlodert Max Piccolomini, und immer muß die Unschuld sich dem Tode opfern, „damit das Gute wirke, wachse, fromme, damit der Tag dem Edlen endlich komme". Aus der weltweiten Kulturgeschichte wählt er in historischem Mitgefühl die großen Bewegungen, in denen die Völker aus Unterdrückung sich zu Edlerem emporgerungen, und in dem engen Bürgerkreise ist seine Leidenschaft immer dort, wo das Gewissen an dem Unrecht rüttelt, wo ernste Liebe gegen Kabale kämpft.

Das war es doch, was im Grunde Friedrich Schiller zum Liebling des deutschen Volkes machte: daß in seiner herrlichen Kunst ein heiliges Gewissen glüht. Für das Sehnen und Fordern der tiefsten sittlichen Kräfte fand er das furchtlose Wort in einer Zeit der Schwäche und der Zaghaftigkeit. Ein Kampfruf für alles Edle und Reine hallte durch die Welt und zündete Begeisterung in jeder Hütte: „Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend, unendlich Licht mit seinem Licht verbindend."

Das Sittliche war nicht ein schönes Beiwerk seiner Kunst, nein, seine Kunst war eine Waffe seiner Sittlichkeit. Deshalb mußte er dem Volksbewußtsein so viel eindringlicher nahe treten als der Dichter des „Tasso“ und der „Iphigenie“.

Gewiß hat Deutschland längst aufgehört zu fragen, wer von den Beiden der größere sei. In unseren Knabenjahren konnten wir alle Schiller schon in begeisterten Herzen auswendig, als Goethes marmorkühle Welt uns noch fern erschien. Schnell folgte die Jünglingszeit, in der uns Goethes „Faust“ Anfang und Ende ward und Schillers Pathos uns plötzlich hohl und rednerisch erschien. Doch wenn die reiferen Jahre kamen, da erschauten wir es, welch unendliche Fülle so Schiller wie Goethe in unser Leben getragen, und fortan standen sie vor unserer Seele, so wie sie auf dem Marktplatz von Weimar stehen, auf gleichem Sockel mit ihrer Hand am selben Lorbeerkranz. Das aber bleibt bei alledem bestehen, daß Schiller allein uns mit stürmischer Seele zur Tat drängt und deshalb tiefer zum sittlichen Lebenswillen des Volkes spricht.

Man hat ihn oft den Idealisten genannt und Goethe als den großen Realisten gepriesen. Das ist nicht unwahr. Wenn der Idealismus sich darin bekundet, daß wir die Wirklichkeit an überragenden Idealen messen, und Realismus dort gilt, wo die gegebene reale Welt den ganzen Geist erfüllt, dann war in der Tat Schiller der Idealist und Goethe der Realist. Und doch in anderem Sinne vertauschen sie die Rollen. Der ist ein Realist, der Wirkungen schaffen will, der die Welt in realer Weise umgestalten, bessern, erneuern will, und daneben wird zum Idealisten der, dem es genügt, das Spiel der Welt in seiner Seele zu spiegeln. In diesem Sinne war Schiller der Realist, der mit Prometheus-Leidenschaft das zündende Feuer vom Himmel zur Erde trug, damit es flammend wirke, während Goethe, der Idealist, mit olympischer Ruhe das wirre Erdenspiel überschaute. Im Grunde von Goethes Seele lag die epische Beschaulichkeit, für die jedes einzelne in sich fesselnd ist; im Grunde von Schillers Seele wogte die dramatische Kraft, die nie befriedigt weitertreibt und zu neuen und neuen Zielen drängt.

Nur Schiller weckt daher die große erneuernde Leidenschaft, nur Schiller trägt den Kampfruf in die Massen. Das Gute, das Wahre, das Schöne erfüllt auch jeden Pulsschlag der Goethischen Kunst, aber nur Schiller kann mit stürmischem Wort und mit der Begeisterung, die unsere Seele reinigt, alles Flüchtige und Vergängliche, alles Niedrige und Gemeine sieghaft vor sich hertreiben. Nur er kann uns rufen, bis uns das Leben schal und wertlos dünkt, wenn es nicht vom Glauben an die ewigen Werte durchdrungen wird.

Und wieder ruft er heute durch die Lande. In jedem deutschen Heime klingt heute wieder sein Kampfruf für deutsche Seelenart, für deutschen Glauben an die ewigen Güter. Oh, daß die Deutschen der Neuen Welt den heiligen Weckruf nicht überhören! oh, daß der Sinn der großen Stunde nicht unverstanden an ihnen vorüberzieht! Sie haben wacker geschaffen; die neue Heimat haben sie ausgebaut mit unermüdlichen Händen, die neuen Pflichten haben sie mit ernstem Sinn erfüllt. Doch haben sie auch stets das Mahnwort der alten Heimat in treuem Gewissen gewahrt? Haben sie glaubenstreu den ewigen Wert des Guten, des Wahren, des Schönen über den vergänglichen Vorteil der Stunde, über den Nutzen, über die Lust gehoben? Oh, daß sie die Stimme des deutschesten Kämpfers hörten: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“

Sind sie im Lande der Freiheit und Arbeit beim Wahrheitssuchen und Seelenmodeln und Schönheitsschaffen wahrhaft Vorbilder ihrer Umgebung geworden? Haben sie den deutschen Glauben an die ewigen Werte dem neuen Volkstum tief genug eingeprägt? Und dürfen sie hoffen, mehr als ein „schwankes Rohr“ im fernen Land zu sein, wenn sie nur nehmen und nachahmen und wie die anderen sind, statt ihr Eigenstes aus der Heimat mitzubringen und glaubensstark und ehrfurchterzwingend es als die eigene, als die deutsche Art zu ehren und zu verteidigen? Nie wieder mag uns heute Lebenden die Stimme, die uns aufruft, so voll ertönen:

> Die angebornen Bande knüpfe fest,
> Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an;
> Dort sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Das Mahnwort des Dichters ruft die Deutschen in der Neuen Welt nicht zurück; nicht wieder sollen sie am Rheinstrom siedeln. Aber zu wahrer Kraft und zu bester Ehre werden sie nur dann gelangen, wenn sie nicht farblos in der Umgebung aufgehen, sondern in tiefinnerlichem deutschem Glauben die deutschen Ideale im neuen Volkstum heilig halten. Das Deutsche Reich und die Vereinigten Staaten bedeuten heute ja keinen Gegensatz. Ein Wutschrei dringt durch Schillers „Kabale und Liebe": die wilde Anklage gegen den „gnädigsten Landesherren", der siebentausend Landeskinder zum Söldnerkampf gegen Amerika verkaufte und die Unwilligen niederschießen ließ. „Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: Juchhe, nach Amerika!" Durch politische Äonen von uns getrennt, liegt jene Zeit weit hinter uns. Heute ziehen als Boten der Freundschaft viel Tausende der besten Deutschen alljährlich über den Ozean, und die wärmsten Wünsche ihrer Fürsten sind heute ihr Geleitwort. Für Amerika und Deutschland gilt, was Goethe einmal schon im Anfang ihrer Freundschaft an Schiller schrieb: „Daß man uns in unseren Arbeiten verwechselt, ist mir sehr angenehm; es zeigt, daß wir immer mehr die Manier los werden und ins allgemeine Gute übergehen. Und dann ist zu bedenken, daß wir eine schöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zusammenhalten und mit der anderen so weit ausreichen, als die Natur uns erlaubt hat."

Ja, eine schöne Breite können die beiden edelsten Nationen einnehmen, wenn sie mit einer Hand zusammenhalten. Die Deutschen in Amerika aber müssen noch viel fester denn bisher diesen Zusammenhalt bilden, und sie werden es tun, wenn die gewaltige Schillerfeier im ganzen Lande nicht vergebens sie aufruft. Immer treuer und immer kraftvoller werden sie dann das Bürgertum in der neuen Heimat mit den unerschöpflichen Idealen der alten Heimat zu einer stolzen Einheit verschmelzen. Die Glocke des Deutschtums in Amerika hat noch nicht geläutet; fest gemauert in der Erden steht die Form aus Lehm gebrannt, heute muß die Glocke werden! Auch auf dieser Glocke steht „vivos voco, mortuos plango, fulgura frango" —

die Lebenden rufe ich, der Toten gedenke ich, die Blitze breche ich. Durchs ganze Land, vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean, geht eine heilige Bewegung; die Glocke des Deutschtums muß in dieser Schillerfeierstunde endlich zum Glockenturm der neuen Heimat empor — ziehet, ziehet, hebt, sie bewegt sich, schwebt! Fulgaro frango — die Blitze des Hasses von hüben und drüben soll sie brechen, ja, Friede sei ihr erst Geläute für immerdar. Mortuos plango — an die große deutsche Vergangenheit mit ihren ewigen Idealen soll sie gemahnen. Vivos voco — zur höchsten Ehrenpflicht soll sie die Lebenden rufen, ein Vorbild der Neuen, ein Stolz der Alten Welt:

Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt.
Soll eine Stimme sein von oben
Wie der Gestirne hohe Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.

X.

Die deutsche Weltanschauung.*)

Meine deutschen Freunde! Ein neues Jahrhundert hat sich uns aufgetan: es weckt in uns Zukunftswünsche und Zukunftshoffnungen. Mit froher Seele begrüßen wir die sichere und stolze Entwicklung, der das amerikanische Reich nach Menschenvoraussicht in den kommenden Tagen entgegenschreitet. Und freudig bewegt denken wir der alten Heimat und sehen dort jene Fülle der Gesundheit und Kraft, die herrliche Entfaltung auch dem Deutschen Reiche verheißt. Und ernsthaft und verantwortungsvoll tritt schließlich an uns auch ein andrer Zukunftsgedanke heran: wird auch das Deutschtum in der Neuen Welt zu wertvollem Werke berufen sein? wird es nur mitlaufen mit den andern und ehrlich und schlicht seine Zukunftsarbeit verrichten oder wird es vom Geschick so begünstigt sein, daß es wirklich sein Eigenstes und Bestes endlich zur Kulturarbeit der neuen Heimat beitragen darf?

Nun wäre es sicherlich müßig, den historischen Propheten zu spielen. Was die Weltgeschichte den nächsten Jahrzehnten bringen wird, wir ahnen es nicht und wollen es nicht wissen. Und dennoch ist es vielleicht nicht überkühn, mit Zuversicht vorauszusagen, daß unter den vielen Elementen der Neuen Welt kaum eines in der nahen Zukunft so günstige Bedingungen für seinen eigensten Kulturbeitrag finden wird wie das deutsche. Die Deutschen sind im höchsten Sinne berufen, gerade jetzt mit ihrem besonderen Denken und Fühlen die Zeit zu beeinflussen, und schwer würde es sich rächen, wenn sie die große Gelegenheit vorüberziehen ließen, ohne sie auszunutzen, und das heißt, ohne ihre Vollkraft einzusetzen. Was gibt uns zu solcher Voraussage ein historisches Recht? Das Recht liegt in der

*) Vortrag, gehalten in der Gesellig-Wissenschaftlichen Vereinigung zu New York.

einen Gewißheit, daß die Weltanschauung, unter der das zwanzigste Jahrhundert in seiner ersten Hälfte siegen wird, die Grundanschauung des Deutschtums ist, und somit alles dafür reif ist, daß der deutsche Geist und das deutsche Gewissen sich überall durchsetzen kann, wo Geister aufeinanderstoßen und so vor allem in diesem neuweltlichen Tummelplatz der Völker. Um aber wahrhaft die kommende Weltanschauung vorauszuerfassen, tut nur eines not: wir müssen uns das Wesen und den Sinn des verflossenen Jahrhunderts verdeutlichen, um aus der Vergangenheit die Zukunft zu deuten.

Freilich: hundert Jahre, in denen die Weltereignisse sich überstürzt, hundert Jahre, in denen nicht ein einzelnes Land, sondern der ganze Erdkreis Geschichte geschaffen, hundert Jahre, in denen Wissenschaft und Kunst, Sitte und Recht, Politik und Verkehr, Handel und Industrie immer neue und neue Gestalten emporgetrieben haben — wie soll ich es wagen, in ein paar kurzen flüchtigen Worten von ihrem Wissen und Wollen und Fühlen und Glauben, von ihrer Weltanschauung zu sprechen. Mir ist zu Mute, als stände ich am Ufer eines reißenden Stromes mit einem Trinkbecher in der Hand, versuchend, die schwellende Flut mit meinem Becher auszuschöpfen.

Ja, die Aufgabe ist übergewaltig und jeder Versuch zu ihrer Lösung muß unendlich weit hinter dem Problem zurückbleiben — nur das wende man nicht ein, daß die Aufgabe selbst falsch gestellt und innerlich unberechtigt sei. Zu oft hören wir es heute, daß ein Zeitalter, so inhaltreich, so verworren, so parteienerfüllt, so beherrscht von Gegensätzen, überhaupt keine einheitliche Weltanschauung besitze. Freilich, wer an den äußeren Erscheinungen seinen Blick haften läßt, statt zu den tieferen treibenden Kräften hinzublicken, der wird nur ein Chaos von Zufälligkeiten und Widersprüchen finden. Aber das meiste von dem, was uns scheinbar trennt, führt gar nicht zu verschiedenen Weltanschauungen zurück; es ist Ansichtssache im Sinne praktischer Ratschläge der beruflichen Interessen, im Dienste nationaler Wünsche oder lokaler Hoffnungen, im Gefolge persönlicher Anlagen oder sozialer Stellungen. Die heftigsten Gegner im Wahlkampfe mögen ihre Weltanschauung im tiefsten

Einklang wissen, während das Leben ja nicht selten auch die schärfsten Gegensätze der Weltanschauung äußerlich friedlich verdeckt.

Wenn wir aber von den Erscheinungen zu den treibenden Motiven, von der Oberfläche zur psychologischen Tiefe gehen, so werden wir auch noch ein anderes von vornherein voraussetzen dürfen, daß nämlich die Einheit eines gleichfühlenden Zeitalters nicht durch die Abschnitte der astronomischen Jahrhunderte bestimmt sein kann. Gleichviel ob äußere Ereignisse die Menschheit in neue Bahnen treiben oder ob seelische Entwicklungsgänge im Volksbewußtsein von einer Weltanschauung zur anderen hinüberführen, die äußeren wie die inneren Kämpfe bleiben unberührt von dem Wechsel der Jahrhundertzahl. Wir können annehmen, daß bei primitiven Völkern mit ihrer einfachen Weltanschauung die großen Einheiten der Entwicklung nach Jahrtausenden zählten, und noch im vollen Lichte der Geschichte haben Kulturperioden, etwa im frühen Mittelalter, mehrere Jahrhunderte umspannt. Mit dem inneren Reichtum der Kultur wurde der Rhythmus der Entwicklung immer schneller und schneller, und sicherlich ist heute ein ganzes Jahrhundert keine einheitliche Periode mehr. Im Zeitalter des Dampfes und des elektrischen Funken ist die Einheit längst so verkürzt, daß sie eher durch die Lebenslänge einer Generation als durch ein Jahrhundert gemessen werden könnte; die neuen Zeitalter folgen sich vielleicht alle vierzig Jahre. Die Weltanschauung eines Jahrhunderts kann jetzt somit nicht mehr eine einzige sein; mehrere Generationen lösen sich ab, um ein Jahrhundert auszuleben. Wir dürfen also nur fragen, mit welcher Weltanschauung begann das neunzehnte Jahrhundert, mit welcher trug es sich auf seiner Höhe, mit welcher ging es seinem Ende zu und welche hat es uns vermacht?

Die Lebensauffassung eines Volkes wechselt aber nicht plötzlich; Weltanschauungen sind zähe und leisten Widerstand. Ihre Erhebung wird also niemals ein plötzliches geradliniges Aufsteigen und ihr Ende niemals ein geradliniges Abfallen sein. Wie einc Welle werden sie sich langsam erheben und langsam senken. Wenn nun aber die Weltanschauungen einander in dem schnellen

Rhythmus von Generationen folgen, so wird dann das notwendige Resultat sein, daß während die Welle der einen Weltanschauung ihren Höhepunkt erreicht, gleichzeitig die vorangehende Weltanschauung noch im langsamen Abfluten ist und die nachfolgende nächste Welle schon mitten im Beginn der langsamen Erhebung. Ja, vielleicht genügt es in unserer schnell wechselnden Zeit nicht, nur an die vorgehende und nächste Erhebung zu denken, vielleicht ist selbst die vorvorletzte Bewegung noch gar nicht ganz zur Ruhe gekommen und vielleicht werden die feinsten Geister schon von dem Vorgefühl der übernächsten Bewegung berührt. So mag denn wohl stets eine Weltanschauung die bedeutsamste sein und doch mögen ganz entgegengesetzte noch immer wirksam und schon als kommend zu spüren sein. Dazu kommt noch ein anderes. Die Entwicklung wird sich niemals in allen Ländern gleichzeitig vollziehen. Da jede große Neugestaltung von einzelnen Geistern angeregt wird, so muß sie von irgend einem bestimmten Punkt ausgehen, und besondere Bedingungen werden es entscheiden, ob sie sich rascher oder langsamer verbreitet; wie dauert es doch selbst im Telegraphenzeitalter oft noch lange, bis eine Bewegung den Rhein oder den Kanal oder gar den Ozean überschreitet. Andererseits werden die großen Ideen bei verschiedenen Nationen und in verschiedenen Kreisen sehr ungleiche Resonanz finden. Das was zum Charakter eines Volksstammes paßt, wird dort länger anhalten und sich vertiefen, das, was mit dem Volksbewußtsein nicht harmoniert, wird wie eine Episode schnell wieder verschwinden. Dazu kommt das verschiedene Temperament, das bei den sanguinischen Franzosen etwa jede Bewegung leicht zum Extrem führt, während beim konservativen Engländer der Wechsel der Anschauungen sich ruhig ohne extreme Erschütterungen vollziehen wird.

Man muß alles das berücksichtigen, um zu begreifen, daß in einem bestimmten Zeitpunkt so widerstreitende Weltanschauungen sich gegenüberstehen, obgleich der gesamte europäisch-amerikanische Kulturkreis doch täglich dieselben Nachrichten aus der Zeitung schöpft, dieselben Resultate der Wissenschaft, dieselben Schöpfungen der Kunst, dieselben Herrlichkeiten der Natur, dieselben Hilfsmittel der Technik, dieselben moralischen Vorbilder vor sich hat. Aber gerade wenn wir alles

das im Auge behalten, dann erst verstehen wir auch, daß diese Vielheit der Anschauung nicht ein zufälliges Chaos bedeutet, daß sie durch sozialpsychologische Bewegungen notwendig bedingt ist, und daß die scheinbare Unordnung sich schnell ordnen und übersehen läßt, sobald wir nur erst erkennen, was in einem bestimmten Zeitpunkt der Hauptwelle zugehört, was Nachwirkung der letzten vorangehenden und der vorletzten und vorvorletzten Welle ist und was zum Anschwellen der kommenden neuen Welle bestimmt ist.

Welches sind nun die großen Bewegungen, die das neunzehnte Säkulum durchwogten? Man hat es ein Jahrhundert des Verkehrs genannt; aber so sehr auch Dampfboot und Eisenbahn, Kabel und Telephon unser soziales Leben umgestaltet haben, vermochten sie wirklich der Zeit eine neue Auffassung des Seins zu geben, hat irgend jemand durch das Telephon die Worte einer neuen Weltanschauung vernommen? Durch Äußerlichkeiten dürfen wir uns nicht täuschen lassen, wenn wir wirklich die inneren Triebkräfte der Zeiten verstehen wollen. Man hat auch von einem Jahrhundert der mechanischen Weltanschauung gesprochen und dabei übersehen, daß sicherlich das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert nicht weniger das ihre beigetragen haben, die naturwissenschaftliche Weltansicht auszubauen; von ihrer Vollendung aber sind wir ja auch noch heute unendlich weit entfernt, so weit, daß gerade heute die Stimmen unter den Naturforschern immer lauter werden, die eine mechanische Welterklärung für aussichtslos halten. Man hat unsere Zeit auch als Jahrhundert der Erfindungen und der Technik gepriesen, aber sind die Leistungen wirklich folgenschwerer als die Erfindungen der Druckerpresse, des Schießpulvers und des Mikroskops, der Magnetnadel oder der Dampfmaschine? Es war am Ende des achtzehnten und nicht des neunzehnten Jahrhunderts, als Schiller in seinem wunderbaren Gedicht „Die Künstler" seine Zeitgenossen mit den Worten ansprach:

Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung stieg.
Berauscht von dem errung'nen Sieg — — —

Das also war damals nicht anders als heute, und ist in gewissem Sinne immer wieder das gleiche gewesen. Neue Erfindungen und Entdeckungen sind unablässig gemacht worden, die Technik ist stetig vorangeschritten, und „berauscht von dem errungenen Sieg" hat der Mensch sich seit langem schon als „Herr der Natur, die deine Fesseln liebet" stets gepriesen; es wäre unhistorisch, gerade die Leistungen unserer Zeit einseitig zu überschätzen. Noch manches andere echte oder unechte Symptom unserer Periode ist hier und da einseitig hervorgehoben worden. Man hat besonders die zweite Hälfte des Jahrhunderts als Zeitalter der Presse oder der Frauenbewegung oder des Sozialismus oder, wenn man scherzhaft geneigt war, als Zeitalter der internationalen Friedensbemühungen bezeichnet. Aber das alles sind doch im besten Falle nur äußere Wirkungen, an denen die treibenden Kräfte erkannt werden können, nicht die Kräfte selbst.

Wollen wir in der Fülle der wechselnden Erscheinungen wirklich die treibenden Weltanschauungen erfassen, so werden wir eben die Vorgänge überhaupt nicht nach rein äußerlichen Anzeichen gruppieren dürfen. So geht es ja in allen wissenschaftlichen Bemühungen, daß die systematische Klassifikation zunächst alle die oberflächlichen populären Einteilungen aufzuheben hat und die Prinzipien der Sonderung nicht aus den Eindrücken, sondern aus dem Studium des Wesens entnimmt. Wenn wir ein Kind auffordern, die Tiere einzuteilen, so wird es sie in solche teilen, die im Wasser vorkommen und solche, die in der Luft leben, und die Lufttiere in solche, die fliegen und andere, die nicht fliegen. Der Zoologe wird solche Teilung verwerfen; er wird die Wirbeltiere von den Wirbellosen trennen, und bei den Wirbeltieren die Säuger von den Nichtsäugenden und so werden seine Gruppen scheinbar Ähnliches auseinanderreißen und scheinbar sehr Ungleiches vereinigen.

Wenn ich nach einem höchsten Einteilungsprinzip aller menschlichen Weltanschauungen suche, so meine ich, daß sich nur ein einziges darbietet, das wahrhaft weit genug ist, um alle Phasen menschlicher Kultur zu erfassen. Ich meine, daß alle Weltanschauungen im letzten Grunde entweder realistisch

oder idealistisch sind. Ich weiß, daß mancher freundliche Realist bei solcher Einteilung geneigt sein mag, an die erwähnte Einteilung der Zoologie zu denken und die Realisten als Geschöpfe mit einer Wirbelsäule, die Idealisten als Wirbellose zu betrachten. Ich für mein Teil aber möchte hier zunächst nicht loben und nicht tadeln, sondern einfach sauber zunächst diese zwei großen Typen menschlicher Weltanschauung trennen und in ihrer Verschiedenheit charakterisieren.

Der Realist betrachtet als Ankergrund aller Weltanschauung das, was ist, der Idealist das, was sein soll; der Realist verläßt sich somit auf die Wahrnehmung, der Idealist auf die Überzeugung; der eine will die Welt begreifen, der andere will sie veredeln; der eine arbeitet mit dem Verstande, der andere mit dem Gemüt. Der Realismus drängt daher zur Wissenschaft, der Idealismus zur Philosophie und Religion, und in der Wissenschaft selbst arbeitet der Realismus induktiv, der Idealismus deduktiv, der Realismus bevorzugt die Naturforschung, der Idealismus die historischen Wissenschaften. Der Realismus wirft sich auf die Technik, sucht Naturbeherrschung und schafft Tauschwerte; der Idealismus sucht seine Mission in der Kunst, überwindet die Natur durch innerliche Befreiung und schafft Symbole. In der Kunst selbst aber ist der Realismus vor allem naturalistisch, während der Idealismus romantisch, symbolistisch oder klassisch einhergeht. Für den Realismus beruht alle Moral auf dem Nutzen, für den Idealismus auf dem Ideal des Guten; dort entscheidet das größtmögliche Glücksgefühl der größtmöglichen Zahl, hier entscheidet das von Majoritäten und von Freuden unabhängige Pflichtgefühl. Der Realismus faßt alle Menschen als gleichberechtigt auf, der Idealismus beurteilt die Menschen nach ihren inneren Werten und erkennt sie daher als ungleich; der Realismus glaubt daher an die Masse, der Idealismus an die Heroen und an den Genius; der Realismus ist deshalb demokratisch, der Idealismus aristokratisch; der Realismus ist kosmopolitisch, freihändlerisch und human, der Idealismus muß national, schutzzöllnerisch und imperialistisch fühlen; dem Realismus ist die wertvollste Tugend die Selbständigkeit und dem Idealismus ist es die Treue.

Realismus und Idealismus sind die zwei Pole des Menschengeistes, und wie sich der Realismus des Mannes und der Idealismus des Weibes in jedem edlen Heim ergänzen, so haben die beiden Weltanschauungen jederzeit zum Segen der Kultur zusammengewirkt. Man blicke auf die beiden größten Männer des alten Griechenland, auf Plato und Aristoteles, zwei Männer, die über das ganze Mittelalter hinausragen, und jedermann fühlt sofort den ganzen Sinn des Gegensatzes. „Plato," so sagt Goethe in seiner Farbenlehre, „Plato ist es nicht darum zu tun, die Welt kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als vielmehr ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so not tut, freundlich mitzuteilen. Er dringt in die Tiefe, mehr um sie mit s e i n e m Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem Busen aufzuregen strebt." „Aristoteles hingegen", sagt Goethe, „steht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter, als bis er Grund findet. Er umzieht einen ungeheuren Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato, einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht."

Die beiden Geister, die Goethe so schildert, sind ewige Typen. Solange es eine menschliche Weltanschauung gibt, wird sie im letzten Grunde platonisch oder aristotelisch sein. Wenn aber beide Weltanschauungen sich wechselseitig im Dienste der Kultur ergänzen sollen, so müssen sie sich zeitlich ablösen, denn nur, wenn vorübergehend die eine oder die andere das Handeln der Menschheit beherrscht, kann die Kultur zu neuen und wirklichen Taten vorschreiten. Wenn beide gleichmäßig wirksam sind, so müssen sie sich aufheben, müssen zu Kompromissen führen, die an sich einfach Ruhe bedeuten, aber nicht Entwicklung. So wie wir selbst nicht gleichzeitig nach rechts und nach links gehen können, so kann ein Volk nicht gleichzeitig in der Richtung der Demokratie und der Aristo-

kratie, in der Richtung von Kosmopolitismus und Nationalismus, von Freihandel und Schutzzoll, von naturalistischer und symbolistischer Kunst, von spezialistischer und von philosophischer Wissenschaft, von Freigeisterei und von Religion, sich fortbewegen. Beide müssen abwechseln, müssen nacheinander ihre Höhepunkte erreichen, damit kein Stillstand eintritt, und gerade das entspricht den Bedingungen der menschlichen Seele. Jede Weltanschauung hat in sich die Tendenz, zum Extrem hinzuführen, und erst wenn das Extrem erreicht ist, muß der Rückschlag seelisch einsetzen.

Wenn beide Weltanschauungen einander ablösen müssen, so ist das aber klar, daß nicht etwa nur die eine Fortschritt, die andere Rückschritt bedeutet, daß nicht etwa, wie manche meinen, der Realismus beispielsweise kulturfördernd ist und der Idealismus dann einfach eine Zeit der Reaktion und Verdummung bedeutet. Stellt man sich auf den Standpunkt der einen Seite, so ist es ja leicht, auf der anderen Seite nur die Fehler zu sehen. An sich ist keine der beiden Seiten gut oder schlecht. Es ist ganz ungerecht, etwa zu tun, als ob der Realismus stets selbstsüchtig und der Idealismus selbstlos sei. Nein, die utilitarische Moral der Realisten ist gerade so selbstlos wie die intuitionistische der Idealisten; mit dem Egoismus hat der Realismus an sich nichts zu tun. Und beide Seiten sind auch gleichmäßig grausam. Es war der Realismus, der immer wieder das Beil der Guillotine fallen ließ, es war der Idealismus, der die mittelalterlichen Scheiterhaufen angezündet; es war der Realismus, der die Fabrikarbeiter im Elend verkommen ließ, es war der Idealismus, der schutzlose niedere Völkerschaften in fernen Erdteilen niederschlug. Große und Kleine, Kluge und Dumme, Edle und Schurken, Reine und Unreine hat es stets auf beiden Seiten gegeben, und der Wert ihrer wechselseitigen Ablösung lag nicht darin, daß sich Gutes und Schlechtes ablöste, sondern darin, daß die zwei gleichmäßig wichtigen entgegengerichteten Antriebe der menschlichen Seele gleichermaßen vollen Einfluß auf die Kultur gewinnen konnten.

Soll ihr Wechselspiel aber wirklich den Gang der Kultur bestimmen, so ist auch das klar, daß es sich da nicht um

eine einfache Pendelschwingung handelt; ein Pendel schwingt abwechselnd nach rechts und links und erreicht auf beiden Seiten immer wieder dieselbe Lage. Die Kultur dagegen kommt vorwärts; war sie realistisch, dann idealistisch, dann wieder realistisch und so fort, so wiederholt sie nicht einfach die Vergangenheit. Nichts von dem Vorangegangenen geht verloren, der neue Realismus ist nicht mehr der alte; er stammt aus den alten Seelenkräften, aber er faßt alles in sich, was die früheren Perioden geschaffen und zum inneren Ausgleich gebracht haben. Jede Phase dieses gigantischen Widerspiels bringt gewisse Probleme zum Abschluß, zum Kompromiß, zur Ruhe, und neue Probleme drängen sich in den Vordergrund. Der Realismus ergreift ein Problem und führt seine Lösung zum Extrem; da erwacht die idealistische Gegenbewegung, sie wird mächtig. Der Idealismus, zum Siege gelangt, erfaßt nun neue Probleme; dieses neue Problem in idealistischer Lösung verlangt nun die realistische Gegenaktion, das erste Problem aber kommt dadurch, daß beide Parteien um dasselbe gerungen und ihre extremen Positionen verteidigt haben, inzwischen allmählich zu einem Kompromiß und hört so auf, ein Problem zu sein. Es ist also nicht eine Pendelbewegung, sondern eher eine spiralige Bewegung. Es ist, als wenn wir auf einer Wendeltreppe einen Turm besteigen. Wenn wir die Wendeltreppe ansteigen, so sehen wir immer abwechselnd aus den Fenstern des Turmes bald nach Norden und bald nach Süden, aber wir sehen niemals durch dasselbe Fenster; führt uns die Treppe zur selben Seite zurück, so liegt das Fenster jetzt doch höher, der Ausblick hat sich erweitert.

Und solch ein Wechsel der Weltanschauung erfolgt nun, so behauptete ich, in unserer schnellebenden Zeit von Generation zu Generation; es gibt nicht mehr rein realistische oder rein idealistische Jahrhunderte. Im Rahmen eines einzigen Jahrhunderts berühren sich vier Generationen; die erste altert an der Schwelle des Jahrhunderts, die vierte ist jung am Ausgang des Jahrhunderts.

Das neunzehnte Jahrhundert begann mit dem allmählichen Abfluten einer realistischen Welle, die ihren eigentlichen Höhe-

punkt schon im achtzehnten Säkulum gehabt hat. Inzwischen hatte ebenfalls am Ende des achtzehnten Jahrhunderts schon eine idealistische Gegenbewegung eingesetzt, die im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts zur vollsten Entwicklung kam. Die realistische Gegenwelle, lange vorher schon spürbar, schwillt inzwischen an und erreicht im zweiten Drittel des Jahrhunderts bis in die achtziger Jahre ihre Höhe, und während sie heute langsam wieder abschwillt, hat inzwischen durch das letzte Drittel des Jahrhunderts sich wieder eine idealistische Welle erhoben, die erst im zwanzigsten Jahrhundert ihren Gipfelpunkt erreichen wird.

Blicken wir hinüber zur Alten Welt, von der alle wirklich treibenden Weltanschauungen bisher ihren Ausgangspunkt nahmen. Jene große realistische Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts, unter deren Nachwirkung der Anfang des neuen Jahrhunderts stand, war die Verstandesaufklärung, die von England ausgegangen war und Frankreich und Deutschland, jedes in seiner Weise, ergriffen hatte. Das Aufklärungszeitalter arbeitete mit nüchterner Klarheit, mit skeptischem Verstande, mit praktischem humanitären Gemeinsinn. Auf eines ist es vor allem bedacht: es will sich keine Illusionen machen, und da es aus der vorangehenden idealistischen Periode eine Welt voller Illusionen und Symbole, voller historisch entstandener religiöser und politischer Glaubenswerte vorfindet, so muß es vor allem eine negative, eine zerstörende Tendenz hervorkehren, muß sich gegen die Kirche und gegen die Monarchie wenden. „Freiheit und Gleichheit hört man schallen."

Es ist der Sturmruf, den die großen Denker heraufbeschworen hatten, als Locke dem Sensualismus, Hume dem Skeptizismus in England zum Sieg verhalf, als die französischen Enzyklopädisten den Materialismus in die Winde ausstreuten und Männer wie Voltaire die Welt erregten. In Deutschland tritt weniger die zerstörende und mehr die aufbauende Seite der Aufklärung hervor, und doch sind es die gleichen illusionsfreien Gedanken. Alle Religionen sind gleichwertig; Lessings Nathan verkündet das Glaubensbekenntnis der deutschen Aufklärung. Der Staat ist für den Nutzen seiner Bürger vorhanden, mit

Friedrich dem Großen, der nur der erste Diener seines Staates sein will, steigt die Aufklärung auf den Thron.

Es ist ein Zeitalter von unermeßlichem Wert für den Kulturgang, ein Zeitalter, das seine revolutionär-demokratisch-atheistischen wie seine kosmopolitisch-humanitären Bestrebungen in einer Überfülle von Anregungen dem neunzehnten Jahrhundert vermacht hat, und wenn es auch schon in den Tagen der Französischen Revolution seinen logischen Höhepunkt erreichte, so hat es doch noch lange fortgewirkt. Aber es war in anderem Sinne doch auch ein recht kleinliches, geistigarmes, schwungloses Zeitalter, das mit seiner philisterhaften Verstandesnüchternheit, mit seiner unhistorischen Gleichmacherei, mit seiner phantasielosen Skepsis notwendig die Sehnsucht nach den Idealen, die idealistische Gegenbewegung wachrufen mußte. Überall trat sie ein und doch nicht gleichzeitig und vor allem nicht gleichförmig. Dabei waren die neuen antirealistischen Bewegungen durchaus nicht alle miteinander in Harmonie. Das ruhmeslüsterne napoleonische Imperatorentum prallte zusammen mit der nationalen Erhebung Preußens in den Befreiungskriegen, und doch haben beide die Tendenz der Reaktion gegen die Aufklärungszeit. Jetzt erst erwacht die Literatur und Kunst zu ihrem besten Können. Der Neuhumanismus mit seiner klassischen Schönheitsfreude, so vielerlei Fäden auch von ihm zur Aufklärung hinüberspielen, ist doch in erster Linie eine Reaktion gegen dieselbe, ist Idealismus und doch wie innerlich verschieden von dem phantasietrunkenen Geniekultus der Romantiker. Aber wieder gingen die Philosophen voran und diesmal vornehmlich die deutschen. Dort wo die Materialisten und Skeptiker der Aufklärung aufgehört hatten, da setzte Kant ein, und in einer Zeit, in der Schiller und Goethe, Mozart und Beethoven, Napoleon und Blücher ihr Größtes schaffen, erhebt sich die philosophische Spekulation mit Kant, Fichte, Schelling, Schopenhauer, Hegel zu ungeahnten Höhen, von denen aus die stolzen Berge der Aufklärungsphilosophen wie Maulwurfshügel aussehen.

Die Religion wurde mit Schleiermacher wieder Gemütssache. Das Dogma von der Gleichheit der Menschen war

wieder erschüttert; die wirtschaftlichen Lehren der klassischen Nationalökonomie wurden schon bezweifelt und Carlyles Sartor Resartus trug den deutschen Idealismus in das englische Land. Gewiß barg auch der Idealismus seine Schäden und schweren Gefahren in sich. Der romantische Rückgang zum Mittelalter brachte nicht nur das Erwachen der gotischen Kunst, sondern vielfach auch wirklichen Rückschritt, die politische Reaktion wurde willkürlich und intolerant, und die Lehren der Revolution schienen so schnell vergessen, daß die Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts sich wieder zu erheben drohte. Das Resultat war ein Kompromiß: die konstitutionelle Monarchie, das allgemeine Wahlrecht, der Parlamentarismus, und hier wie immer war durch den Kompromiß die ursprüngliche Bewegung und Gegenbewegung, das gesamte Problem, zur Ruhe gekommen. Wer kümmert sich noch um die politische Frage, um die das achtzehnte Jahrhundert gekämpft hatte; wer glaubt heute noch, daß England freier wäre, wenn es eine Republik hätte oder daß Frankreich unfreier wäre, wenn es wieder ein Königtum hätte oder daß es für Deutschland besser wäre, wenn die politischen Parteiführer Präsidenten einer deutschen Republik wären. Die Weltgeschichte hat das Thema von der Tagesordnung abgesetzt; es ist durch den Kompromiß, der aus der realistischen Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts und der romantisch-idealistischen des neunzehnten, um die Mitte des Jahrhunderts hervorging, vorläufig erledigt worden.

Aber der Idealismus trug andere Faktoren in sich, die nicht einfach durch Kompromiß zur Ruhe kommen konnten, sondern die nun ihrerseits den großen realistischen Rückschlag verlangten. Der Idealismus hat nirgends mächtigere Siegerkraft als im Gebiet der Wissenschaft bewiesen. Die Naturphilosophie hatte die Naturforschung unterjocht, die Geschichtsphilosophie hatte die Entwicklung der Menschheit unter große idealistische Gesichtspunkte gebracht, die Lehre vom Staat und vom Recht, von der Geschichte und der Kunst, von der Moral und der Religion erhielt den Stempel der Hegelschen Metaphysik, und wenn auch die stille Arbeit der positiven Forschung niemals zum Stillstand kam — genau so wie ja auch im realistischen Zeitalter Kunst

und Religion niemals ganz verschwanden — der große Zug der Wissenschaft war spekulativ und metaphysisch. Eine solche Bewegung trägt die Bedingungen ihres Zusammenbruchs notwendig in sich. Je gewaltiger sich die Spekulation erhebt, desto willkürlicher muß sie mit der Erfahrung schalten, desto größer muß ihr Gegensatz zur nüchternen sachlichen Erkenntnis der wirklichen Dinge sei. Die harten Tatsachen im Raume fordern ihr Recht, und jetzt beginnt, wenn auch lange vorbereitet, die weltbezwingende neue realistische Bewegung, die mit trotziger Verachtung aller Philosophie ihre Kraft aus der Naturforschung schöpfen will.

Im Triumphschritt zog die realistische Forschung von einem Gebiete zum andern; sie ging von der leblosen Natur, von der Physik und der Chemie aus; sie eroberte die Wissenschaft vom lebenden Körper, die Physiologie; von dort ging es zur Erforschung der Lebewelt in ihrer gesamten Stammesentwicklung, und, wie eine Generation früher der Idealismus seinen Höhepunkt in den Werken Hegels fand, so erreichte der Realismus seinen wissenschaftlichen Gipfel in den Werken Darwins. Es war die nachhaltigste Leistung, aber nicht die letzte, denn, wenn der Naturalismus konsequent sein will, so muß er über die Physiologie und Biologie hinausschreiten. War die gesamte Natur einschließlich aller Lebewesen gesetzmäßig erklärt und mit Helmholtz auf das Gesetz von der Erhaltung der Energie zurückgeführt, so muß die Forschung auf die innere Natur übergreifen, auch das Leben der Seele muß naturwissenschaftlich zerpflückt werden: die Tage der experimentellen und physiologischen Psychologie waren gekommen; das war in den siebziger und achtziger Jahren, und während der Realismus längst seinen Höhepunkt überschritten hatte und eine Gegenbewegung längst schon eingesetzt hatte, schritt der Realismus von der Psychologie schließlich zur Soziologie fort, von der naturwissenschaftlichen Erklärung des Individuums zur kausalen Erklärung der Volksseele mit all ihren extremen Konsequenzen.

Von einer Philosophie ist in dieser Kulturphase kaum die Rede. Die Metaphysik hatte ihre Kraft erschöpft, und als Surrogat einer Weltanschauung erhob sich der Positivismus von Auguste

Comte in Frankreich, von Herbert Spencer in England und der gar zu triviale Kraft- und Stoffmaterialismus in Deutschland. Die Kunst, wie in allen realistischen Zeitläuften, war so ärmlich wie die Philosophie; die Epigonen standen überall im Vordergrund, in der Malerei, in der Musik, in der Literatur siegte der Naturalismus, der schließlich doch immer nur eine Episode in der Kunst ist; Zola und Ibsen bedeuteten zweifellos den Höhepunkt.

Aber die Stärke der Zeit lag in anderer Richtung. Der Triumph des Realismus bedeutete diesmal nicht wie im Aufklärungszeitalter Zerstörung, sondern Aufbau; die religiöse und politische Kritik beschäftigte das große Publikum nicht; sie ging entweder auf der wissenschaftlichen Höhe eines Renan oder Strauß vor sich oder in der Tiefe sozialdemokratischer Blätter. Der Realismus war diesmal produktiv. Er schuf die Technik und den Verkehr, die Heilkunde und die Industrie des neunzehnten Jahrhunderts und mit realistischer Kraft ward auf dem Ambos der Weltgeschichte die deutsche und die italienische Einheit geschmiedet. Es war eine gewaltige utilitarische Zeit, die ohne Sorgen hätte in die Zukunft blicken können, wenn mit dem Anwachsen der Industrie nicht auch der vierte Stand gewachsen wäre und damit ein soziales Problem, das mit realistischen Mitteln nicht wirklich lösbar schien. Der Naturalismus gab dem Arbeiter genügend Gründe, um gegen sein Los zu protestieren, aber kein Mittel für seine Besserung; selbst die Organisierung und das Wahlrecht konnten ihm nicht helfen gegen die Übermacht des Kapitals, das sich ebenfalls zu organisieren begann.

Nur eine Lösung war möglich: das Erwachen des sozialen Gewissens — und damit beginnt die neue, die letzte Phase des neunzehnten Jahrhunderts, die letzte idealistische Weltanschauung, die ihren Höhepunkt erst in unserem Jahrhundert erreichen wird und die einen beherrschenden Ausdruck, mit Voltaire oder Hegel oder Darwin vergleichbar, bis heute noch nicht gefunden hat. Aber wenn auch die Welle noch fern von ihrem Höhepunkt sein mag, daß eine neue idealistische Flut uns trägt, daran dürfen wir nicht zweifeln. Das Erwachen des sozialen Gewissens ist ja nur der markanteste Ausdruck; es ist diejenige Bewegung, die unmittelbar als Gegenbewegung zum Realismus

zu deuten ist. Eingetreten ist aber die Reaktion auf allen Gebieten. Die Geschichtswissenschaften drängen wieder in den Vordergrund. In der Technik sind wir übersättigt. Zwar bringt jeder Tag neue Erfindungen, aber das wirkliche Leben gewinnt durch sie keine neue Umgestaltung; es sind raffinierte Luxusgaben, nicht Befriedigungen ernster Bedürfnisse. Dafür erwacht die Philosophie an allen Ecken und Enden; fünfzig Jahre lang hatten die Forscher über die Philosophie gespottet, seit zehn Jahren wird gerade inmitten der Wissenschaft überall wieder zur Philosophie gedrängt. Die neue Philosophie aber will nicht noch einmal die Errungenschaften der positiven Forschung wegwerfen, sondern sie in sich aufnehmen und zeigen, wie auch der radikalste Empirismus seinen Platz in einer idealistischen ethischen Weltanschauung findet. Und es erwacht die Kunst; die versunkene Glocke tönt uns wieder. In scharfem Gegensatz zum Naturalismus entsteht der Symbolismus, nach der realistischen Armleutmalerei ziehen die Präraffaeliten durch die Welt und künden den Idealismus. Nur die am Geiste Armen trumpfen noch darauf, daß der Mensch vom Affen abstammt; die neue Zeit fragt lauter, wohin die Menschheit will; sie beschäftigt sich mehr mit dem Übermenschen als dem Untermenschen. Der Glaube an das Genie, an die Ungleichheit der Menschen, an die Ungleichheit der Rassen und Völker triumphiert aufs neue, die nationale Expansion auf Kosten der niederen Rassen wird zum Schlagwort und die Politik wird weniger von praktischen Erwägungen als von nationalen Inspirationen getragen. So wie einst der Aufklärungsrealismus in Deutschland durch den großen Friedrich und der romantische Idealismus durch Friedrich Wilhelm den Vierten den Thron bestieg, wie dann in der realistischen Zeit Bismarck im politischen Mittelpunkt stand, so findet in Wilhelm dem Zweiten der neue Idealismus seinen leuchtenden Mittelpunkt. Wohin der neue Kurs führen wird, kann heute noch keiner übersehen, denn die Bewegung ist erst im Beginne. Noch hat sie ein wirklich sieghaftes Wort nicht gesprochen. Das aber wissen wir, daß der Realismus innerlich tot ist. Äußerlich muß er natürlich noch lange weiterwirken, aber er ist nicht mehr eine schaffende Kraft.

Blicke ich so auf das Jahrhundert als ein Ganzes hin, so möchte ich den Wandel seiner Weltanschauung mit der wechselnden Weltanschauung des Goetheschen Faust vergleichen. Auch das beginnende neunzehnte Jahrhundert war wie Faust noch von den Wagners, den trocknen Schleichern des Aufklärungsgeistes umgeben, als ihn die große Sehnsucht nach dem Idealen überkam. Der Geist des Jahrhunderts wie Faust sehnt sich heraus aus dieser nüchternen Verstandswelt, hin zur Romantik. Und nun wird dem Geist des Jahrhunderts wie dem Doktor Faust das Große, das Ungeheure zuteil: er schaut den Erdgeist, der der Gottheit lebendiges Kleid wirkt. Der Geist des Jahrhunderts erschaut aufs tiefste erschüttert die gewaltigen metaphysischen Spekulationen und doch: Ach, die Erscheinung war so riesengroß.

Die gewaltige Erscheinung der Hegelschen Philosophie ist zusammengebrochen und der Geist des Jahrhunderts versucht es wie Faust mit den wonnigen Schätzen der Welt, mit dem realistischen Rausch des Genusses, mit allen Gaben, die Mephisto zu vergeben hat. Wie Faust in Auerbachs Keller sich zu betäuben hofft, in Gretchens Liebesarmen schwelgt, am Kaiserhof zu Macht und Ruhm gelangt, Helena an sich reißt, die Schlacht gewinnt, den Meeresstrand sein eigen nennt, so stürmt der Geist des Jahrhunderts in dem gewaltigen Aufschwung des neuen Realismus zu neuen und neuen Errungenschaften vorwärts; ungeahnte Schätze fallen ihm zu, nie geträumte Siege erringt er, Naturwissenschaft und Technik bringen mit Zauberkraft alles herbei, was er verlangt — und dennoch, da das Jahrhundert alt geworden, fühlt es wie Faust am Ende seines Lebens:

> Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
> Und abermals gewünscht und so mit Macht
> Mein Leben durchgestürmt,

aber Befriedigung hat der Geist des Jahrhunderts, gleich Faust, aus alle dem Genießen nicht gewonnen. Da, ehe sein Leben ganz zu Ende geht, wendet er sich noch einmal dem Idealismus zu. Nicht mehr den Genuß will Fausts letzter Wunsch, sondern die Arbeit, das sittliche Streben. Ja, diesem Sinne bin ich ganz

ergeben. Der Geist des Jahrhunderts hat sich dem Realismus innerlich abgewandt, ehe er sterbend zu Boden sinkt. Und weil er doch noch sich zum Idealen bekehrt, deshalb hat Mephisto den Kampf um die Faustische Seele verloren. Wohl wird auch an diesser Gruft Mephistos Schar den Toten festhalten wollen, und doch der Idealismus hat gesiegt. Die Engel werden die Seele des Jahrhunderts zum Himmel tragen.

Ich habe hier im wesentlichen nur von Europa gesprochen. Ich weiß, ich wäre interessanter gewesen, wenn ich meine Thesis an amerikanischen Problemen demonstriert hätte, wenn ich von Lincoln und Cleveland, von Emerson und Edison, von Bellamy und Roosevelt, von Silberwährung und Trusts und Imperialismus gesprochen hätte. Aber ich glaube, daß der sozialphilosophische Standpunkt, den ein solcher Rückblick auf ein ganzes Jahrhundert fordert, am besten dann festgehalten werden kann, wenn wir nach Kräften alles das ausschließen, was für uns unmittelbares politisches Interesse hat und „von der Parteien Haß und Gunst verwirrt" wird. Es kommt dazu, daß gerade hier in Amerika die Verhältnisse, die ich besprach, sehr viel schwerer übersehbar sind, weil sich die verschiedensten Bewegungen jederzeit kreuzten. Da alle jene Wellen erst von Europa herüberkamen, so hat die eine sich schneller, die andere langsamer verbreitet, manches trat fast gleichzeitig hier und drüben, manches hier viel später auf. So fällt der Sklavenkrieg zwar zeitlich in die realistische Periode von Darwin und Bismarck, ist aber tatsächlich noch eine späte Nachwirkung der früheren realistischen Zeit, des Aufklärungszeitalters mit seinem Ruf nach Freiheit und Brüderlichkeit. Es kommt dazu die Mischung der Bevölkerung; dadurch haben sich die Bewegungen hier in ungewöhnlichem Maße durchkreuzt, aber im letzten Grunde läßt sich auch hier jede einzige Bewegung der letzten hundert Jahre auf eine der vier geschilderten Wandlungen im Kulturleben zurückführen.

So wie ich absichtlich und sorgsam der Tagespolitik aus dem Wege gegangen bin, so habe ich mich auch bemüht, mit Lob und Tadel zurückzuhalten. Vom sozialpsychologischen Standpunkt hat jede der beiden Weltanschauungen ihre Mission, die eine ist nicht besser als die andere. Das aber verändert sich

mit einem Schlage, wenn wir nicht vom zeitlosen Standpunkt, sondern aus den Anschauungen einer bestimmten Zeit in das Getriebe blicken. Und im letzten Grunde bleibt doch schließlich ein jeder ein Kind seiner eigenen Zeit. Ich kann nicht als kühler Beobachter einfach feststellen, daß der Realismus heute innerlich abstirbt und eine neue Periode des Idealismus eingesetzt hat, sondern mit der tiefsten Sehnsucht meiner Seele muß ich Partei ergreifen. Ich kann nicht vergessen, daß die neue Zeit nicht kommt und die alte nicht schwindet, wenn nicht jeder an seinem Platz, jeder mit seiner Kraft stark oder winzig, den Wandel der Weltanschauung herbeiführen hilft.

Als Sozialphilosoph weiß ich, daß der Realismus notwendig und segensreich war, als Kind meiner Zeit weiß ich noch gewisser, daß seine Stunde geschlagen hat, daß er eine brennende Gefahr für unser Kulturleben geworden ist und daß es ein heiliger Kampf ist, ihn auszurotten aus der Seele unserer Zeit. Mit jeder Faser meines Herzens glaube ich, daß die Zeit für einen neuen idealerfüllten ethischen Idealismus gekommen ist, und daß der Tag nahe ist, da er in Wissenschaft und Kunst, in Philosophie und Religion, in Wirtschaft und Recht, in Politik und sozialem Leben seinen sieghaften bahnbrechenden Verkünder findet, und jubelnd grüße ich die Zeichen einer neuen Zeit, die sich trotz aller Auswüchse und unreinen Zumischungen mehren.

Der Realismus, der Materialismus, der Positivismus, der Psychologismus, sie überboten sich, uns zu zeigen, daß alle Wirklichkeit nach kausalen Gesetzen aus atomistischen Bestandteilen erklärt werden kann, und in der Schule und der Kinderstube, im Gerichtssaal und in der Kirche, in der Politik und im öffentlichen Leben, in der Wirtschaft und in der Literatur begann die neue Lehre alle wirklichen Werte wie einstmals im Aufklärungszeitalter zu zerstören. Der Realismus kann eben nicht auf die Dauer aufbauend bleiben. Aber die Zeit ist gekommen, da wir wieder nicht nach den Bestandteilen, sondern nach dem Sinn der Dinge fragen, da wir die Welt nicht nur ausnutzen, sondern mit unseren Idealen erfüllen wollen. Der Realismus konnte uns lehren, die Schätze der Welt zu sammeln und zu genießen und wieder zu genießen, aber die Zeit ist gekommen, da die Welt,

vom Positivismus enttäuscht, es wieder einmal dunkel fühlt: „Genießen macht gemein."

Damit aber ist die Stunde gekommen, in der es in jedem Feldlager wieder heißen muß: die Deutschen zur Front! Denn das ist ja zweifellos, daß die Begabungen der verschiedenen Völker ungleich sind, der Genius des einen kann mühelos erreichen, was dem Können des andern versagt ist. Wenn etwa in einer amerikanischen Kleinstadt Irländer und Deutsche die Bevölkerung bilden, so tritt das Gegenspiel der Begabung deutlich hervor. Soll damit gesagt sein, daß dem Deutschen die realistische Kraft fehlt? Sicherlich nicht. Mit klarem Blick hat auch der Deutsche in Zeiten realistischer Weltanschauung sich in jener Welt bewährt, in der die Dinge sich „hart im Raume stoßen". Aber im Grunde war es doch mehr Anpassung als Ursprünglichkeit; es war die Tüchtigkeit, die da tat, was die Zeiten forderten, aber das eigentümlichste Wesen kam da nicht zur Gestaltung. Wie anders in den großen Stunden, in denen der Weltgeist das idealistische Bekenntnis erheischte.

Auch an dem Idealismus haben die Deutschen kein Sonderrecht. Der wahrlich muß mit blinden Augen durch diese neuweltliche Kultur hinwandern, der nicht gewahr wird, wie auch die Grundstimmung des angelsächsischen Amerikanertums eine idealistische ist; denn sicherlich ist kein Faktor hier einflußreicher geworden als der Puritanismus Neu-Englands. Aber das ist der religiöse Idealismus der opferfrohen Gemütsstimmung, die es selten zu wirklich abschließender Weltanschauung bringt. Statt konsequent zu sein, ist sie orthodox; statt die ganze Vielgestaltigkeit des Lebens zu umfassen und zu durchdringen, ergreift sie nur ein enges Gebiet und weist alles übrige zurück. Damit der Idealismus aber wahrhaft befreiend und lebenerneuernd wirken kann, muß er die volle Mannigfaltigkeit des Daseins anerkennen und alles zur Einheit zusammenschließen, kurz sich zur Weltanschauung entfalten. Das zeigt ja die Geschichte überall, daß die rechte Kraft und der entscheidende Antrieb immer nur da entstand, wo sich eine neue folgerichtige Weltanschauung herausgebildet hatte. Und unter diesem Gesichtspunkt kommt der deutschen Geistesart in der Tat ein Vorrecht zu. Die idealistische

Auffassung auf jeder Stufe des Fortschritts zur Weltanschauung auszubilden und so alles einzelne idealistisch zu durchdringen, das ist die Gabe, die der gute Geist der Geschichte dem deutschen Volke mit auf den Weg gegeben.

Läge vor uns ein Halbjahrhundert voll realistischer Aufgaben, so würde ich zu den Deutschen sagen: seid nicht entmutigt; faßt tapfer zu; ihr seid tüchtig und fleißig und klug: ihr werdet gerade so gut vorwärtskommen wie die andern, und euer Werk wird euch loben. Vor uns aber liegt für eine Menschengeneration die Weltaufgabe eines neuen Idealismus. Da darf es nicht mehr zaghaft heißen: ihr müßt nicht zurückstehen. Nein, mit froher Zuversicht heißt es nun: ihr seid berufen, voranzugehen. Die Neue Welt bedarf eurer besonderen Begabung und eurer eigensten Kraft; kein andrer kann gleich euch das tiefste Sehnen der Zeit zu lebendiger bezwingender Form gestalten, kein andrer hat für das morgen und übermorgen so viel zu bieten, wie ihr, die ihr euer deutsches Erbe über das Weltmeer gebracht: eure Stunde ist endlich gekommen — oh, daß sie nicht ungenützt unterginge.

XI.

Bücher und Zeitschriften.

In den Spalten Ihres Blattes fand sich kürzlich eine Mitteilung, die schnell durch viele deutsche Zeitungen gewandert ist. Sie gipfelte in der Behauptung, daß in den Vereinigten Staaten die Zahl der neu erscheinenden Bücher, im Verhältnis zu einer Million Einwohner, nur ein Drittel der entsprechenden Zahl in Deutschland betrage. Es schloß sich daran die weitere Mitteilung, daß die Zahl der amerikanischen Sortimentsbuchhandlungen in stetem Abnehmen begriffen sei. Es ist nicht verwunderlich, daß Sie beides als „wenig schmeichelhaft" für das amerikanische Lesebedürfnis bezeichneten. Wer die Verhältnisse kennt, wird die Richtigkeit der Zahl nicht beanstanden oder vielmehr wird den Unterschied noch größer ansetzen; die Bedeutung der Zahl wird er aber in ganz anderem Lichte sehen. Vielleicht wird die Einseitigkeit solcher Kunde schon dann klarer, wenn daneben eine andere, vielleicht nicht minder richtige Nachricht gestellt wird, die vor einiger Zeit durch die amerikanischen Zeitungen ging: nämlich, daß in den Vereinigten Staaten sechsmal mehr Monatsschriften und Wochenschriften erscheinen als im Deutschen Reich. Auch daran waren in entsprechender Weise wenig schmeichelhafte Betrachtungen über die deutschen Leser angeknüpft. Auch da mag die Zahl richtig sein und das Urteil doch irreführend; die Verschiedenheiten der Landessitten sind außer acht gelassen.

Sehen wir einmal näher zu. In der Tat sind im letzten Jahre in Deutschland 28 703 Bücher erschienen, in den Vereinigten Staaten dagegen nur 8112. Da Deutschland 60 Millionen, die Vereinigten Staaten aber 86 Millionen Einwohner zählen, so würde das Verhältnis sogar noch viel ungünstiger erscheinen; Deutschland veröffentlicht auf die Million Einwohner nicht dreimal, sondern fünfmal mehr Bücher als Amerika. Eins

aber sollte bei solcher Ziffer sofort bedacht werden: in Kulturfragen geht es nicht an, Deutschland mit dem Gesamtgebiet Amerikas zu vergleichen. Die Vereinigten Staaten müssen da eher mit ganz Europa in Vergleich gestellt werden, nicht weil das Land fünfzehnmal größer ist als das Deutsche Reich, sondern weil die Kulturunterschiede so groß sind wie die zwischen Preußen und Montenegro. Wer von dem geistigen Leben Deutschlands spricht, hat dabei das ganze Deutschland von Hamburg bis München, von Danzig bis Straßburg im Auge; wer von der Bücherschreiberei Amerikas redet, denkt nicht an die Riesengebiete von Texas oder Newada oder Idaho, sondern im Grunde nur an den nordöstlichen Zipfel zwischen Washington, Boston, Chicago und St. Louis. Wird die Zahl der neuen Bücher auf die Bevölkerung dieses engeren Amerikas bezogen, in dem tatsächlich fast alle Bücher erscheinen, so verschiebt sich das Verhältnis vollständig.

Auch das sei sofort erwähnt: die außerordentlich hohen Satz- und Druckkosten legen dem amerikanischen Autor Hindernisse in den Weg, die der deutsche Schriftsteller und Verleger nicht kennt. Die Unkosten der Herstellung machen es schlechthin unmöglich, ein Buch in Verlag zu nehmen, das nicht einen, nach deutschem Maßstab beträchtlichen Umsatz sicher erwarten läßt. Die geistige Produktivität der Völker läßt sich nur schlecht nach der Zahl der Erscheinungen bemessen, wenn in einem Lande unsäglich viel auf den Büchermarkt geschwemmt wird, das im andern Lande durch äußerliche wirtschaftliche Umstände zurückgehalten wird. Die hohen Arbeitslöhne im Druckereigewerbe schließen Hunderte von Büchern aus, die in Deutschland ihr Leben fristen könnten; in keinem anderen Lande haben die unbekannten Bücherschreiber solch dornigen Weg vor sich. Dazu kommt aber vor allem das Erbübel der Statistik: die verschiedenen Zahlen beziehen sich gar nicht auf die gleichen Dinge. Was die deutsche Statistik als Buch verzeichnet, wird zu großem Teil in Amerika nicht als Buch angerechnet, z. B. Zeitschriftenbände, Broschüren von gewisser Seitenzahl, Schulbücher, Adreßbücher und vieles ähnliche. Ein Princetoner Bibliothekar, dem ich die Verant-

wortlichkeit für diese Behauptung überlasse, hat kürzlich in einem Vortrag vor dem Bibliothekarverband den Nachweis zu führen versucht, daß, wenn das amerikanische Kriterium des „Buches" für die deutsche Statistik verwandt wird, Amerika nicht weniger, sondern mehr Bücher als Deutschland erzeugt.

Gilt es aber, den Leser und nicht den Schreiber abzuschätzen, so ist die Zahl der neuen Bücher überhaupt belanglos; entscheidend ist die Größe des Umsatzes. Da aber ist nun sicherlich das amerikanische Buch weit im Vorsprung. Die Bücher, die gut gehen, haben einen Absatz, von dem deutsche Schriftsteller sich nichts träumen lassen, und die Bücher, die schlecht gehen, würden den deutschen Verleger noch zufriedenstellen. Ein Roman, der Mode ist und das heißt ein Roman, den in fünf Jahren kein Mensch mehr lesen wird, muß es auf dreihunderttausend Exemplare bringen. Selbst populärwissenschaftliche Bücher steigen zu schwindelerregenden Höhen. Begünstigt werden diese Massenauflagen dadurch, daß alle amerikanischen Bücher von Platten gedruckt werden. Das hat seine Vorzüge und seine Nachteile. Der schlimmste Nachteil dürfte der Widerstand der Verleger gegen neue umgearbeitete Auflagen sein; für schöne Literatur ist das bedeutungslos, für die Wissenschaft ist es gefährlich. Von der Psychologie meines Harvardkollegen William James sind in den letzten zwölf Jahren über fünfundsechzigtausend Bände verkauft, ohne daß das Buch je umgearbeitet wurde; in Deutschland wären das etwa dreißig Auflagen, von denen jede dritte Auflage vermutlich einer gründlichen Auffrischung unterzogen wäre. In Amerika sträubt sich der Verleger gegen die Zerstörung der teuren Platten, von denen eine unbegrenzte Zahl von Abzügen geliefert werden kann. Der Vertrag mit dem Autor kennt daher auch nicht das in Deutschland übliche vorher zu entrichtende feste Honorar für den Druckbogen, sondern bezieht sich stets auf einen bestimmten Anteil an den verkauften Bänden. Die geschäftlichen Interessen des Autors werden aber geschickt mit denen des Verlegers dadurch verkoppelt, daß dieser Anteil stetig steigt, für die ersten 3000 Exemplare vielleicht nur 15%, für die folgenden 10 000 schon 20 %, für die weiteren 30 % vom Verkaufspreis. Dadurch haben vom

wirtschaftlichen Standpunkt Verleger und Schriftsteller gemeinsam ein Interesse daran, lieber ein Werk zu hoher Auflage zu peitschen, statt zwei Werke mit der halben Auflage herauszugeben. Wer die Bände im Bürgerhause zählt, kann daran nicht zweifeln, daß der Amerikaner sicherlich mehr Bücher kauft als der Deutsche. Wird aber gar die Bücherbenutzung in der öffentlichen Bibliothek hinzugerechnet, so verschiebt sich das Verhälnis vollkommen. In der Stadt New York wurden im letzten Jahr in der städtischen Bibliothek allein mehr als fünf Millionen Bände nach Hause ausgeliehen, und alle Lesesäle sind von früh bis spät überfüllt. So aber sieht es in jeder Großstadt, in jeder Kleinstadt, in jedem Neste aus; kein Winkel des Landes, in dem nicht die öffentliche Bibliothek zum Sammelplatz der Bevölkerung geworden. Siebzehnhundert dieser Bibliothekgebäude sind das Geschenk Carnegies.

Mit alledem ist aber der wichtigste Unterschied zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten noch nicht berührt. Ohne Zweifel dürfen wir ihn darin suchen, daß die Aufgabe des deutschen Buches in Amerika von der Zeitschrift übernommen ist. Selbst wenn in Deutschland noch viel mehr und in Amerika viel weniger Bücher erschienen, so könnte die literarische Produktion sowohl wie der literarische Verbrauch trotzdem in beiden Ländern gleich umfangreich sein, weil die Zeitschrift den Unterschied bei weitem ausgleicht. Im Deutschen Reich erschienen im letzten Jahre 8049 periodische Veröffentlichungen, also Tagesblätter, Wochenschriften, Monatsschriften und Vierteljahrszeitschriften; in den Vereinigten Staaten erschienen 21 745. Darunter waren 16 252 Wochenschriften und 2876 Monatsschriften. Vergegenwärtigen wir uns, daß beispielsweise eintausend Monatsschriften tatsächlich im Jahr zwölftausend kleine Bücher darstellen, so wird es deutlicher, daß die Masse der geistigen Produktion nicht durch die Bücher allein gemessen werden kann. Dazu kommt ein anderes. Die deutsche Bücherliste besteht zum großen Teil aus Broschüren und dünnen Schriftchen. In Amerika kennt man solche Art Bücher überhaupt nicht. Im politischen Wahlkampfe oder für Reklamezwecke werden Millionen von solchen Flugschriften in die Welt gestreut,

aber in den Buchhandel dringen sie nicht. Es gibt nicht einmal broschierte Bücher zum Verkauf. Die Bücher, von denen in der amerikanischen Statistik die Rede ist, sind gebundene Bände. Die Mehrzahl der deutschen Bücher dagegen enthalten nicht mehr Seiten als ein amerikanisches Monatsheft. Man vergleiche überdies einmal den Inhalt der Zeitungen, deren Sonntagsbeilagen oft dreißig, vierzig Seiten literarischen Textes enthalten, und immer deutlicher wird es hervortreten, daß die Masse des für den Druck Geschriebenen in der Neuen Welt mit der Produktion keines anderen Landes den Vergleich zu scheuen hat. Der Unterschied besteht dann schließlich einfach in der verschiedenen Landessitte: der Amerikaner liebt es, daß jede kürzere Veröffentlichung ihm unter der Verantwortlichkeit einer Redaktion vorgesetzt wird. Er hat das instinktive Vertrauen, daß der Zeitschriftenredakteur das Angebotene durchgesiebt hat und daß der Essay oder die Novelle in der Monatsschrift daher größeres Zutrauen verdient, als wenn der Essay als vereinzelte Broschüre, die Novelle in einem Bändchen erschienen wäre. Wir können getrost sagen: mehr als die Hälfte der deutschen Bücher würde in Amerika nur im Zeitschriftenrahmen erscheinen. Dabei mögen noch immer bedeutsame Verschiedenheiten in der Produktion selbst bestehen bleiben. So werden in Deutschland sicherlich mehr medizinische und juristische Werke verfaßt als in Amerika, sowie in Amerika wohl sehr viel mehr eigentliche Essays und kurze Erzählungen geschrieben werden. Aber die Gesamtmasse des Verfaßten dürfte die gleiche sein und nur von der Masse, nicht etwa vom Werte, sollte hier die Rede sein.

Noch mehr aber verschiebt sich das Verhältnis, wenn diese Hochflut der Zeitschriftenliteratur unter dem Gesichtspunkt des Lesequantums betrachtet wird. Erst durch die Auflagenhöhe wird die Bedeutung der amerikanischen Zeitschrift verständlich. Ziffernmäßige Vergleiche mit deutschen Verhältnissen anzustellen, hat da keinen Sinn, denn es handelt sich um fast Unvergleichbares. Vom amerikanischen Standpunkt erscheinen die meisten deutschen Zeitschriften unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Der Kenner deutscher Verhältnisse wird diese Auffassung begreifen, wenn er hört, daß im vorigen Jahre hier die Monatsschriften allein

jeden Monat in 64 Millionen Exemplaren verkauft wurden. Da sich der Inhalt einer großen Zahl dieser Magazine natürlich an enge Fachkreise wendet, so könnte die Gesamtziffer nicht erreicht werden, wenn nicht eine erkleckliche Anzahl einen regelmäßigen Absatz von dreihunderttausend bis zu einer Million haben würden. Das vorzügliche McClures Magazine und Ladies Home Journal haben vermutlich mehr monatliche Käufer als alle deutschen Monatsschriften zusammengenommen, und die Saturday Evening Post und die Associeted Sunday Magazines mehr Leser als alle deutschen Wochenschriften zusammen. Die schwereren und vornehmeren Organe wie Atlantic Monthly, North American Review, Century usw., können gewiß nicht mit gleichen Ziffern anmarschieren, aber im Verhältnis ist ihre Verbreitung nicht weniger überraschend. In Deutschland heißt es oft, daß die Amerikaner stets auf der Jagd nach dem Dollar sind; im Lande selbst hat man häufiger den Eindruck, daß sie stets auf der Jagd nach der neuesten Monatsschrift sind.

Dem entspricht denn auch die ausgedehnte Wirkung eines Zeitschriftenaufsatzes und damit die Verlockung, durch das Megaphon solcher Monatsschriften seinen Gedanken Verbreitung zu geben. Auch die wirtschaftliche Stärke der amerikanischen Magazine steigert ihre Werbekraft. Ein an sich ganz gleichgültiges Zufallsbeispiel mag den Unterschied klarstellen. Vorigen Monat veröffentlichte ich in einer deutschen Revue einen kleinen Aufsatz von fünf Seiten Länge und am selben Tage erschien von mir in einer amerikanischen Monatsschrift, Cosmopolitan Magazine, ebenfalls ein Artikel, zufälligerweise ebenfalls fünf Seiten lang. Beides waren unwichtige Beiträge; der deutsche handelte über ein Amerikaproblem und der amerikanische über den Ausdruck der Gemütsbewegungen. Zufälligerweise hatten in beiden Fällen die Herausgeber sich je zweimal an mich gewandt mit der Bitte, das betreffende Thema kurz zu behandeln, und in beiden Fällen auch hatten die Herausgeber mir ihre besondere Freude über den Beitrag schriftlich ausgesprochen. Der einzige Unterschied war der, daß die deutsche Monatsschrift, eine der vornehmsten, mir ein Honorar von 25 Mark sandte, fünf Mark für die Seite, und die amerikanische ein Honorar von 300 Dollars,

also von 1250 Mark, genau das fünfzigfache. Das Charakteristischste aber ist, daß die betreffende deutsche Monatsschrift trotz der winzigen Honorarzahlungen, trotz der niedrigen deutschen Druckerlöhne und trotz der Dünne ihrer Hefte jährlich im Abonnement 24 Mark kostet, die amerikanische dagegen trotz fünfzigfach größerer Honorare, trotz fabelhafter Arbeitslöhne, trotz umfangreicheren Inhalts jährlich im Abonnement nur 6 Mark verlangt. Möglich wird das zum Teil durch das ausgedehnte Anzeigenwesen; die Statistik behauptet, daß im letzten Jahr mehr als vierhundert Millionen Mark für Geschäftsanzeigen und Reklamen in amerikanischen Zeitschriften bezahlt wurden. Aber der praktische Amerikaner würde solche Summen nicht anlegen, wenn nicht die großen Absatzziffern der Blätter und Hefte solche Ausgaben rechtfertigten. Im Grunde kommt doch alles darauf hinaus, daß das amerikanische Publikum solch unersättlichen Lesehunger hat. Und das geht durchs ganze Land: in entlegenen Bergnestern von Idaho fand ich die Newyorker, Bostoner und Philadelphiaer Wochen- und Monatsschriften stapelweise zum Verkauf. Für die „wenig schmeichelhaften" Betrachtungen über das Lesebedürfnis des amerikanischen Volkes liegt also sicherlich kein Anlaß vor.

Und trotzdem sagte ich von vornherein, daß ich Ihrer Kunde nicht widersprechen will, die da behauptet, daß die Zahl der Buchhandlungen stetig im Rückgang sei. Wie reimt sich das zusammen? Vielerlei spielt da ineinander. Solche Verhältnisse dürfen eben nicht nach Symptomen beurteilt werden, die unter andern, etwa den deutschen Gewohnheiten etwas ganz anderes bedeuten. Darüber kann ja kein Zweifel sein, daß die Gestaltung des deutschen Buchverkaufs, gleichviel ob man sie lobt oder tadelt, jedenfalls eine sehr künstliche, von andern Geschäftszweigen wesentlich verschiedene ist und daß sich die gleiche Aufgabe vielleicht auch ganz anders lösen läßt. Es muß ja dem Deutschen seltsam klingen und doch steht es fest, daß so mancher Amerikaner eine schöne Bücherei sein eigen nennt und doch niemals eine Buchhandlung betreten hat und niemals mit einem eigentlichen Buchhändler in Beziehung stand. In kleinen Städten, in denen vielleicht ein halbes Dutzend wohl-

versehener Juwelierläden zu treffen sind, findet man oft nicht eine einzige wirkliche Buchhandlung nach deutscher Art, und daß ihre Gesamtzahl im Lande zurückgeht, ist sehr wahrscheinlich. Selbst in den größeren Städten ist der Bücherverkauf mehr und mehr Nebengeschäft der Papierhandlungen oder der Warenhäuser geworden. Echte Buchhandlungen mit vielseitigem Lager und ohne sonstige Zutat finden sich eigentlich nur in den großen Städten. Meist handelt es sich sonst um kleine Lager mit den neuesten Romanen, Schulbüchern und Klassikern zwischen Tinte und Briefbogen oder um Massenlager von Werken zu Schleuderpreisen zwischen Stiefel und Badeanzügen.

Drei andere Wege stehen offen und sind viel bedeutsamer. Der Verleger schickt die Bücher unmittelbar an den Käufer. Sobald ich ein Buch will, schreibe ich eine Postkarte an das Verlagshaus und erhalte es mit der nächsten Post. In gleicher Weise erhalten die Abonnenten der Magazine ihre wöchentlichen oder monatlichen Hefte stets vom Verlagshaus. Erleichtert wird dieser Geschäftsverkehr ohne Zwischenhändler durch die hohe Ausbildung der Scheckzahlung. In einem Lande, in dem jedermann auch die kleinsten Rechnungen mit Bankscheck bezahlt, ist Bestellung und Versand natürlich viel einfacher und bequemer als dort, wo die umständlichen Postanweisungen und Barzahlungen üblich sind. Erreicht werden soll damit die Ausschaltung des Händlerverdienstes; eine unnötige Verteuerung der Bücher durch den Gewinn der Vermittler wird vermieden. Daß solche Verteuerung in Deutschland üblich ist, wird ja von vielen Seiten bedauert. In der Tat empfindet das ja jeder, der im Auslande lebt. Hier in Boston erhalte ich die deutschen Werke, die ich von Berlin und Leipzig empfange, trotz des Portos noch immer erheblich billiger als früher, da ich in Freiburg lebte; nach dem Ausland darf ja mit beliebigem Rabatt verkauft werden — der Inlandpreis ist somit künstlich hochgehalten. Wenn ich früher in Freiburg etwa ein wissenschaftliches Werk zum Preise von hundert Mark kaufen wollte, so ging ich zum Buchhändler dort, bestellte es, er schrieb eine Postkarte nach Leipzig und schickte mir nach einer Woche das Werk zu; für die Vermittlung erhielt er 25 Mark und der Verleger empfing 75 Mark. Unter

amerikanischen Zuständen hätte ich selbst die Postkarte geschrieben und der Verleger hätte ohne Verlust mir das Werk sofort für 75 Mark zusenden können.

In gewissem Sinne trifft das zu. Trotzdem muß nicht vergessen werden, daß ein solches System doch einen sehr erheblichen Apparat voraussetzt, um das Erscheinen neuer Bücher zu allgemeiner Kenntnis zu bringen. Wenn das neue Werk in keinem Schaufenster ausliegt oder zur Ansicht gesandt wird, so hängt viel von den Anzeigen ab. Gewiß tun die kritischen Besprechungen in den Zeitungen das ihrige. Trotzdem bleibt am wirksamsten die Benachrichtigung der möglichen Käufer durch Ankündigungen in den Tagesblättern und vor allem in den Magazinen, dann aber die Aussendung von Zirkularen und Probeheften. Jedes größere Verlagshaus wie die Houghton Mifflin, MacMillan, Scribner usw. sendet jeden Monat in Hunderttausenden von Exemplaren illustrierte Anzeigenhefte in die Welt, um auf ihre Neuerscheinungen aufmerksam zu machen. Oft bringt die Morgenpost einen ganzen Stapel solcher Drucksachen, die sich in Ausstattung überbieten. Ob alles das nicht schließlich die Unkosten des Verlegers wieder ebenso in die Höhe schraubt wie der Zwischenverdienst des Buchhändlers, mag doch noch eine Frage sein; die Verbilligung ist somit doch vielleicht nur illusorisch.

Der zweite Ersatz für die deutsche Buchhandlung ist der Verkauf am Zeitungsstand. In jedem Hotel, an jeder Haltestelle, an Straßenecken und in Läden, überall gibt es reichbesetzte Verkaufsstände für Zeitungen, Wochenblätter und Monatsschriften. In mancher mittelgroßen amerikanischen Stadt sind mehr Verkaufsstellen für periodische Literatur als in ganz Berlin mit all seinen Bahnhöfen und Kiosken, und überall liegen Dutzende der beliebteren Magazine in hohen Stapeln zur Auswahl. Dieser Vertrieb der Zeitschriften durch Einzelverkauf unabhängig von Buchläden ist glänzend organisiert.

Und dazu gesellt sich drittens der Bücherverkauf durch Agenten, die mit ihren Subskriptionsscheinen ihre Opfer aufsuchen. Besonders auf dem Lande scheint diese Form außerordentliche Bedeutung zu besitzen. Große Verlagshäuser, die

mehr für die niederen Kreise arbeiten, verlassen sich völlig auf diese Art des Vertriebes; nicht nur Erbauungsschriften und Detektivromane, sondern auch vielbändige billige Neudrucke von Dickens oder Poe dringen in Hunderttausenden von Exemplaren durch solche Mittel in die Häuser der Bauern und Arbeiter. Das gleiche wiederholt sich für das entgegengesetzte Extrem, für die kostbaren Luxuswerke, die auch fast nur durch Subskription verkauft werden und meist schon ausverkauft sind, ehe das erste Buch die Presse verläßt. Die Buchhandlung wäre kaum imstande, die Leidenschaft für schöne Drucke und Einbände so anzustacheln, wie es der Sondervertreter vermag; das Interesse für solchen Luxus übersteigt alles in Deutschland Bekannte.

Dieses ist natürlich auch das Gebiet, auf dem der Reichgewordene gerne prunkt; er umgibt sich mit kostbaren Werken, die für ihn nur Dekorationszweck haben. Hier wuchert denn auch so mancher Unfug. Wie gerne der halbgebildete Amerikaner sein Geld in teure Bücher steckt, mag durch ein Beispiel von heute beleuchtet werden. Bei der St. Louiser Weltausstellung wurde ein großer internationaler Gelehrtenkongreß abgehalten, und die zweihundert Vorträge verwirklichten ein in sich geschlossenes Ganze. Die Weltausstellung veröffentlichte auf eigne Kosten die Verhandlungen in einem achtbändigen Werk, das sie in mehreren tausend Exemplaren verschenkte und dann zunächst für achtzig Mark, nach zwei Jahren zum herabgesetzten Preise von fünfzig Mark verkaufte. Als dann die Verkaufsmöglichkeit erschöpft schien und doch noch ein paar tausend Exemplare übrig waren, verkaufte die Weltausstellung den Gesamtrest für ein geringes an ein Verlagsgeschäft, das sich erbot, den Vertrieb zu übernehmen. Man erwartete, daß es den Preis noch erheblich herabsetzen würde. Die neuen Herren kannten aber ihr Publikum. Sie klebten ein paar gleichgültige Photogravüren aus alten Kunstbüchern hinein, machten einen sogenannten Prachteinband nach altenglischen Vorbildern herum und bringen das Ganze als Luxusausgabe für sechshundert Mark für Subskribenten unterirdisch zum Verkauf; vermutlich wird bald kein Exemplar mehr zu haben sein.

Die Herstellung von Druckerzeugnissen und der Absatz in den Vereinigten Staaten ist also in allen Richtungen ungeheuer, obgleich die Buchhandlungen spärlich und im Rückgang begriffen sind. Im Jahre 1905 gab es 26 422 Druckereien im Lande, und ihre Erzeugnisse hatten einen Wert von 496 061 357 Dollar, also mehr als zwei Millarden Mark; in keinem anderen Lande wird so viel gelesen. Trotz alledem bleibt es nun aber unbestreitbar, daß es besser wäre, wenn es mit den Buchhandlungen anders stände. Das gegenwärtige System zerreibt die Buchhandlungen und läßt für sie kaum einen würdigen Platz übrig; sie scheinen auf dem Aussterbeetat zu stehn. Die Schäden sind aber unverkennbar. Ob ein Buch Eindruck im Lande macht und Massenabsatz findet, hängt mehr und mehr von der Reklame ab, die der Verleger zu bezahlen bereit ist. Ein Buch, das nicht kräftig ausposaunt wird, wird garzuleicht übersehen. Je mehr die neutrale Partei des Buchhändlers ausgeschaltet wird, desto mehr wird der Käufer von den einseitigen Einflüssen der rivalisierenden Verleger abhängig. Dazu kommt, daß die hohen Kosten der Reklame immer nur dem neuesten Buch zur Verfügung gestellt werden können, die älteren müssen sich selber helfen. So kommen und verschwinden die Bücher in Amerika in unheimlich schnellem Rhythmus. Langsam ist denn auch in weiten Kreisen, vornehmlich aber im Kreise der Verleger selbst, die Empfindung gewachsen, daß es so nicht weitergehen kann. Das wechselseitige Überbieten der Verleger, das schließlich den Buchhändler ganz ausschaltet, hat einen Punkt erreicht, an dem die Reaktion unvermeidlich ist: die Buchhandlung muß wieder zur Geltung kommen. Schöne reiche Lager, Ansichtssendungen, Schaufenster müssen wieder mehr in den gemeinsamen Dienst gestellt werden, auch wenn der Zwischenhändler das Buch verteuert; das Wegfallen der kostspieligen Reklame wird den Unterschied decken und vor allem ein kraftvoller lebendiger Buchhandel wird den Umsatz steigern. Denn darin sind sich alle Kenner einig: trotz des Massenabsatzes ist doch erst die Oberfläche durchfurcht; wird der Boden besser gelockert, so kann das Land bei dem hohen Lebenszuschnitt noch sehr viel mehr Bücher verbrauchen.

Eine Organisation nach deutscher Art ist dabei nicht zu erwarten. Zu viele Vorteile des jetzigen Systems würden da verloren gehn. Es gilt vielmehr, die heutigen Verhältnisse so weiterzuentwickeln, daß neues gewonnen wird, ohne altes zu zerstören. Der voraussichtlich nächste Schritt läßt sich daher voraussehen: die Verleger selbst werden zusammengehn und große schöne vornehme Buchläden für ihre Bücher gemeinsam errichten. Von den jetzigen Buchhandlungen ist kein Ausbau zu erwarten, denn mit verschwindender Ausnahme ist der Buchhandel heute nicht kapitalkräftig, außer wenn er ein Anhängsel an das Warenhaus ist. Erst wenn die Verleger gemeinsame Sache machen, wird der Buchhandel wieder zu Ehren kommen. Erst dann wird vielleicht auch die Zeit kommen, in der das ausländische Buch Aussicht gewinnen wird, den Leser zu erreichen. Heute ist die Einführung deutscher und französischer Bücher einer verschwindend kleinen Zahl von Spezialbuchhandlungen vorbehalten; auch da könnte die Nachfrage leicht um ein vielfaches gesteigert werden. Die deutschen Autoren hätten daran ein viel größeres Interesse als an der Umgestaltung des unzureichenden Autorenschutzes, denn was da über den Nachdruck deutscher Werke und über entgangene Honorare in deutschen Köpfen herumspukt, ist eitel Hirngespinst. Gewiß sind die Nachdruckgesetze der Reform arg bedürftig, aber die Reform des Buchhandels brächte dem Deutschen viel reicheren Gewinn, und wenn die Zeichen nicht trügen, wird dieser Schritt schon morgen vollzogen sein.

Beschleunigt wird diese Bewegung durch die Entscheidungen des obersten Gerichtshofes. Der Deutsche macht sich nur schwer klar, wie sehr die deutschen Gewohnheiten dem amerikanischen Rechtsbewußtsein widersprechen würden. Die ganze Organisation des deutschen Buchhandels würde in Amerika juristisch unhaltbar sein. Liegt doch die ganze Kraft der deutschen Vereinigung der Verleger darin, daß sie gemeinschaftlich keine Bücher an Buchhandlungen abgeben, die mit ihrem Verkaufspreis unter den festgestellten Ladenpreis hinabgehn. Der oberste Gerichtshof in Washington hat längst festgestellt, daß das eine verbotene Beeinträchtigung des wirtschaftlichen Wett-

bewerbs wäre, und der Amerikaner in seiner nervösen Furcht vor Monopolen ist nirgends empfindlicher als bei der Erdrosselung des freien Handelsverkehrs. Die einzige Möglichkeit, einen bestimmten Verkaufspreis zu erzwingen, ist also auf die Abmachungen des einzelnen Verlegers mit den einzelnen Buchhandlungen beschränkt; jeder Zusammenschluß der Verleger ist verboten. Solche Einzelabmachungen können aber auf vielen Wegen umgangen werden, und immer wieder haben die Verleger vergeblich vor Gericht gegen die Warenhäuser gekämpft, die besonders beliebte Bücher zu Schleuderpreisen ohne Verdienst verkaufen, um Kunden in die Läden hineinzuziehn. Die Verleger versuchten neue Methoden, indem sie den Ladenpreis in das Copyright einschlossen, aber auch das hat der oberste Gerichtshof nicht als bindend anerkannt; der Verkauf des Buches zu beliebigem Preis kann niemals eine Verletzung des Copyrights sein. Überdies würden viele Werke, wie etwa Neuausgaben von Klassikern und älteren Werken, grundsätzlich ungeschützt sein gegen den Schleuderverkauf. Der einzige Ausweg ist gegenwärtig, daß der Einzelverleger mit den Buchhandlungen einen Vertrag schließt, seine Bücher nur zu bestimmten Preisen zu verkaufen und im Falle, daß der Buchhändler dann zu niedrigerem Preise übergeht, wegen Vertragsbruch sich weigern darf, an ihn weiter zu liefern. Aber selbst dem sind gesetzlich enge Grenzen gezogen, und so bleibt denn schließlich nichts übrig, als daß die Verleger endlich anfangen, selbst gemeinschaftlich glänzende Buchhandlungen zu errichten. Erst dann wird die seltsame Erscheinung verschwinden, daß gerade das Volk, das am meisten in der Welt liest, sich mit den kläglichsten und dürftigsten Buchhandlungen zufrieden gibt.

XII.

Zeitungserfindungen.

Die fröhlichen Zeiten, da der „Arizona-Kicker" die deutschen Blätter mit Amerikageschichten versorgte, sind nun dahin, und die führenden Zeitungen Deutschlands beschäftigen sich ernsthaft mit den wirtschaftlichen und politischen Zuständen der Neuen Welt. Jeder Amerikaner, der von seiner Sommereuropareise heimkehrt, versichert freilich aus tiefster Überzeugung, daß die deutschen Zeitungen kein Wort über Amerika enthalten und daß er auf die Pariser Ausgabe des „Herald" angewiesen sei, um auch nur das Wichtigste zu erfahren. Tatsächlich ist das aber nur eines jener vielen Vorurteile, die im internationalen Verkehr eingewurzelt sind. Was der Amerikaner in seinem „Herald" sucht, ist der Newporter Klatsch, und was ihn an den deutschen Zeitungen stört, ist gar nicht, daß sie zu wenig über amerikanische Politik enthalten, sondern daß sie daneben so gräßlich viel über die ihm gänzlich uninteressante europäische Politik zum Abdruck bringen. Gewiß sind die politischen Nachrichten oft mißverständlich und häufiger einseitig dargestellt und von tieferer Fühlung mit den maßgebenden Kräften ist selten die Rede. Es rächt sich da der Umstand, daß die öffentliche Meinung in Deutschland so viel geringeren Einfluß auf die äußere Politik ausübt als wie in England und Frankreich; man ist daher in Washington und New York nur wenig bemüht, mit den Vertretern der deutschen öffentlichen Meinung in Fühlung zu bleiben, da alles Wichtige doch durch die Regierungsakten geht. Weitaus am besten und gründlichsten ist die wirtschaftliche Berichterstattung; und doch mag auch die politische als ausreichend gelten, wenn sie am Maßstab des vorigen Jahrzehnts gemessen wird.

In geradezu kläglichem Gegensatz dazu steht nun aber alles, was „unter dem Strich" sein Wesen treibt. Die ameri-

kanischen Nachrichten aus der sozialen Sphäre, aus dem Salon und dem Volksleben, aus dem Gerichtssaal und aus dem Theater, die Nachrichten über Berühmtheiten oder Berüchtigtkeiten, über Erfindungen und Moden und Sport und Verbrechen, über Wissenschaft und Kunst und Literatur, über Technik und „amerikanischen Humbug" — alles ist so schief und verzerrt und sinnlos, daß das Körnchen Wahrheit meist nur schwer zu finden ist. Gewiß bringen auch die amerikanischen Blätter manches Törichte und Unmögliche über Deutschland und oft versteht man kaum, wie es möglich ist, deutsche Verhältnisse so mißzuverstehn und auf den Kopf zu stellen. Und trotzdem wird es von den deutschen Unsinnigkeiten über amerikanisches Leben weit übertroffen, und in diesen unpolitischen Dingen treiben es die englischen und französischen Blätter ziemlich ebenso arg.

Zufall ist das alles ja nicht, denn offenbar wird da häufig bewußt noch nachgeholfen. Manchmal läßt sich Schritt für Schritt verfolgen, wie sich eine harmlose Kunde langsam maskiert, bis sie grotesk und ungeheuerlich ausschaut. Häufiger noch wird sie von Anfang an für den Geschmack der europäischen Leser zurechtgestutzt, die ja nun einmal aus Amerika durchaus Superlativnachrichten hören wollen und die Dinge von jenseits des Ozeans um so sicherer glauben, je unglaublicher sie klingen. Lynchgreuel und frei erfundene Korruptionsgeschichten sind in letzter Zeit etwas außer Mode gekommen, so wie in den amerikanischen Zeitungen die Berichte über deutsche Soldatenschinderei und Sozialistenverfolgung langsam verschwunden sind. Dafür ist aber auf beiden Seiten reichlicher Ersatz aus anderen Quellen geflossen. Daß alles das von ernster Bedeutung auch im politischen Sinne ist, sollte nicht übersehen werden. Gewiß sind Völkerbeziehungen nicht nur vom Gefühl abhängig, aber daß die Gefühle der sozialen Sympathie und Antipathie im letzten Grunde die wichtigsten Kräfte im Völkerleben sind, hat sich immer wieder erwiesen. Und das gilt bei dem heutigen Zeitungswesen mehr als früher. Herrscht allgemeine freundliche Stimmung, so kann heute auch der bedeutsamste politische Streitpunkt schnell von allen Gefahren befreit und sachlicher Erledigung zugeführt werden. Herrscht

soziale Abneigung und Gereiztheit, so kann mit telegraphischer Geschwindigkeit auch der kleinste Zwischenfall zur internationalen Streitfrage aufgebauscht werden und leicht dann zu schweren Mißhelligkeiten weiterführen. Nichts aber weckt diese sozialen Gefühle der Zuneigung und Abneigung zu fremden Völkern unmittelbarer als die tausend kleinen Nachrichten, die uns unablässig in der täglichen Lektüre zufließen. Erst heute früh erhielt ich eine Berliner Zeitung, eines der ernsthaftesten und besten Blätter, in der ein sogenannter deutscher Berichterstatter ein Gespräch mit Grover Cleveland auftischt. Er traf Cleveland vor einigen Jahren in seinem Landhaus, wie er Angelschnüre ordnete. Er versuchte, politische Ansichten aus dem Expräsidenten herauszuholen; der aber sah ihn mit den „zwei großen wasserblauen Augen durchdringend an" und sagte: „Junger Mann, Politik? Ich? Nein, ich habe das meinige und bin fertig; mögen die anderen jetzt sehen, wie sie auch fertig werden." Und der vielversprechende Interviewer fügt hinzu: „Grover hat sicher sein Schäfchen ins Trockne gebracht," und dann fährt er fort: „So wurde schon damals dem amerikanischen Volke der schöne politische Grundsatz eingetränkt, daß alle politischen Führer, ob Demokraten oder Republikaner, Spitzbuben seien." Das schreibt ein führendes Berliner Blatt im Jahre 1908 ohne Kommentar auf seiner ersten Seite, offenbar ohne eine Ahnung davon, daß Cleveland eine der idealsten, reinsten und sittenstrengsten Persönlichkeiten unserer Zeit ist. Würden Sudeleien solcher Art, etwa über einen deutschen Reichskanzler, sich in die Redaktion einer großen amerikanischen Zeitung verirren, so würden sie wohl kaum dem Papierkorb entgehen. An Torheiten fehlt es dort aber ebensowenig.

Der Zufall will es, daß in demselben Zeitungsstapel, der mir das Cleveland-Interview aus Berlin beschert, ich ein New Yorker Blatt finde, in dem Betrachtungen über deutsche Frauen von May Irwin niedergelegt sind. May Irwin ist eine beliebte Soubrette; sie hat soeben Deutschland besucht und veröffentlicht nun in den Hearstschen Zeitungen ihre „Eindrücke". „Ich danke dem Himmel, daß ich dort nicht zu leben brauche. — Die deutschen Frauen sind einfach ein Witz! Diese

Figuren! Würden sie Korsetts mit gerader Front tragen, so würden sie sich verbiegen; ihre Taillen sind mehrere Zoll weiter als ihre Büsten. Wir waren zur Hugenotten-Galavorstellung im Königlichen Opernhaus — selbst in Waukesha oder im hintersten Pennsylvania habe ich nicht so fürchterlich angezogene Frauen gesehen. Nirgends in der Welt werden die Frauen so respektlos behandelt wie in Deutschland. Ich sah, wie deutsche Soldaten Frauen in den Rinnstein hinabstießen, ohne sich weiter darum zu kümmern. Höflichkeit zu Frauen gibt es so wenig wie bei den Zulus u. s. w., u. s. w." Englische Hetzagenturen wußten sehr wohl, warum sie eine Zeitlang den Kampf gegen Deutschland in der amerikanischen Presse gerade durch solche winzigen Verleumdungen führten. Eine große weithin sichtbare Lüge läßt sich schnell aufklären, und die Schmach fällt auf den Lügner zurück. Aber die kleinen Entstellungen, die einzeln kaum der Berichtigung wert sind und meist gar nicht greifbar scheinen, die sammeln sich in der Phantasie der Lesermassen an. Hat sich erst einmal der unbestimmte Eindruck gebildet, daß jenes fremde Volk aus Heuchlern und Schwindlern und Protzen und Reklamemachern besteht, daß die Rechtspflege unzuverlässig, daß die Politik von Korruption angefressen und die Gesellschaft wurmstichig ist, dann ist das Spiel der politischen Hetzer gewonnen. Gerade in den Kulturnachrichten des Feuilletons sollte somit Besonnenheit und Geschmack vorwalten. Der Redakteur, der über seine Zeitungsspalten hinausblickt, muß sich bewußt bleiben, daß solche Fahrlässigkeit sich rächt und daß es weiser ist, eine amerikanische Tollheit ungedruckt zu lassen, als jedes absichtliche oder unabsichtliche Mißverständnis, wenn es sich nur recht absurd gebärdet, in alle Winde zu verstreuen.

Es mag der Mühe lohnen, an einem Beispiel einmal nachzuweisen, wie solche Mißverständnisse entstehen. Ich könnte leicht überraschende Beispiele von der „absichtlichen" Spielart aus den letzten Monaten wählen. Aber was ich da auch herausgreifen könnte, es würde notwendig zu weiteren Erörterungen und unerquicklichen Auseinandersetzungen führen und so die Verstimmung steigern, die ich gerade vermeiden will. Da wähle

ich denn lieber ein ganz harmloses Beispiel, eine Nachricht, die niemandem wehgetan hat und durchaus unabsichtlich entstand und die ich leicht verfolgen kann, weil sie mich selbst betrifft. Sie ist just von der Art wie hunderte, mit denen wir unsere Lesezeit belasten, und sie ist auch gerade so wahr wie die anderen.

Mehrere Wochen hindurch beschäftigten sich die Zeitungen Europas letzten Herbst mit der wunderbaren Erfindung, durch die ich das Gerichtsverfahren endgültig umgestaltet habe. Die deutschen Blätter bezeichnen sie in der Überschrift als „Wahrheitszwangmaschine", andere nennen sie „Meineidsmaschine". Aber die Darstellung zeigt, daß es sich eigentlich um drei verschiedene Apparate handelt: erstens habe ich den Sphygmographen erfunden, der dem Zeugen im Gericht „auf den Rücken geschnallt" wird, um den Puls zu registrieren; dann den Pneumographen, der die Atmung verzeichnet, und schließlich den Hauptapparat, dessen Name schwankt. In den englischen Blättern ist es ein Automatograph, in den französischen ein Ontomatograph und in den Deutschen ein Automentograph — das schöngebaute Wort stammt von mentire her: der „Selbstlügenschreiber". Dieser letzte Apparat verrät die unwillkürlichen Bewegungen des Zeugen. Alle drei Maschinen zusammen zeigen nun deutlich, ob der Zeuge die Wahrheit spricht oder lügt. Deutsche Fabrikanten überschütteten mich mit ehrenvollen Aufforderungen, ihnen das Herstellungsrecht für meine Instrumente zu überlassen.

Da mehr als dreihundert Artikel in den Zeitungen aller Länder die Einzelheiten meiner Apparate dargestellt haben, ist die Wichtigkeit meiner Erfindung über jeden Zweifel erhaben. So sehr sich meine Bescheidenheit dagegen sträubt, muß ich doch zugeben, was die Londoner Daily News in einem viel nachgedruckten Artikel sagten: „Das Zeitalter der Erfindungen hat viele Wunder verrichtet, aber alle erbleichen vor der neuesten amerikanischen Errungenschaft; Professor Münsterberg hat eine Maschine vollendet, welche die moderne Welt umgestalten wird." Leider wird mein berechtigter Stolz etwas gedämpft durch die vielfach angeknüpfte Nachricht, daß ich meine Apparate bereits dem berüchtigten Massenmörder Orchard angeschnallt, und daß

zu meiner Enttäuschung die Maschine bei ihm versagt hätte, da er sich durchaus nicht aufregen wollte. Dagegen hoffen die Gerichte, daß ich den nervösen Herrn Thaw mit Erfolg unter den Automentographen nehmen werde.

Bei einer Erfindung von solcher Tragweite muß es für die Welt von Wert sein, auch ihre Geschichte beleuchtet zu sehen. Erst dann tritt die Größe meiner Errungenschaft ganz hervor. Denn dann stellt sich nämlich heraus, daß ich alle diese Apparate erfand, ohne selbst etwas davon zu wissen; ja, daß zu der Zeit, als die Wundernachrichten von der Harvard-Universität in Boston datiert wurden, ich ahnungslos den Sommer im Seebad zubrachte, und daß ich mein psychologisches Laboratorium damals seit drei Monaten nicht betreten hatte.

Spreche ich ernsthaft, so scheue ich mich fast, gebildeten Lesern erst zu versichern, daß Sphygmograph und Pneumograph so wenig meine Erfindung sind wie Phonograph und Telegraph; seit Jahrzehnten sind sie in jedem physiologischen Laboratorium zu finden. Daß „mein" Sphygmograph in vielen deutschen Blättern auf den Rücken geschnallt werden mußte, rührte offenbar daher, daß irgend einem deutschen Journalisten in New York das englische Wort für Handgelenk nicht bekannt war. Der Automatograph ist überhaupt kein Apparat, sondern die von jeher übliche einfachste Vorrichtung, um unbeabsichtigte Bewegungen zu markieren. Ich habe noch niemals auch nur den geringsten Versuch gemacht, irgend einen Verbrecher oder Gerichtszeugen mit diesen Bandagen zu belästigen. Vielleicht lohnt es aber trotz alledem, der Geschichte dieser Erfindung — ich meine, dieser Journalistenerfindung — zuzuschauen, weil sie doch eben die Methode charakterisiert. Sie läßt ahnen, wieviel Törichtes wir alle täglich als Neuigkeiten gläubig hinnehmen müssen, und sie macht völlig klar, daß die „Selbstlügenschreiber" nicht erst erfunden zu werden brauchen.

Wahr ist es, daß ich, wie Dutzende deutscher Psychologen, mich mit den Beziehungen der experimentellen Psychologie zum Gerichtsverfahren beschäftige. Ich habe, um die Juristen dafür zu interessieren, auch ein paar populäre Aufsätze über dieses Thema in amerikanischen Zeitschriften veröffentlicht; sie befassen

sich mit Erinnerungstäuschungen, Illusionen der Wahrnehmung, Suggestionen, Assoziationsmessungen und ähnlichem; dagegen war von Puls, Atmung und unbewußten Bewegungen da mit keinem Wort die Rede. Wahr ist auch, daß ich Experimente mit Orchard machte, und zwar Experimente, die nicht mit einer „Enttäuschung" endeten, sondern im Gegenteil ungewöhnlich interessant und erfolgreich waren. Es handelte sich vornehmlich um die Zeitmessung von Vorstellungsassoziationen, eine kriminalpsychologische Methode, für welche die ersten Anregungen von Deutschland und der Schweiz kamen.

Als ich von dem Orchardprozeß in Idaho zurückkam, verfolgten mich die Interviewers, um herauszufinden, was ich dort getan. Da meine Experimente lediglich im Dienste der Wissenschaft unternommen waren, lehnte ich es rundweg ab, den Zeitungen Auskunft über meine Versuche zu geben, zumal der Prozeß noch lange im Gang war. Da das Publikum aber durchaus etwas hören wollte, schlug der New-York Herald einen Mittelweg ein und forderte irgend einen jüngeren Psychologen auf, einen Artikel darüber zu schreiben, wie weit die Psychologie wohl imstande wäre, festzustellen, ob Orchard lügt. Der anonyme Kollege schrieb einen vollkommen korrekten Aufsatz, der eine ganze Seite des Herald füllte. Er schilderte die Assoziationsmethode, die ich tatsächlich verwandt hatte, und beschrieb zweitens die üblichen Methoden der Puls- und Atemregistrierung mit dem Zufügen, daß es wohl denkbar wäre, daß ich auch diese bei Orchard angewendet hätte.

Dieser ganz harmlose hypothetische Artikel hat alles weitere Unheil angerichtet. Zunächst wurde er in einem Bostoner Blatt abgedruckt ohne die Zufügung, daß alles das nur Vermutungen des anonymen Verfassers seien; hier war es schon Tatsache, daß ich Orchards Puls und Atmung studiert habe. Und auf dieser Grundlage wurde nun nach London gekabelt, daß ich mein „Lebenswerk durch die Erfindung von Apparaten gekrönt, mit denen Puls und Atmung gemessen werden können". Von London kam es nach Amerika zurück und flog nun erst durchs ganze Land, und ebenso ging es von London und später auch von New York nach Frankreich und Deutschland.

Dabei entwickelten sich aber bald kulturhistorisch interessante

Variationen. Die Amerikaner nahmen es vor allem politisch; immer wieder hieß es, daß mein Apparat Präsident Roosevelt angeschnallt werden solle, wenn vom dritten Termin die Rede ist. Die Franzosen betonten mehr die Liebe; sie wollten Heiratsanträge mit dem „Ontomatographen". Die Engländer ergötzten sich an den sozialen Konsequenzen, wenn erst jeder nun jedem die Wahrheit wird sagen müssen. Die Deutschen zeigten weniger Humor, aber mehr Gründlichkeit; einige deutsche Redaktionen merkten wenigstens, was kein französisches oder englisches Blatt gewußt zu haben scheint, daß der Sphygmograph und Pneumograph nicht gerade neue Wunder sind; einige wurden auch ärgerlich über die amerikanische „Abgeschmacktheit", während von anderen gelehrte Abhandlungen darüber gebracht wurden, wie meine Apparate verbessert werden könnten. Aber nicht ein einziges deutsches Blatt nahm sich die Mühe, bei mir anzufragen, ob die Nachricht auf Wahrheit beruht. Inzwischen wurden in allen Ländern meine Erfindungen lyrisch verarbeitet; ihre Verwendung im Drama ist wohl erst der Wintersaison vorbehalten. Selbstverständlich schrieb ich von der See an immer neue Blätter, daß an alledem kein wahres Wort sei, aber Dementis wandern langsam und unbeachtet. Und wer gibt sich die Mühe, in Europa nachzuprüfen, wieviel „echt amerikanische" Geschichten unserer Zeitungen gerade ebensolche Phantasiegeburten sind!

Wäre hier der Platz, ein Wort zum sachlichen Problem zu sprechen, so würde ich sagen: ich glaube in der Tat, daß die Zeit nicht mehr fern ist, da der psychologische Sachverständige in dem Gerichtssaal seinen Platz neben dem Psychiater und Chemiker finden wird. Die schnellen Fortschritte der experimentellen Psychologie in den letzten Jahren haben zu viel wertvolle Wege eröffnet, als daß sie dauernd für die Arbeit des Gerichtshofs unbenutzt bleiben dürfen. Die Fragen der Wahrnehmung, der Erinnerung, der Aufmerksamkeit, des Gefühls, des Willens spielen eine zu wichtige Rolle im Strafprozeß. Etwas zweifelhafter bin ich schon bezüglich der Assoziationsversuche zur Entdeckung des Schuldbewußtseins. Gerade da eröffnen sich weite Perspektiven, aber die Untersuchung ist doch wohl noch

nicht genügend vorgeschritten, um heute schon allgemeine Regeln für den praktischen Gebrauch vorschlagen zu können. Und noch größere Bedenken würde ich haben, wenn routinemäßig versucht werden sollte, den Sphygmographen und Pneumographen auf dem Zeugenstande zu verwerten. Die ersten Phantasieinterviews schrieben mir zwar in einigen deutschen Zeitungen das tiefsinnige Wort zu: „Jeder Atemzug und jeder Pulsschlag hat seine Geschichte", aber das nützt nicht gerade viel. Daß sich ein schlechtes Gewissen in Erröten und Erblassen, in aufgeregter Atmung, verändertem Puls und ähnlichem verraten mag, wissen wir alle, und daß die feinere Registrierung solcher Funktionen viel dazu beitragen kann, auch sonst unbemerkte Erregungen bemerkbar zu machen, ist sicher. In besonderen Fällen könnte das auch heute vielleicht schon praktisch wertvoll werden; aber vorläufig fehlt noch viel zu einer zuverlässigen Differentialdiagnose zwischen dem Schuldbewußtsein des Lügners und der Aufregung des Unschuldigen. Der Antrag, die Gerichte durch meinen „Automentographen" abzulösen, ist also entschieden noch verfrüht. Vorläufig erscheint mir jedenfalls wichtiger der bescheidene Antrag, hinter jede „echt amerikanische" Zeitungsnachricht drei fette Fragezeichen zu setzen.

XIII.

Amerikanische und deutsche Wissenschaft.*)

Die akademische Welt Amerikas war kürzlich von einer leichten Erregung ergriffen, die auch heute noch nicht völlig geschwunden ist. Hin- und Widerreden, Erklärungen und Berichtigungen, Angriffe und Verteidigungen waren auf der Tagesordnung, und alles das war ausgelöst durch eine seltsame Festrede, die Owen Wister in der großen Aula der Harvard-Universität in Boston gehalten. Owen Wister, der in Philadelphia lebt, ist selbst kein Gelehrter; er ist ein liebenswürdiger Schriftsteller, dessen historische Romane weithin beliebt sind. Als alter Harvardstudent war er eingeladen worden, die Paraderede bei einer Universitätsfeier zu halten, bei der dem Herkommen gemäß gewisse akademische Ehrenpreise für besonders tüchtige Studenten verkündet werden.

Diese Gelegenheit, einmal zum ersten akademischen Auditorium des Landes zu sprechen, war offenbar zu verlockend; statt der bei solchem Anlaß üblichen Begeisterungsansprache hielt er eine überhaupt nicht für Studenten, sondern für die anwesenden Professoren bestimmte Rede über die Schwächen der amerikanischen Wissenschaftsproduktion. Er ging aus von der gewaltigen Entwicklung amerikanischen Wirtschaftslebens, mit dem mächtigen Übergewicht der Ausfuhr über die Einfuhr, und verglich damit die Wissenschaftspflege, bei der noch immer der amerikanische Import viel größer sei als der Export. Trotz der außerordentlichen Aufwendungen für die Universitäten leiste die amerikanische Forscherwelt heute noch nicht so viel wie die deutsche; den Beweis dafür erbrachte er statistisch: für jedes wissenschaftliche Einzelgebiet nannte er den hervorragendsten lebenden Gelehrten und wies nach, wie groß dabei die Majorität der Deutschen, wie klein die Minorität der Amerikaner sei.

*) Veröffentlicht in der »Deutschen Revue«. 1908.

Die Zeitungen des ganzen Landes berichteten über die Rede, und die Angriffe gegen Wister erfolgten aus den verschiedensten Richtungen. Der erste Empörungsschrei von allen Seiten war: Wie taktlos! Ein Novellist will über Gelehrte zu Gericht sitzen und gar in Anwesenheit der Studentenschaft! Nun läßt sich gewiß gegen Wisters Vorgehen mancherlei sagen, und doch wäre diese Art Widerspruch gegen den Ankläger besser unterblieben. Wenn nämlich irgend etwas den hiesigen Wissenschaftsbetrieb schädigt, so ist es die Überbehutsamkeit, mit der jede scharfe Kritik vermieden wird, um nur nicht jemanden zu verletzen. Politischer Parteienstreit gilt als unpersönlich; aber jeder persönliche Streit gilt in Amerika als erniedrigend, jeder Tadel als taktlos. Nun ist ja deutscher Professorenzank in der Tat manchmal nicht erhebend, aber wenn Gelehrte sich immer nur wechselseitig zu ihren Leistungen beglückwünschen, so leidet die Sache vielleicht doch noch mehr. Es gilt ja vom ganzen sozialen Zusammenleben der gebildeten Amerikaner, daß man niemals lauten Widerspruch hört und niemals einer dem andern ins Wort fällt; gewiß gibt das dem Ganzen eine feinabgetönte Ruhe, die vornehm und sympathisch wirkt, aber die Arbeit der Wissenschaft muß nun einmal auch wirklich ein Kampf um die Wahrheit sein, und in vornehmer Zurückhaltung läßt sich nicht kämpfen.

Tiefer dringend, aber sicherlich noch bedenklicher war ein andres Argument gegen Wister, das immer wieder in den Erörterungen auftrat. Seine ganze Anklage, so hieß es, steht und fällt mit seiner Voraussetzung, daß der deutsche Typus des Wissenschaftsbetriebes der einzig berechtigte ist. Die deutsche Wissenschaft, so argumentierte man, besteht in der sorgsamen Ausgrabung und Anhäufung trockener Tatsachen; so sehr man auch die Gewissenhaftigkeit, Gründlichkeit und Nützlichkeit dieser Methode anerkennen müsse, so sehr müsse man zugleich betonen, daß es nicht die einzige und nicht einmal die höchste Art der Wissenschaft sei. Gar zu lange habe man versucht, diese dürre Arbeitsweise den amerikanischen Universitäten aufzuzwängen, obgleich solch unlebendiger Betrieb ganz im Widerspruch stehe zu der Geistesweise des Amerikaners, der stets die

Fühlung mit dem pulsierenden Leben sucht. Wenn der Amerikaner bei solcher Kärrnerarbeit hinter den Deutschen zurückbleibe, so sei dies sicherlich kein Vorwurf. Mehr als die fußnotenreiche Schulweisheit der Deutschen mit ihrer Stillosigkeit, Schwerfälligkeit und Enge ziehe den echten Amerikaner die schöne Klarheit der Franzosen an und die umfassende Blickweite der Engländer. Unter ihrem Einfluß habe sich ein neuer Typus von amerikanischen Gelehrten entwickelt, der sich ganz andre, höhere Ziele setze und somit nicht nach der deutschen Schablone beurteilt werden dürfe.

Es ist merkwürdig, wie weit solche Anschauung, besonders in nichtakademischen Kreisen, verbreitet ist. Daß die deutsche Wissenschaft auch glänzenden Stil und vollendete Form kennt, vor allem daß sie gerade in der großzügigen Zusammenfassung so oft der Welt voranging, für solche Botschaft fehlt dem Fernerstehenden der Glaube. Die deutsche Doktordissertation beherrscht den Eindruck, und die Werke von Mommsen und Ranke, von Virchow und Helmholtz stehen zurück. Aber auch in dem engeren Kreise ist unverkennbar eine gewisse Reaktion gegen den deutschen Einfluß eingetreten. Nur ist es eine Reaktion, die sich eigentlich gar nicht auf die deutsche Wissenschaft selbst bezieht und nur durch eine seelische Verschiebung häufig auf sie übertragen wird. Das, was viele ernsthafte Amerikaner wirklich beklagen, ist die Tatsache, daß in den letzten Jahrzehnten unter deutschem Einfluß der von England ererbte Kollegunterricht mit seinem Ideal allgemeiner Bildung mehr und mehr dem spezialisierenden Universitätsunterricht gewichen ist mit seinem Ideal fachmännischer Schulung. Ob da nicht in der Tat viel Wertvolles verloren gegangen, ist eine Frage, über die sich sicherlich streiten läßt; ja es ist sogar eine berechtigte Frage, ob nicht auch die deutsche Universität in ihrem Kultureinfluß gewinnen könnte, wenn sie gewisse Elemente des englisch-amerikanischen Kollegs ihrem Arbeitsprogramm zufügte.

Aber es bleibt deshalb doch nur eine Verwirrung, wenn diese häufige Wendung gegen deutsche Universitätsmethode sich umsetzt in eine Abneigung gegen deutsche Wissenschaft. Die Kenner wissen das auch sehr wohl. Sie wissen, daß die deutsche

Wissenschaft wohl nationale Färbung haben kann und haben soll — besonders in der Vorliebe für gewisse Disziplinen, wie ja auch in Amerika manche Fächer bevorzugt sind, die sich in Deutschland nur schwach entwickeln —, daß es aber letzthin doch nur eine einzige Gesamtwissenschaft gibt, die daher auch nur einen einzigen gemeinsamen Maßstab fordert. Daß, mit diesem Maßstab gemessen, die deutsche Wissenschaft eine Sonderstellung einnehme, wird gewiß kein Amerikaner anerkennen, und noch weniger würde er zugeben, daß sich ein getreues Bild etwa in den deutschen Bibliotheken gewinnen ließe, da von ihnen Amerika überhaupt noch nicht entdeckt worden ist. Daß aber im großen und ganzen Deutschland auch heute noch mehr zu dem gemeinsamen Gesamtfortschritt beiträgt als irgendein andres Land, das bestreiten die besten akademischen Kreise nicht; sie würden nur zufügen, daß hinter Deutschland heute sofort Amerika kommt, im Vortritt vor Frankreich und England. Wisters Versuch, Amerika mit dem deutschen Maßstab zu messen und die geistige Wirtschaftsbilanz als für Deutschland günstig zu beurteilen, bleibt in den Augen des Kenners also durchaus berechtigt.

Anders aber steht es mit Wisters Methode. Seine Berechnung des amerikanischen Defizits beruhte gänzlich auf der Abzählung der führenden Forscher. In jedem Einzelgebiete suchte er den einen, der alle überragt, und verglich dann in der Gesamtliste den Beitrag der verschiedenen Nationen. Ist da nun aber wirklich ein Ergebnis zu erwarten, das entscheidenden Wert besitzt oder wenigstens den Wissenschaftsbetrieb in klärender Weise beleuchtet? Ist da nicht vielmehr das meiste arg willkürlich? Zunächst beginnt die Willkür mit der Abgrenzung der Sondergebiete. Wister erkennt beispielsweise an, daß der Chemiker Richards von Harvard, der letztes Jahr Austauschprofessor in Berlin war, oder der Physiker Michelson aus Chicago, der kürzlich den Nobelpreis erhielt, in ihrem Sondergebiete die ersten sind. Nun ist aber sicherlich Richards nicht der größte Chemiker; in der anorganischen Chemie dürften Ramsay und Moissan, in der organischen Fischer und Bayer, in der physikalischen Chemie Van't Hoff und Ostwald an der

Spitze stehen. Es muß also erst ein besonderes Gebiet aus der Chemie abgezirkelt werden, um Richards zum Ersten in seinem Feld zu machen. Und solche Verengerung hat natürlich prinzipiell keine Grenze.

Wisters Liste war aber nicht nur willkürlich in ihren Abgrenzungen, sondern mehr noch in ihrer Auswahl der Führer. Das galt zunächst von den Amerikanern, wenn er seltsamerweise Lea in Philadelphia zum ersten Historiker in seinem Gebiet erhebt und manche Führer amerikanischer Wissenschaft übergeht. Ich denke da an Astronomen wie Newcomb in Washington und Pickering in Harvard, an den Geologen Chamberlin in Chicago, den Biologen Agassiz in Newport, die Pathologen Theobald Smith in Harvard und Welch in Baltimore, an Philologen wie Jackson oder Lanman oder Gildersleeve, Juristen wie Beale und Moore und Ames und viele andre. Aber das gilt auch von seiner Auswahl der Deutschen. Um etwa auf mein eignes Arbeitsgebiet, die Philosophie, zu verweisen: Wister sagt, in der Psychologie sei der größte lebende Denker Wundt in Leipzig, in der Geschichte der Philosophie Windelband in Heidelberg, und in der systematischen Philosophie Cohen in Marburg. Daß Wundt der Führer der experimentellen Psychologie sei, wird allseitig zugegeben werden; dagegen wurde sofort darauf hingewiesen, daß in einer andern Richtung, nämlich in der beschreibenden Psychologie, wohl der Amerikaner William James der Führer sei. Daß aber Cohen der größte Systematiker sei, würde wohl mancher selbst dann bestreiten, wenn nur Deutsche zur Wahl ständen; handelt es sich um die Gesamtheit, so würde ich nicht zögern, den Siegespreis meinem Harvardkollegen Royce zuzusprechen.

Alles das beweist aber nur, daß die ganze Methode verfehlt ist. Wo sich ein Weltgenie erhebt, das alle Mitstrebenden gewaltig überragt, da hat es guten Sinn, solche Führergestalten einer einzelnen Nation als besondere Kulturleistung zuzurechnen. Wenn aber der erste sich durch kaum merkbare Unterschiede vom zweiten und der zweite kaum merkbar vom dritten unterscheidet, dann bleibt es ohne Bedeutung, ob nun zufällig der erste ein Deutscher und der zweite ein Amerikaner ist oder ob das Um-

gekehrte zutrifft. Ein Philosoph wie Kant stempelte Deutschland zum philosophischen Lande; ist der Führer nur ein Cohen, so bleibt das Zufallssache für den internationalen Vergleich; ein zweiter oder dritter zählt gleichviel. Die Wissenschaft von heute ist aber offenbar kein Schauplatz für solche Weltgenies; selbst in der Naturwissenschaft, die im Vordergrund zu stehen scheint, haben die Helmholtz und Pasteur und Darwin der vorigen Generation keine Nachfolger gefunden. Vielleicht ist dieses Nivellieren notwendig für unseren heutigen Wissenschaftsbetrieb, der vor allem organisierte Zusammenarbeit der vielen verlangt; vielleicht ist es auch nur die Ruhe vor der großen geisteswissenschaftlichen Neuerhebung, die nahe zu sein scheint. Wer die wissenschaftliche Gegenwartsleistung eines Landes heute würdigen will, ist jedenfalls vollkommen auf die Schätzung der Gesamtarbeit und nicht auf die Heraushebung der Heroen angewiesen. Wer aber so zu Werk geht und vorurteilslos die Leistung auf dem eigenen Boden beobachtet, kann in der Tat nicht zweifeln, daß die amerikanische Wissenschaft und die produktive Arbeit der amerikanischen Universitäten durchaus des mächtigen Weltreiches würdig sind und kaum noch weit hinter Deutschland zurückstehen. Und diese Anerkennung muß zur Bewunderung werden, wenn der Rhythmus der Entwicklung betrachtet wird. Die wissenschaftliche Arbeit von heute verglichen mit der amerikanischen Forschertätigkeit von vor dreißig, ja vor zwanzig Jahren zeigt eine Kraft der Vorwärtsbewegung, vor der die Kritik verstummen muß. Und gerade dieser schnelle Wandel, der im höchsten Maße unter deutschem Geisteseinfluß vor sich ging, bekundet, wie irreführend es ist, nur nach den Weltführern Ausschau zu halten, denn solche Führer sind Männer, deren Lebenswerk vollbracht ist; die amerikanische Wissenschaft aber ist im wesentlichen die Arbeit der letzten Jahrzehnte — die meisten ihrer Träger stehen noch nicht im Führeralter.

Wisters Angriff war somit verfehlt, und dennoch hätte er wohl nicht soviel Aufsehen erregt, wenn er nicht trotz alledem ein tüchtig Stück Wahrheit zum Ausdruck brächte. Die wissenschaftliche Leistung Amerikas ist durchaus anerkennenswert und verdient zehnmal mehr Berücksichtigung, als sie meisthin in

Deutschland findet, aber auf der Höhe der wirtschaftlichen Leistung des Landes steht sie in der Tat noch nicht, und, was schlimmer ist, starke Tendenzen widerstreben geradezu der vollsten Höhenentwicklung. Vor allem eines: das Land drängt seine stärksten Persönlichkeiten in die Berufe des Rechts, der Industrie, des Handels, der Politik, aber nicht in die akademische Laufbahn. Wie überall, hängt aber auch in der Wissenschaft doch schließlich alles vom Menschenmaterial ab: auch in Millionenpalästen läßt sich von zweitklassigen Persönlichkeiten keine erstklassige Wissenschaft aufbauen. Die wissenschaftliche Arbeit hat noch nicht jene soziale Anziehungskraft, welche die stärksten selbständigsten Geister auf ihren Weg lockt. Das hat natürlich seine historischen Gründe; in einem Pionierland mit so ungeheuern wirtschaftlichen und politischen Aufgaben mußte sich zunächst eine Tradition entwickeln, die alle sozialen Prämien den Berufen der Tat verspricht und so die stolzesten Kräfte der Entwicklung des Landes dienstbar macht.

Und dazu kommt ein sachlicher Faktor; das Land hat heute sechshundert höhere Lehrinstitute, die eine Stufenleiter darstellen; da ist nirgends eine scharfe Grenzlinie zwischen dem kleinen westlichen Kolleg, das vielleicht einer deutschen Prima entspricht, und den großen wirklichen Universitäten. Dieses allmähliche Übergehen von niederen zu höheren Formen ist offenbar notwendig mit dem demokratischen Gefüge des Landes gegeben und hat sicherlich auch seine gewaltigen Vorteile für die Kulturentwicklung. Aber es hat den großen Nachteil, daß dadurch die eigentliche akademische Laufbahn in ihrem Anfang nirgends scharf vom Weg des höheren Schullehrers abgegrenzt ist. Die deutsche Privatdozentenstelle fehlt im amerikanischen System. Vom kleinen Institut mit Schulcharakter haben oder hatten wenigstens die meisten sich emporzuarbeiten. Diese Vermischung schädigt nun aber wieder den sozialen Wert der Laufbahn.

Vieles hat sich in alledem bereits gebessert, die Anziehungskraft der wissenschaftlichen Karriere ist durch viele Umstände in den letzten zwanzig Jahren stetig gesteigert, und so wie in Deutschland die besten jungen Kräfte in wachsendem Maße sich den früher verschmähten wirtschaftlichen Berufen zuwenden, so

macht sich in Amerika langsam eine Schwenkung zugunsten der Wissenschaft geltend. In dieser Schwenkung liegt der Hauptgrund dafür, daß amerikanische Wissenschaft heute die Lehrzeit überwunden hat und mit vollgültiger Leistung eingetreten ist in die Weltpolitik des Geistes. Ja, es ist unverkennbar, daß die deutschen und die amerikanischen Verhältnisse sich gegenwärtig genau in entgegengesetzter Richtung verändern und die ursprüngliche Verschiedenheit sich dadurch täglich vermindert hat. Mit Deutschlands schnell wachsendem Wohlstand ist der soziale Einfluß des Reichtums in einer Weise vorgedrungen, die vor zwanzig Jahren unverständlich gewesen wäre. Dadurch ist zwischen Geburtsaristokratie und Finanzaristokratie die Geistesaristokratie in eine bedrängte und gefährdete Lage gebracht worden; vor allem der wenig einträgliche Gelehrtenberuf hat im neuesten Deutschland nicht mehr die traditionelle soziale Werbekraft. In Amerika dagegen ist der Reichtum durch seine ungeheure Verbreitung im letzten Jahrzehnt sozial stark entwertet. Die Milliardäre bilden eine abgekapselte Clique, die für das Leben der Nation unwesentlich ist. In dem breiten nationalen Leben dagegen steigt stetig der Einfluß der geistigen Arbeit und der Universitäten, während der Einfluß des bloßen Vermögens sinkt. Die Pionierperiode, die schnelle Arbeit und weithin sichtbare Resultate fordert, ist überwunden: die Forschung, die nur still und langsam bauen kann, ist zu ihren Rechten gelangt.

XIV.

Eine deutsche Hochschule nach amerikanischem Vorbild.*)

Hochgeehrter Herr Oberlandesgerichtspräsident! Ihr gütiger Brief, der von der geplanten Hamburger Universität erzählt, weckt meine lebhafteste Anteilnahme, und mit großer Freude komme ich Ihrer Aufforderung nach, kurz darzulegen, wie weit eine Universität in Hamburg vom amerikanischen Universitätsleben Anregung erhalten könnte. Daß der deutschen Universität heute manches Unzeitgemäße anhaftet und daß die historische Tradition dort manche bedauerliche Einschränkung nötig macht, das drängt sich ja auch dem Beobachter in Deutschland auf, und dennoch sieht derjenige, der inmitten anderer Gestaltungen in der Neuen Welt lebt, es deutlicher und unmittelbarer. Gewiß ist auch in Deutschland in den letzten Jahrzehnten unermüdlich an dem Erneuerungsprozeß in der akademischen Welt gearbeitet worden; aber wer als Außenstehender das Gesamtgebiet überblickt, kann doch schwer das Gefühl unterdrücken, daß eine wirklich vollkommene Anpassung an die Neuforderungen unserer Zeit nur dann möglich wäre, wenn auf ganz frischem Boden in neuem Geiste aufgebaut werden könnte.

Eins steht dabei im Vordergrund. Die Stellung der Universität im deutschen Volksleben ist seit langer Zeit bestimmt durch den Glauben, daß die Gelehrtenberufe allein die höchste und feinste Bildung des Mannes mit sich bringen. Die Fachschule des Juristen, des Mediziners, des Lehrers und des Predigers war somit gleichzeitig die Vorbereitungsstelle für die Höchst-

---

*) Der folgende Brief, geschrieben am 31. März 1905, wurde bereits vom Präsidenten des Hanseatischen Oberlandesgerichts Dr. F. Sieveking in seiner Broschüre »Die Hamburger Universität« (Hamburg 1905) veröffentlicht.

gebildeten der Nation. Aus ganz anderen Motiven wurde freilich eine ähnliche bevorzugte Stellung den Offizieren eingeräumt. Dagegen mußten sich die wirtschaftlichen Stände, die Vertreter von Handel und Finanz, Landwirtschaft und Bergbau, Industrie und Verkehrswesen, mit einer Stellung zweiten Ranges in der Bildungsskala der Nation begnügen; da sie keine Veranlassung hatten, die Fachbildung des Gelehrten zu suchen, konnten sie kein Anrecht auf vollste Bildung erheben.

Dem angelsächsischen Ausland fehlt dieser Glaube, und besonders Amerika sieht in dieser historisch gewordenen Gleichsetzung von gelehrter Berufsschulung und höchster Bildung ein einseitiges Vorurteil, das aus wirtschaftlich engen und bedrückten Zeiten in Deutschland übrig blieb. Dem Amerikaner gilt das als sicher, daß der wegweisende Großkaufmann und der Großindustrielle im sozialen Gefüge der Nation nicht hinter dem Anwalt oder Arzt oder Lehrer zurückstehn darf und die Einrichtungen des Landes es somit verbürgen müssen, daß das einheitliche Niveau der höchsten Bildung ihnen allen in gleicher Weise erreichbar sein kann. Ob die berufsmäßige Fachschulung im Gericht oder in der Klinik, im Laboratorium oder in der Bank, im Kontor oder auf hoher See stattfindet, gilt als Teil der beruflichen Unterschiede, die als solche nichts mit der Bildungsfrage zu schaffen haben. Die Universität, als Pflanzstätte der erlesensten Bildung, muß zunächst allen gleichermaßen offenstehen, und die Frage, ob der akademisch Gebildete dann weiterhin philologische Seminarien besucht und das Doktorexamen macht oder aber in einem wirtschaftlichen Beruf sich weiter entwickelt, das gilt dem Amerikaner als unwichtig für die soziale Wertung.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß eine ähnliche Neuwürdigung der wirtschaftlichen Berufe auch in Deutschland stetig vorgeschritten ist und jetzt bereits einen seltsamen Gegensatz zwischen den inneren Anschauungen und den äußeren Formen bedingt hat. Die Sonderstellung der gelehrten Berufe läßt sich in den Tagen des glänzenden wirtschaftlichen Aufschwungs und der großzügigen deutschen Weltpolitik nicht mehr aufrecht erhalten. Ist die Universität die Stätte der höchsten deutschen Bildung, so muß sich eine Entwicklung anbahnen lassen, durch welche die

künftigen Wirtschaftsträger der Nation dort ebenfalls ihren eigenartigen Platz finden. Die moderne Universität müßte somit von vornherein alle Wissensstoffe einbeziehen, die für Weltwirtschaft und Weltverkehr, für das gesamte Leben der Zeit außerhalb der Gelehrtenberufe, Bedeutung gewinnen könnten. Dementsprechend müßte sie ihre Tore dem künftigen Kaufmann, Industriellen und Landwirt öffnen und müßte Sorge tragen, daß besondere Neuformen sich den neuen studentischen Gliedern anpassen, denn nicht damit könnte gedient sein, daß der junge Kaufmann vorübergehend den Gelehrten spielt und schließlich mit einem gelahrten Doktorhut versehen wird. Grade in all diesen Beziehungen könnte die moderne deutsche Universität in der Tat viel von den führenden amerikanischen Universitäten lernen.

Eine solche Hoffnung aber wendet sich naturgemäß an die Stadt Hamburg. Zunächst zeigt ja die akademische Entwicklung überall, in Europa wie in Amerika, daß die moderne Universität die Großstadt als Hintergrund vorzieht. Aber es muß Hamburg sein, nicht nur weil es die zweitgrößte Stadt des Reiches ist, sondern vor allem weil seine Regierung durch keine Traditionen gehemmt ist und somit eine Abweichung vom herkömmlichen Grundplan keine Ungleichheiten innerhalb der engeren Landesgrenzen hervorruft. Und dazu kommt ein drittes: Die neue deutsche Universität muß den Zusammenhang mit dem Weltkreis suchen, vor allem mit den Ländern, deren Geist dem deutschen Geiste innerlich nahe steht, mit den Ländern englischer Zunge. Hamburgs Welthandel schafft da Bedingungen, die grade so einzig sind als Hintergrund akademischen Lebens wie Berlins politisches Treiben, wie Münchens Kunstanregung oder wie die Naturschönheiten von Bonn und Freiburg und Heidelberg. Grade der Amerikaner fühlt diesen Welthorizont von Hamburg instinktiv und ist immer verwundert zu erfahren, daß die geistigen Energien des ihm so gut bekannten Platzes noch in keinem Universitätsbrennpunkt vereinigt sind.

Die Gründung einer Universität Hamburg müßte für das Kulturleben unserer Zeit ebenso charakteristisch werden, wie es die Schöpfung der Universität Berlin vor hundert Jahren war.

Die Gründung der Universität Berlin war der feierliche Ausdruck der sittlichen Kräfte des neuen Preußens. Die Gründung der Universität Hamburg sollte das Symbol des deutschen Kaiserreichs werden. Die Universität Straßburg, die einzige Neugründung seit dem Kriege, war zu der Rolle nicht berufen; ihre Aufgabe war Reichslandspolitik, und ihre nächstliegende Pflicht somit, die hergebrachten Formen der deutschen Universität auf den elsässischen Boden zu tragen. Das Kaiserreich, das seine Zukunft auf dem Wasser sucht, das Weltpolitik treibt und die wirtschaftlichen und technischen Kräfte in ungeahnter Weise zu entbinden hat, und das nun doch in echt deutscher Weise dieses neue Kulturleben aufs tiefste mit Wissenschaft durchdringen will, hat noch keinen eigenen akademischen Ausdruck gefunden. Daß ein solcher Ausdruck ein durchaus eigener, rein deutscher sein muß, versteht sich von selbst. Die etwaigen Schäden der alten Schablone dadurch zu beseitigen, daß das Vorbild irgend eines andern Landes einfach äußerlich nachgeahmt wird, ist also von vornherein ausgeschlossen. Nur Anregungen können vom Auslande entnommen werden. Wenn aber solche gesucht werden, so kann nun wohl in der Tat kein Kenner der Verhältnisse daran zweifeln, daß nicht die Hochschulen Frankreichs oder Englands oder Italiens, sondern nur die Amerikas von befruchtender Bedeutung sein können. Grade das, was überwunden werden soll, ist zum Teil in anderen Hochschulen Europas übermäßig entwickelt; in der Neuen Welt dagegen konnten durch den lebhafteren Rhythmus des ganzen Getriebes auch die älteren Hochschulen sich unmittelbar den Forderungen der neuen Zeit anpassen. Die vorbildsuchende Ausschau wird sich daher nicht etwa auf diejenigen Hochschulen beschränken, die in Amerika in den letzten Jahren geschaffen wurden, wie Johns Hopkins, Chicago und Leland Stanford, sondern vor allem auf diejenigen blicken, die selbst mit befestigten Traditionen durch stete Neuentwicklung die Führung im Lande behalten haben, wie Harvard in Boston und Columbia in New-York.

In einem stimmen die deutschen und die amerikanischen Hochschulen vollkommen überein, und das sollte sicherlich auch für Hamburg unbedingt festgehalten werden, im Gegensatz

etwa zu den französischen und englischen Sitten: die Bedeutung der Universität liegt in den großen Gelehrten, welche Forscher und Lehrer zugleich sind. Wenn etwa in England die großen Forscher im wesentlichen nur dekorative Zutat zur Universität sind und die eigentliche Lehrarbeit anderen zugeschoben wird, die meisthin nichts als tüchtige Lehrer sein wollen, so sollte sicherlich das von vornherein feststehen, daß eine neue deutsche Universität in dieser Beziehung niemals an den deutschen Traditionen rütteln darf. Die Versuchung ist ja groß, grade in dieser Richtung sich viel von einer Änderung zu versprechen. Auch in Amerika hat man wiederholt das andere Prinzip verteidigt. Einige Institute haben erklärt, daß die tüchtigen Forscher zu oft schlechte Lehrer sind und daß auf der anderen Seite die wirklich produktive Kraft des Forschers nicht durch die tägliche akademische Lehrtätigkeit zerrieben werden sollte. Man wollte daher dem bewährten Forscher sogenannte „Research Professorships" zur Verfügung stellen und ihn von aller Lehrtätigkeit entbinden, und auf der andern Seite den Routine-Unterricht in die Hände von „Tutors" legen, die nur ihres Lehrtalents wegen angestellt sind. Wer aber den Blick auf das Ganze richtet, kann nicht zweifeln, daß die amerikanische Erfahrung unbedingt gegen eine solche Entwicklung spricht, und daß die gesundeste Universitätsentwicklung sich auch in Amerika durchaus dort vollzogen hat, wo der produktive Forscher zugleich der tägliche Lehrer der akademischen Jugend war.

Auch darüber läßt Amerika keinen Zweifel, daß die persönliche Bedeutung der dozierenden Professoren durch keinen andern Faktor ersetzt werden kann. Die Leland Stanford Universität z. B. setzte sofort mit fast unbegrenzten Geldmitteln ein und schuf herrliche Gebäude; aber da die Abgelegenheit der kalifornischen Küste es mit sich brachte, daß nur sehr wenige Gelehrte von Bedeutung sich dort hinauswagten, so war ihr Wirkungskreis von vornherein unterbunden. Hamburg wird natürlich keine äußerlichen Hindernisse bieten, und trotzdem wird sich unschwer voraussehen lassen, daß die großen Gelehrten der übrigen Universitäten zunächst nur zögernd dem Rufe folgen würden, wenn die Universitätsstruktur wirklich

Neuerungen zeigt und somit von dem Gewohnten abweicht. Man wird erst abwarten wollen, wieweit ein solches Experiment sich bewährt. In dieser Beziehung sind die Erfahrungen der Universität Chicago lehrreich. Als vor zwölf Jahren die Chicagoer Universität ebenfalls mit einigen kühnen Neuerungen gegründet wurde, wollten die Professoren der älteren Hochschulen sich zunächst ablehnend verhalten. Beispielsweise erhielten acht Professoren der Harvard Universität einen Ruf mit um die Hälfte erhöhtem Gehalt, aber nicht ein einziger nahm den Ruf an. Trotzdem gelang es schließlich — vor allem durch ungewöhnlich hohe Gehaltsangebote — aus den Universitäten des Landes eine kleine Schar der hervorragendsten Gelehrten zusammenzubringen, und das Prinzip, lieber einen erstklassigen Gelehrten mit dreifachem Gehalt als drei zweitklassige Männer mit einfachem Gehalt zu gewinnen, bewährte sich vortrefflich. Nach kurzer Zeit hatte Chicago lediglich durch die innere Bedeutung seiner Hauptprofessoren alle übrigen westlichen Institute überflügelt und seinen Platz unmittelbar hinter Harvard, Columbia und Johns Hopkins eingenommen. Auch Hamburg sollte unbedingt von vornherein zunächst lieber eine kleine Zahl von Lehrern, aber Lehrkräfte ersten Ranges zu erringen suchen; sicherlich wird auch der Ausfall von Titeln und Orden dabei erschwerend mitwirken und vor allem das weitverbreitete Gerücht, daß der Gelehrte in Hamburg nicht diejenige soziale Ehrung findet, die ihm im übrigen Deutschland zuteil wird. Um so mehr sollte man von vornherein keine Mühe sparen, eine kleine Zahl der glänzendsten Geister zu versammeln. Ist erst einmal eine Tradition geschaffen, dann entwickelt sich alles Weitere von selbst.

Daß die Bedeutung einer Hochschule in erster Linie in der produktiven Kraft ihrer Professoren ruht, ist an sich schon genügender Grund, warum es ganz aussichtslos ist, eine moderne Umgestaltung der Universität dadurch zu ersetzen, daß man selbständige Handelshochschulen gründet. Es muß als ganz unwahrscheinlich gelten, daß hervorragende Gelehrte bereit sein sollten, Professuren an reinen Kaufmannsfachschulen zu übernehmen. Die Lehrtätigkeit wird dort notwendig Männern zu-

fallen, die als Forscher hinter den Universitätsdozenten zurückstehen, und dadurch wird der gesamte bildende Einfluß solcher Institute minderwertig gegenüber dem der führenden Universitäten. Gilt die Handelshochschule aber als Vertreterin eines niedrigeren Bildungsniveaus, so ist sie von vornherein unfähig, die wichtigste Aufgabe zu erfüllen, nämlich die wirtschaftlichen und die wissenschaftlichen Berufe zu gleicher Würde und gleicher Anerkennung zu führen. Die Handelshochschule mag manchen Geschäftsmann rein technisch für seinen Beruf noch besser vorbereiten als es wirkliche Universitätsjahre vermögen, aber die soziale Minderwertigkeit und der Tiefstand im Kulturniveau seiner Betätigung wird durch die Handelshochschule vielleicht noch mehr bemerkbar gemacht.

Die schädigende Differenzierung ergäbe sich aber nicht nur deshalb, weil die führenden Forscher und weitausblickenden Gelehrten der Universität treu bleiben würden, sondern vor allem auch, weil die Absonderung jeden inneren Ausgleich unmöglich machen würde. Die Gleichwertigkeit der Gelehrtenstände beruht ja nicht zum mindesten darauf, daß die künftigen Beamten und Prediger und Lehrer und Ärzte gemeinsame Studienjahre genossen haben und in der akademischen Welt miteinander Fühlung gewannen. Sollen die Vorurteile der Vergangenheit schwinden, als sei das Wirtschaftsleben der Nation ein Betätigungsfeld von geringer Würde und Bedeutung und als gäbe es Idealismus und reifste Persönlichkeitsentfaltung nur in dem durch Staatsexamina eingehegten Gelehrtengebiete, ja sollen Deutschlands Kulturträger endlich ein einheitliches Bildungsniveau finden, so müssen die künftigen Führer des deutschen Großhandels und der deutschen Weltwirtschaft mit den künftigen Beamten und Politikern und Gelehrten eine Weile gemeinsam akademische Luft atmen und mit ihnen gemeinsam zu Füßen der größten deutschen Gelehrten Geschichte und Literatur, Volkswirtschaft und Rechtslehre, Naturwissenschaft und Philosophie studieren. Auch in diesen Beziehungen sind die amerikanischen Verhältnisse belehrend. Auch dort gibt es eine große Zahl guter und schlechter Handelshochschulen, in denen der mehr oder weniger vorgebildete Kaufmann und Gewerbe-

treibende seine Berufstechnik von der doppelten Buchführung bis zum Handelsrecht erlernen kann. Aber alle diese Handelsschulen wenden sich dort nur an die Mittelschicht der erwerbenden Berufsklassen. Die wirklich führenden Kaufleute, etwa in einer Stadt wie Boston, haben der Mehrheit nach den sogenannten Bachelor of Arts, einen Titel, welcher besagt, daß der Träger drei bis vier Jahre hindurch mit Erfolg das College besucht hat, d. h. sich bis etwa zum 22. Jahre theoretischer Ausbildung gewidmet hat und dabei mehrere Jahre bei Universitätsprofessoren Kollegien gehört hat. Das bessere „College" ist keine deutsche Universität, aber noch weniger läßt es sich mit dem Gymnasium vergleichen. Eher könnte man sagen, daß es der Prima eines deutschen Gymnasiums und den ersten drei oder vier Semestern in der Philosophischen Fakultät entspricht. Aber die äußere Form ist von Anfang an universitätsmäßig. Der künftige Kaufmann, der etwa in Boston in die „College"-Abteilung der Harvard-Universität eintritt, kann vom ersten Tage an die allgemeinen Kollegien bei den führenden Professoren der Harvard-Universität hören; dagegen hat er keinen Zutritt zu den vorgeschrittenen Kollegien und den Seminarübungen, welche für den künftigen Gelehrten bestimmt sind und die etwa den Fachstudien der deutschen Studenten im vierten bis siebenten Semester entsprechen. In diese vorgeschrittene Abteilung kann nur der eintreten, der den drei- oder vierjährigen „College-Kurs" mit Erfolg beendet hat und somit den Grad des „Bachelor" besitzt. Erst auf Grund der weiteren Studien in der vorgeschrittenen Abteilung wird dann der Doktorgrad verliehen. Jeder einzige Sohn einer besseren Familie etwa in Boston, gleichviel ob er Bankier oder Industrieller, Rechtsanwalt oder Arzt werden will, macht somit zunächst das „College" durch und die Gemeinschaft derer, die den „Bachelor Degree" haben, konstituiert die eigentlich Gebildeten; es erscheint dann nur sekundär, ob die weitere Entwicklung zu den Gelehrtenstudien des künftigen Lehrers und Richters, oder zu den praktischen Arbeiten im Bankhaus oder in der Fabrik führt. Das Entscheidende ist somit, daß die Anregung und Belehrung, die von den besten Kräften der Universität ausgehen, auf den

Gesamtkreis der Gebildeten einwirken kann, ohne daß der einzelne dadurch zu den Spezialstudien des künftigen Gelehrten genötigt wird.

Nun kann ja keine Rede davon sein, die amerikanische Form einfach nachzuahmen. Das amerikanische „College" hat sich aus der „Gentleman"-Erziehung des Engländers entwickelt, der gegenüber der Gelehrtenberuf in England stets in geringem Ansehen stand. In Deutschland hatte dagegen der Gelehrtenberuf die gesamte soziale Wertung absorbiert. Es kann sich also nur darum handeln, einen inneren Ausgleich zwischen den beiden Gegensätzen zu finden, damit beide Teile zu ihrem Recht kommen. Man könnte sich daher etwa das Folgende als möglich vorstellen:

Die Philosophische Fakultät der Hamburger Universität könnte vielleicht in eine Unterabteilung und Oberabteilung zerlegt werden derart, daß die Oberabteilung alle Seminarien und Kollegien umfaßt, die sich an die vorgeschrittensten Semester wenden und spezielle Zwecke der Gelehrtenvorbildung im Auge haben. In dem Vorlesungsverzeichnis könnten etwa all diese Seminarkurse und spezialistischen Vorlesungen für Vorgeschrittene mit einem Stern versehen werden. Die Kurse dieser Oberabteilung dürfte nun nur derjenige besuchen, der in der Unterabteilung ein Schlußexamen bestanden hat, so wie der Mediziner die Kliniken erst dann besuchen kann, sobald er das Physikum bestanden hat. Solange die übrigen Universitäten noch keine Zwischenexamen in der philosophischen Fakultät haben, müßte diese Oberabteilung zunächst jedem offen stehen, der vier Semester an einer anderen Universität studiert hat. Diese höhere Abteilung ist dann wirklich nur für künftige Lehrer oder Gelehrte; dagegen ist die grundlegende Abteilung mit den nicht besternten Vorlesungen sowie das amerikanische „College" für die künftigen Gelehrten und Nichtgelehrten gemeinsam. Sofort sei hinzugefügt, daß auch die allgemeinen Vorlesungen der juristischen, medizinischen und theologischen Fakultät in diese allgemeine Kollegabteilung der philosophischen Fakultäten aufgenommen werden müßten. In der Weise könnte dann der künftige Mann des praktischen Lebens eine in sich geschlossene,

durch ein Examen geprüfte akademische Bildung erwerben, die der des Gelehrten an wirklichem Bildungsgehalt gleichwertig ist, ohne genötigt zu sein, den Studiengang des Gelehrten durchzumachen. Ein bestimmter Titel — unbedingt nicht der Doktortitel — müßte dann die Vollendung der Studien in der allgemeinen Abteilung zum Ausdruck bringen. Es würde nicht schwer fallen, einen Titel zu finden, der sich rasch einbürgern könnte. Historisch würde der Titel „Meister" (Magister artium, master of arts) am meisten Berechtigung haben. Der Meistertitel ließe sich auch ganz besonders leicht den verschiedenen Hauptstudiengebieten anpassen: es könnte, so wie dem Bürgersmann der Bürgermeister gegenübersteht, nun der akademisch gebildete Kaufmann als Kaufmeister (oder Handelsmeister), der Industrielle als Gewerbemeister, der Landwirt als Landmeister usw. ausgezeichnet werden. Sicherlich würde jeder Titel dieser Art sich ebenso einbürgern wie etwa der Titel Referendar, Assessor usw. Solch Meistertitel, durch ein Zwischenexamen der philosophischen Fakultät erworben, würde dann langsam unter den Gebildeten des Landes das Symbol akademischer — und das heißt: höchster — Bildung für den Nichtgelehrten, und derlei tut uns not.

Es entsteht natürlich sofort die Frage, ob unter solchen Verhältnissen die Eintrittsbedingungen für die Universität die üblichen bleiben sollen. Aber auch darin sollte man nicht zaghaft sein und die Bedeutung des Abiturientenexamens nicht überschätzen. Würde die Zulassung von jungen Leuten, die keine Prima durchgemacht haben, nur irgendwie fürchten lassen, daß das Vorlesungsniveau dadurch herabgezogen würde, so müßte ihr Zutritt unbedingt verhindert werden. Aber so liegt es durchaus nicht; schon heute sind die Vorlesungen überall Hunderten von nicht immatrikulierten „Hörern" offen, die ohne Schwierigkeit folgen können. Um den allgemein-bildenden Vorlesungen in Geschichte und Volkswirtschaft, Literatur und Philosophie, Naturwissenschaft und Rechtswissenschaft mit vollstem Nutzen zu folgen, ist nicht das ja auch heute schon sehr verschiedenartige Primanerwissen nötig, sondern in erster Linie eine gewisse Reife. Diese Reife aber kann ebensowohl im wirtschaft-

lichen Beruf erworben werden. Wer die Schule mit dem Einjährigen-Zeugnis verlassen hat und dann zwei oder drei Jahre in der Fabrik oder im Kontor, als Landwirt oder in überseeischer Wirksamkeit sich betätigt hat, ist reif genug, den akademischen Vorlesungen den besten Bildungsgehalt zu entnehmen.

Wer nach dem Meisterexamen in die Oberabteilung, die Doktorabteilung der Philosophischen Fakultät, eintreten will, um ein Staatsexamen zu machen, und ebenso jeder Jurist, Mediziner und Theologe müßte selbstverständlich wie bisher mit dem Abiturientenzeugnis zur Universität gehen; wer aber mit dem Zwischenexamen und dem Meistertitel abschließen will, müßte somit auch dann immatrikuliert werden, wenn er das Einjährige-Zeugnis und den Nachweis mindestens zweijähriger wirtschaftlicher Lehre beibringt. Vielleicht ließe sich auch dann noch ein Unterschied derart einführen, daß die Abiturienten nur eines zweijährigen Studiums bis zum Zwischenexamen bedürfen, die Nichtabiturienten aber eines dreijährigen.

Für die Abhaltung eines solchen Zwischenexamens lassen sich natürlich verschiedene Wege denken. Eine durchaus wünschenswerte Form wäre die, daß auch für das Meisterexamen in einer dem Doktorexamen ähnlichen Weise ein Hauptfach und zwei Nebenfächer verlangt würden. Nur würde dann nicht die tiefere Quellenmethode verlangt werden, die vom Doktorkandidaten beansprucht wird, sondern eine mehr allgemeine Kenntnis des Gegenstandes, wie sie einerseits aus dem Besuch der Kollegien und Laboratorien, andrerseits aus dem Studium grundlegender Werke gewonnen werden kann. Eine andere Methode, die der amerikanischen entspricht, wäre die, daß man nicht ein einheitliches Zwischenexamen macht, sondern daß man jede einzelne Vorlesung am Schluß des Semesters mit einem schriftlichen Examen verknüpfte, bei dem die Fragen sich sowohl auf den Inhalt der Vorlesungen als auch auf gewisse Hauptwerke, die der Dozent empfohlen hat, beziehen. In dem Falle würde dann an die Stelle des einheitlichen Zwischenexamens die Summe dieser Einzelexamina treten. Es könnte z. B. verlangt werden, daß, wer mit dem Abiturientenzeugnis in die Unterabteilung eintritt und nun vier Semester Kolleg besucht,

die schriftlichen Einzelexamina in mindestens acht vierstündigen Kollegien oder deren Äquivalenten bestanden haben müßte, durchschnittlich also in jedem Semester zwei vierstündige Kollegien.

Diese letztere Methode, in der Unterabteilung jede einzige Semestervorlesung durch ein Examen abzuschließen, das sich sowohl auf die Vorlesungen selbst wie auf gewisse zur Vorlesung in Beziehung stehende Werke erstreckt, hat nun einige außerordentliche Vorteile. Dies ist das Prinzip, das dem amerikanischen Studenten vom ersten Tage an ein gewisses systematisches ernsthaftes Arbeiten aufnötigt. Darüber kann ja kein Zweifel sein, daß die Studienlässigkeit des deutschen Studenten in den ersten Semestern, besonders in der philosophischen und juristischen Fakultät, eine der größten Schäden der deutschen Universitäten ist. Die Lernfreiheit wird zu einer Freiheit, nichts gründlich zu lernen; denn daß ein Kollegienbesuch, bei dem vielleicht die Hälfte der Vorlesungen geschwänzt und bei dem das gesprochene Wort durch kein häusliches Studium unterstützt wird, die Mehrheit der Studenten geistig entkräftet, unterliegt wohl keinem Zweifel. Ein kleiner Bruchteil der begabtesten Studenten mit eigenen persönlichen Interessen mag aus dem System wenigstens scheinbaren Vorteil gewinnen; für die überwältigende Mehrheit ist es eine Gefahr fürs ganze Leben. Nach den scharfen Schuljahren entwickelt sich eine geistige Energielosigkeit während der Universitätszeit, die später wohl noch ein Einpauken zum Examen möglich macht, aber die systematische ernste Arbeitsgewohnheit für Jahre hinaus zerstört. Es liegt wahrlich nicht der geringste Grund vor, warum der natürliche Wunsch des Studenten, sein Leben zu genießen, die Form des Nichtstuns annehmen muß. Der junge Offizier genießt sein Leben auch und hat doch seinen täglichen Dienst, und für die künftigen geistigen Gewohnheiten ist dieses Halbtun noch schlimmer als Nichtstun. Es muß aber ausdrücklich betont werden, daß es sich nicht nur um den nachlässigen Kollegienbesuch handelt, sondern daß ein Kolleg, das wie ein Konzert eingeschlürft wird, oder in dem lediglich Tatsachen nachgeschrieben werden, die in jedem Buch zu finden sind, auch

nicht seine volle Aufgabe erfüllen kann. Der amerikanische Student ist vom ersten Tage an gewohnt, daß er in Verbindung mit jedem Kolleg gewisse Bücher zu Hause halten muß, auf die der Dozent hinweist und deren gründliche Lektüre einen Teil der Voraussetzung für das Examen am Ende des Semesters bildet. Auf diese Weise sichern die Semesterexamina der einzelnen Vorlesungskurse einen systematischen, regelmäßigen Kollegienbesuch und häusliches Studium, und es ist klar, daß wenn wirklich ein solches Meisterexamen durch eine bestimmte Zahl von Semesterexamina ersetzt würde, dem Studenten trotzdem vollkommenste Freiheit in der Auswahl der Fächer und Kollegien gelassen bliebe.

Sofort sei aber auf ein anderes hingewiesen. Gleichviel ob das Zwischenexamen ein einheitliches Schlußexamen für gewisse Fächer ist, oder ob es sich aus den Semesterexamina für die einzelnen Vorlesungen zusammensetzt, in jedem Falle sollte die neue Universität diese Examensbürden von den Professoren abnehmen. Im Doktorexamen wird ja kein Professor ersetzt werden können. Dagegen wo es sich um die allgemeineren Examina handelt, zeigen die amerikanischen Universitäten den einfachsten Weg. Die philosophische Fakultät muß verlangen, daß alle diese technische Mühe auf jüngere Assistenten übergeht. Ich gebe beispielsweise in Harvard meine Kollegien vor großen Auditorien, und jeder Student hat in Verbindung mit dem Kolleg während des Semesters gewisse Ausarbeitungen zu machen und am Schluß ein schriftliches dreistündiges Examen zu bestehen. Ich habe aber mit alledem nichts zu tun. Dafür habe ich sechs Assistenten, deren jeder etwa 70 Mann unter sich hat. In Deutschland fehlt es wahrlich nicht an jungen Doktoren, die gerne, ehe sie zu weiteren Stellungen vordringen, solche Assistentenpositionen bekleiden würden. Die Universität müßte von vornherein neben den Professorengehältern Assistentengehälter für die Examina ins Budget setzen, um diese lästigste aller Bürden von dem Gelehrten abzunehmen. Alle diese Semesterexamina sollten sich aber nur auf die Studien in der Unterabteilung beziehen; in der Oberabteilung sind die Kollegien ohnehin klein, und der Dozent ist in persönlicher Fühlung mit

den vorgeschrittenen Studenten. Da ist dann das Doktorexamen oder das Staatsexamen eine genügende Prüfung. In der Unterabteilung dagegen könnte man sogar so weit gehen, zu sagen, daß nur diejenigen Semester überhaupt angerechnet werden, in denen vielleicht zwei oder drei Kollegexamina bestanden werden. Die systematische Faulenzerei muß ausgerodet werden und muß unter den Studenten selbst als unwürdig gelten.

Zu hoffen wäre, daß eine Hamburger Universität auch sozial neue akademische Verhältnisse schaffte und dadurch dem akademischen Leben Reize zuführte, die sich langsam fast unbemerkt den illusorischen Genüssen des Kneipenlebens substituieren ließen. Die Formen des Kommerses und des Duells, und daneben die Mahlzeiten in Frauenzimmerkneipen sind sicherlich nicht notwendige Zutaten zu einem wirklich genußreichen akademischen Leben und würden schwerlich in den Rahmen Hamburgs hineinpassen. Der junge amerikanische Student genießt sein Studentenleben vielleicht noch viel intensiver und sicherlich in einer Weise, an die er später mit mehr innerer Zufriedenheit zurückdenken kann. Vor allem genießt er ein Leben, das ihn kräftigt, statt ihn durch Bierübermaß zu schädigen und durch Exzesse zu infizieren. In erster Linie gehört dazu ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl, aus dem dann leicht neue Interessen entstehen. Und sicher wird es gerade in einer Weltstadt wie Hamburg ganz besonders nötig werden, die akademische Gemeinschaft zusammenzuhalten, damit sie nicht einfach zusammenhanglos im Großstadtleben zerstreut wird. Die gemeinsamen Wohngebäude und gemeinsamen Speisesäle aller amerikanischen Universitäten sind da ein treffliches Vorbild. In Harvard gibt es beispielsweise eine herrliche Speisehalle, in der etwa 1200 Studenten dreimal des Tages Table d'hôte essen, und die so gesucht ist, daß die Plätze schon jahrelang voraus belegt sind. In so schöner auf die akademische Gemeinsamkeit abgestempelten Umgebung jahrelang seine täglichen Mahlzeiten zu nehmen, ist schon an sich ein Stück erzieherischen Einflusses gegenüber den Durchschnittskneipen der deutschen Studenten. Dem entsprechen die Studentenwohngebäude. Harvard beispielsweise besitzt selbst eine Reihe von Gebäuden, in denen nur Studenten wohnen

dürfen, und vor allem ist die Universität von einem großen Kreis der prächtigsten Privatgebäude umgeben, deren Zimmer wie im Hotel vermietet werden, in denen aber statutengemäß nur Studenten wohnen dürfen. Hier in Harvard wird darin zum Teil unvernünftiger Luxus getrieben, da die Zimmer bis zu 3000 ℳ das Jahr kosten. Aber es gibt andere Wohngebäude, in denen 50 oder 100 Studenten mit bescheidenen Ansprüchen zusammenwohnen, und niemand kann darüber im Zweifel sein, daß diese Wohnfrage hier besser gelöst ist als in den deutschen Universitäten und daß das gemeinsame Wohnen viel zu dem akademischen Einheitsgefühl beiträgt. Natürlich muß jeder die Freiheit haben zu wohnen wo er will. Auch in Harvard wohnt etwa ein Drittel der 5000 Studenten nach deutscher Art, aber wenn Hamburg von vornherein große Wohngebäude in der Nähe der Universität errichten würde mit schönen Lese- und Schreibzimmern und Frühstücksälen, so könnte das viel zu einer sozialen Neugestaltung beitragen. In gleichem Maße vorbildlich ist das Sportleben. Manche amerikanische Übertreibung ließe sich da ja vermeiden, aber daß im Grunde der amerikanische Ballspiel- und Rudersport und vieles Ähnliche dem ganzen Universitätsleben gemeinsame Interessen zuführt und gesundend wirkt, läßt sich kaum bestreiten.

Ganz besonders sei auf eine Form halbsozialer, halbgeistiger Betätigung hingewiesen, die dem amerikanischen Universitätsleben außerordentlichen Reiz gibt und die sich vielleicht mit großem Gewinn nach Deutschland übertragen ließe. Unabhängig von den regelmäßigen Vorlesungen bringt nahezu jeder Tag eine Reihe von freien Veranstaltungen, die ein wöchentliches Bulletin voraus verkündet. Im Vordergrunde stehen Vorträge von mehr oder weniger aktueller Bedeutung, die nur selten von Dozenten der eigenen Universität gehalten werden; meist sprechen Gelehrte anderer Hochschulen oder hohe Beamte oder berühmte Schriftsteller oder bedeutende Politiker oder sonstige Führer in sozialen, religiösen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Bewegungen. Die Einladungen gehen bald von Vereinen, bald von einzelnen Abteilungen innerhalb der Fakultäten, bald von der Universität selbst aus, aber stets ist so das akademische Leben

mit der großen Welt verknüpft. Der Student, der etwa ein paar Jahre in Harvard zubringt, hat so hundertfache Gelegenheit, die hervorragendsten Männer des Landes, Gelehrte und Dichter, Minister und Gouverneure, Parlamentarier und Prediger kennen zu lernen, und diesen selbst ist es willkommene Gelegenheit, vor den Studenten und Dozenten der führenden Universitäten zu sprechen. Dazu aber gesellen sich gemeinsame Feste, Ausflüge, studentische Debatten über bestimmte vorliegende Probleme, Theateraufführungen, und vieles Ähnliche folgt in bunter Abwechslung und macht aus dem akademischen Leben eine in sich geschlossene bewegte Welt mit reichen über das Spezialstudium hinausgehenden Interessen.

Im Vorbeigehen sei erwähnt, daß auch auf wissenschaftlicher Seite die amerikanischen Universitäten eine gewisse Konzentration zeigen, die manches Nachahmenswerte enthält. So gibt fast jede Universität ihre eigenen wissenschaftlichen Zeitschriften heraus, deren Druckkosten von der Universität selbst getragen werden, und die größten Universitäten haben ihre eigenen Druckereien, in denen die Werke ihrer Dozenten unter den günstigsten Bedingungen gedruckt und veröffentlicht werden. Auch die Studenten veröffentlichen meist eine nur für Universitätsmitglieder bestimmte tägliche Zeitung, in der die hundert Interessen der Klubs und Vereine und die allgemeinen Universitätsfragen besprochen werden, und z. B. in Harvard außerdem vier oder fünf Wochen- und Monatsschriften, bei denen teils Sportinteressen, teils literarische Interessen im Vordergrunde stehen.

Schließlich sei noch auf einen Faktor hingewiesen, der den inneren Zusammenhang einer großen Universität ganz besonders begünstigt und dessen Nachahmung gerade für Hamburg ideal erscheinen würde: Die Studenten der Universität sollten für ihr ganzes Leben fester mit der Hochschule verknüpft werden. In Deutschland hat ja im wesentlichen nur der Verbindungsstudent Beziehungen zu seiner früheren Alma mater. In Amerika dagegen entwickelt sich eine Loyalität für die eigene Universität, die nur mit dem intensivsten Patriotismus vergleichbar ist. Der alte Harvard Student betätigt sich als solcher sein ganzes Leben und wenn er

stirbt, wird er nicht vergessen, Harvards im Testament zu gedenken. Dieser Zusammenhang ist nun aber in erster Linie dadurch aufrecht erhalten, daß dem alten Studenten ein gewisses Maß von Verwaltungseinfluß überlassen wird. Harvard wird von zwei Behörden verwaltet — die Oberbehörde kooptiert sich und der Student hat nichts damit zu tun; das Unterhaus dagegen besteht aus dreißig Männern, von denen jedes Jahr sechs neu erwählt werden und für die nur diejenigen aktives und passives Wahlrecht haben, die den „Bachelor" oder „Doktor Degree" von Harvard besitzen. Könnte man nicht in ähnlicher Weise ein Stück Selbstverwaltung in die Hamburger Universität einführen, derart, daß vielleicht jeder, der vier Semester an der Hamburger Universität studiert hat, nach dem 25. Jahr aktives, nach dem 30. Jahr passives Wahlrecht zu einer Verwaltungsbehörde erhielte, welche neben der Regierungsbehörde vielleicht das Budget oder auch die Anstellungen und ähnliches mit zu beraten oder wenigstens zu bestätigen hätte? Auf diese Weise würden die alten Hamburger Studenten eine Gemeinschaft für sich selbst werden mit einem durch das ganze Leben gehenden idealen Zusammenhalt. Die Universität selbst würde dadurch vermutlich ideell und materiell gewinnen.

Noch vieles andere ließe sich heranziehen; so werden bei den Fragen des Frauenstudiums, der Bibliotheken, der populären Hochschulkurse, der Professorenberufung und vielem Ähnlichen die amerikanischen Verhältnisse mit großem Gewinn sorgfältig zu beachten sein. Aber die Realisierung des ganzen Planes liegt ja heute noch so fern, daß Einzelheiten wohl überhaupt noch nicht auf der Tagesordnung sind.

Dagegen dürfte eines wohl von Anfang an notwendig sein: ein Überblick über das Gesamtgebiet, das bearbeitet werden soll, und über die Zahl der unentbehrlichen Mitarbeiter. Sonst könnte gar zu leicht eine Unterschätzung der Aufgabe und der zu ihrer Lösung notwendigen Mittel eintreten. Eine Vorfrage dürfte da zunächst die sein, ob die Hamburger Universität auch die technischen Wissenschaften umfassen soll. In Amerika gibt es wie in Deutschland große technische Hochschulen und Universitäten ohne technische Abteilungen, daneben aber auch einige

große Universitäten, welche vollständige technologische Fakultäten besitzen. Die vielfältigen Beziehungen zwischen den theoretischen und praktischen Disziplinen haben den Versuch so umfassender Universitätsform in Amerika zu vollem Erfolg gestaltet und prinzipiell wird ja dadurch nichts Neues eingeführt, da ja auch die Medizin eine praktische Disziplin ist. Da die Trennung von Universität und Polytechnikum in Deutschland oftmals bedauert wurde, sollte Hamburg sorgsam erwägen, ob nicht auch dieses amerikanische Experiment zu wiederholen wäre.

Sehen wir von dem Arbeitsgebiet der technischen Hochschule ab, so wird ja nun positiv zunächst alles betont werden müssen, was sich aus Hamburgs besonderer Aufgabe ergibt. Alles, was sich auf Wirtschaft und Verkehr, auf überseeische Interessen und Weltpolitik bezieht, wird in Hamburg sehr viel stärker berücksichtigt werden müssen als es an irgend einer anderen Universität geschieht. Und das gilt für alle Fakultäten; die juristische Fakultät wird etwa Seerecht und Handelsrecht und Völkerrecht betonen, die medizinische wird sich um Tropenhygiene und ähnliches bemühen; die neuen Sprachen, Erdkunde und Völkerkunde, Handelswesen und praktische Volkswirtschaft müßten in der philosophischen Fakultät so bedeutungsvoll werden, daß es für den künftigen Auslandskonsul oder Kolonialpolitiker, Exportgroßkaufmann oder Forschungsreisenden selbstverständlich wird, daß er in Hamburg studiert.

Nur sei nun nicht negativ etwa den humanistischen Disziplinen deshalb die Freiheit geraubt. So mancher scheint ja in Hamburg zu glauben, daß eine Universität, an der Kolonialpolitik und japanische Sprache getrieben wird, sich nicht mehr um Homer und Plato zu kümmern habe. Engherzige Einseitigkeit in solcher Richtung würde sich schwer rächen. Eine Universität darf niemals vergessen, daß es ihre vornehmste Aufgabe ist, das Wollen der Gegenwart in der Vergangenheit zu verankern. Hamburg darf nicht den Versuch machen, eine Universität zu schaffen, die sich zur gegebenen deutschen Hochschule verhält wie eine Realschule zum Gymnasium; Hamburg ist berufen, beide Tendenzen zu einer Einheit zu verbinden; durch Vernach-

lässigung der historischen Kultur würde die neue Universität von vornherein zur Oberflächlichkeit gedrängt werden, und dadurch der stärksten Wirksamkeit verlustig gehen.

Gewiß ist auch die Kollegiengeldfrage ernster Erwägung wert. Die Schäden der heute in Deutschland üblichen Verhältnisse werden wohl von keiner Seite verkannt; das dem Professor zufließende Kollegiengeld schafft ungerechte Ungleichheiten und nicht selten noch Schlimmeres. In Amerika kennt man es nicht. Der amerikanische Student zahlt eine runde Summe, die der Universität zufließt; hier in Harvard beispielsweise 600 Mark, in der medizinischen Fakultät 800 Mark, dafür kann er so viel Vorlesungen belegen wie er will. Würde Hamburg derlei einführen, so müßten natürlich die Gehälter entsprechend erhöht werden. Nur müssen sich die Freunde solcher, in mancher Beziehung zweifellos berechtigten Bewegung gegenwärtig halten, daß dadurch das Privatdozententum in höchstem Maße leiden würde, und das Privatdozententum ist nun einmal das Rückgrat der deutschen Universität. Würde auch der Privatdozent einen festen Anteil am gemeinsamen Kollegiengeld erhalten, so wäre das natürlich nur eine andere Form des festen Gehalts, und würde dem akademischen Anfänger Gehalt gezahlt, so würde natürlich die Habilitation lediglich von der Bedürfnisfrage abhängig werden. Das ist der Zustand in Amerika, wo es neben den ordentlichen und außerordentlichen Professoren als unterste Stufe festbesoldete „Instruktoren", aber keine eigentlichen Privatdozenten gibt, eine Hauptschwäche der amerikanischen Universitäten. Ob der Student die einzelnen Vorlesungen bezahlt oder eine runde Summe für das ganze Semester, macht jedenfalls keinen Unterschied für das allgemeine Budget, da die Einnahmen durch Gehaltszulage den Dozenten zufließen würden. Die laufenden Ausgaben der Universität, die sicherlich eine Million übersteigen würden, müßten davon unabhängig gedeckt werden. Die Hamburger Bürgerschaft muß sich eben darüber klar sein, daß Universitätengründen, sowie das Kriegführen erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld verlangt.

Aber selbst wenn einmal von allen kulturellen Werten und allen den unermeßlichen ideellen Gewinnen, die eine Hamburger

Universität bringen muß, ganz abgesehen wird, so würde gerade diese Schöpfung sich auch rein wirtschaftlich belohnen, da Tausende durch die Hochschule nach Hamburg gezogen würden. Und nicht am geringsten wäre der auch politisch bedeutungsvolle Zustrom vom Ausland her und ganz besonders von Amerika, wo Hamburgs weltwirtschaftliche Stellung von jeher besondere Sympathie erweckte; man fühlt hier instinktiv, daß Hamburg wie kein anderer Platz berufen wäre, den Geist der alten und der neuen Welt zu fruchtbarer Einheit zu verbinden.

XV.

Der Internationale Gelehrtenkongreß.*)

Am 19. September 1904 wurde in der großen Festhalle der Weltausstellung der Internationale Gelehrtenkongreß (International Congreß of Art and Sciences) mit festlichen Ansprachen eröffnet; der übereinstimmende Grundgedanke aller Eröffnungsreden war, daß hier etwas Neues, nie zuvor Versuchtes in die Erscheinung trete. Und als fünf Tage später ein vom Präsidium der Weltausstellung dargebotenes Bankett alle Kongreßteilnehmer zum letztenmal zusammenführte, klangen alle Reden in der Überzeugung zusammen, daß der Versuch gelungen und in unserer von Kongressen überfüllten Zeit ein neuer Kongreßtypus geschaffen worden sei, der vorbildlich weiterwirken würde. Wiederholt betonte der Präsident der Weltausstellung, daß diese Kongreßwoche den Höhepunkt des Weltausstellungsjahrs bilde. Darin aber war die amerikanische Gelehrtenwelt einig, daß, sowie die deutsche Kunstgewerbliche und Unterrichtsausstellung in der ersten Reihe der sichtbaren Darbietungen stand, so deutsche Wissenschaft und deutsche Gelehrsamkeit den vornehmsten Anteil an dem Geisteswerke der Kongreßarbeit darstellte. Kein auswärtiges Land war durch eine größere Zahl offizieller Redner und sicherlich keines durch einen stolzeren Kranz hervorragender Namen vertreten; es schien fast naturgemäß, daß auch das soziale Leben der Festwoche sich immer wieder um das Deutsche Haus gruppierte, und die Feste des deutschen Reichskommissars, Geheimrat Lewald, die willkommenste Erholung von der strengen und anstrengenden Kongreßarbeit boten.

Der Gedanke, internationale Gelehrtenkongresse mit einer Weltausstellung zu verbinden, war nicht neu. Chikago und Paris

---

*) Beitrag zu dem amtlichen Bericht des deutschen Reichskommissars zur Weltausstellung in St. Louis. Veröffentlicht Berlin 1906.

hatten die Gelehrten aller Länder zu einer langen Reihe wissenschaftlicher Sitzungen zusammenberufen, und besonders bei der letzten Pariser Weltausstellung hatte ein wissenschaftlicher Spezialkongreß den andern abgelöst. Aber gerade dort waren die Unzulänglichkeiten der Methode hervorgetreten. Man empfand zu deutlich, daß Gelehrtenzusammenkünfte dieser Art, wie sie, in nationaler oder internationaler Form, jahraus, jahrein für alle Wissenschaften von jeher üblich waren, keinerlei Beziehung zur Weltausstellung besaßen und dort für ihre stilles Werk den ungeeignetsten Hintergrund fanden. Wenn trotzdem die Reize von Paris eine beträchtliche Zahl von Gelehrten an die Seine lockten, so empfand man in St. Louis doch instinktiv, daß eine bloße Wiederholung solchen Schauspiels nicht genügen würde, um Gelehrte von Bedeutung aus aller Herren Länder zum Mississippi zusammenzubringen. Gerade das aber war lebhaftester Wunsch, da eine Weltausstellung, die den Schwerpunkt in den Erziehungspalast verlegte, kein vollständiges Kulturbild entwickeln konnte, wenn die Arbeit des wissenschaftlichen Forschers nicht ebenfalls durch vorbildliche Leistung vertreten war. Die provisorisch aufgestellte Liste von hundert Spezialkongressen, von Anthropologie bis Zoologie alphabetisch geordnet, erschien daher den Behörden selbst wenig vertrauenerweckend.

Im Oktober 1902 wurde ich von dem Direktorium der Weltausstellung ersucht, Vorschläge für eine bessere Organisation der Kongreßunternehmungen auszuarbeiten, und meine daraufhin unterbreiteten Vorschläge gelangten zur Annahme und Durchführung. So mag es erlaubt sein, aus meiner ausführlichen Denkschrift das Folgende zu zitieren: „Der traditionelle Plan für die Weltausstellungskongresse besteht in einer langen Liste unzusammenhängender Versammlungen, mit einem langen Programm unzusammenhängender Vorträge über beliebige Spezialfragen. Der Hauptvorteil eines solchen Planes ist der, daß er sozusagen keinerlei Vorbereitung bedarf; aber seine Zwecklosigkeit liegt so auf der Hand, daß eine Wiederholung in St. Louis mit einem vollständigen Mißerfolg enden würde. Zu vielen anderen Gründen kommt vor allem das wachsende Gefühl der Übersättigung mit spezialistischer Arbeit, ein Gefühl, das sehr viel lebhafter auf-

treten muß, wenn hundert Kongresse hintereinander tagen, ohne daß der eine weiß, was der andere tut. Das Programm für St. Louis kann zu einem Erfolge nur dann führen, wenn wir den entgegengesetzten Weg beschreiten. Statt noch einmal die zersplitterte Spezialarbeit anzuhäufen, müssen wir auf Einheit und Zusammenhang der Wissenschaft hinarbeiten; statt des üblichen Programms ohne Zweck und ohne Beziehung zum äußeren Anlasse, müssen wir etwas schaffen, das einen klar ausgesprochenen und einheitlichen Zweck hat, und das seine Aufgabe nur dann erfüllen kann, wenn die Führer der gesamten Gelehrtenwelt zusammengerufen werden. Ich würde vorschlagen, daß wir statt hundert unzusammenhängender Kongresse einen einzigen Kongreß haben, vielleicht mit hundert Sektionen, aber einen einzigen Kongreß, und daß dieser einzige Kongreß die Gesamtheit des menschlichen Wissens umspannt und sich die eine einzige Aufgabe setzt, die Einheit der Wissenschaft herauszuarbeiten. In diesem Zeitalter des Spezialistentums wollen wir den zu lange vernachlässigten Gedanken der geistigen Einheit ins Bewußtsein der Menschheit rufen. Wir wollen mit dem Arbeitsbetriebe für eine Stunde haltmachen, um die Grundideen, die inneren Beziehungen, den letzten Sinn und die letzten Werte aller dieser Arbeit zu prüfen und zu überdenken: eine Feiertagsstunde für die Welt des Geistes. Der Werktagsbetrieb geht viel besser vor sich, wenn die einzelnen Wissenschaften getrennt sind und an gesonderten Plätzen arbeiten, aber diese Feiertagsaufgabe der Selbstbesinnung, dieses Bemühen, klarzustellen, was sie alle verbindet, das verlangt in der Tat, daß die Forscher einmal wenigstens sich alle zusammenfinden, und dazu ist eine Weltausstellung wahrlich der beste Platz."

Noch ein anderes Motiv stand für mich schon damals im Vordergrunde. Es galt, hervorragende Gelehrte zu Vorträgen nach St. Louis zu führen — eine Stadt, die keine wissenschaftlichen Traditionen von Bedeutung entwickelt hatte und keine hervorragenden Gelehrten in nächster Nähe finden konnte. Man mußte also versuchen, aus Amerika selbst die führenden Forscher aus Boston und New York, aus Baltimore und Washington, aus Chikago und San Franzisko anzuziehen, obgleich besonders im

Osten des Landes nur geringes Interesse für die Weltausstellung vorhanden war und somit wenig Hoffnung bestand, die Gelehrten zum Opfer der beträchtlichen Reiseausgaben zu bewegen. In noch viel höherem Maße galt das natürlich für Europa, und doch hätte es amerikanischen sowohl wie europäischen Traditionen aufs schärfste widersprochen, einem Gelehrten, der auf einem Fachkongreß einen beliebigen Vortrag über ein selbstgewähltes Thema hält, die Reisegebühren oder ein Honorar anzubieten. Die Weltausstellung war bereit, für die Kongresse eine nicht unerhebliche finanzielle Beihilfe zu leisten, aber es fehlte an Wegen, diese Schwierigkeiten wissenschaftlicher Etikette zu überwinden. Auch nach dieser Richtung hin bot die neue Anregung den willkommenen Ausweg. Wenn es gilt, den inneren Zusammenhang der Wissenschaft zu beleuchten, so steht es sofort fest, daß enggeistige Spezialisten und unfertige Anfänger — jene Typen, die sich bei früheren Ausstellungskongressen vorzudrängen pflegten — für die Lösung der Aufgabe unbrauchbar seien, und daß nur Männer, die von der Höhe weit über die Grenzen des eigenen Gebiets hinauszublicken vermögen, als Mitarbeiter willkommen sein könnten. Die übliche Anmeldung beliebiger Vorträge war somit von vornherein ausgeschlossen. Ganz bestimmte Gelehrte mußten zu ganz bestimmten Vorträgen eingeladen werden und die Gesamtheit ihrer Vorträge mußte ein systematisches Ganze bilden. Dadurch wurde aber der Beitrag jedes einzelnen auf eine Basis gestellt, die mit den üblichen Kongressen unvergleichbar ist, er gewann damit mehr den Charakter der Mitarbeit an einem von vielen Federn geschriebenen Gesamtwerke. Gerade darin suchten wir den neuen Wert. Die üblichen selbstangemeldeten Vorträge sind oft kaum eine Bereicherung der Wissenschaft, da sie auch ohne den äußeren Kongreßanlaß in der nächsten Nummer der Spezialzeitschrift erschienen sein würden. Hier aber handelt es sich um Vorträge, die ohne diesen äußeren Anlaß niemals ans Tageslicht gelangen, um Gedanken, die kaum so zu Ende gedacht werden würden, und die doch vielleicht für das wissenschaftliche Bewußtsein unserer Zeit notwendiger sind als irgend ein neuer Einzelbeitrag. Unter dem Gesichtspunkte solcher planmäßigen Zusammenarbeit schien es aber

durchaus angemessen, daß die Weltausstellung den Mitarbeitern ein Honorar anböte, das Inländern wie Ausländern die erheblichen Reisekosten ersetzen könnte. Selbstverständlich stand es dabei von vornherein fest, daß alle, die den Ozean zu kreuzen hatten, genau die gleiche Entschädigung für ihre Mitarbeit empfangen sollten.

Die äußere Organisation der Vorbereitungen folgte nunmehr schnell. Bereits im November 1902 wurde von der Weltausstellung ein Aufsichtsrat ernannt, dem die allgemeine Verantwortlichkeit für das Kongreßunternehmen zukam. Der Präsident der Harvard-Universität, Eliot, war leider nicht in der Lage, die Einladung anzunehmen, dagegen traten alle übrigen Aufgeforderten in den Aufsichtsrat ein. Dies waren der Präsident der Columbia-Universität, Butler, der den Vorsitz führte, der Präsident der Universität Chicago, Harper, der Präsident des Bostoner Polytechnikums, Pritchett, der Präsident der Staatsuniversität von Missouri, Jesse, der Direktor der Kongreßbibliothek in Washington, Putnam, einer der Direktoren der Weltausstellung, Skiff, und der New Yorker Staatsmann Holls. Holls, der sich für den Gedanken wissenschaftlicher Kongresse bei der St. Louiser Weltausstellung schon jahrelang vorher lebhaft interessiert hatte und im Sommer 1902 in einer Audienz beim Kaiser Sympathie für den Gedanken deutscher Beteiligung erregt hatte, wurde leider bald durch frühen Tod aus dem Kreise herausgerissen.

Diese Behörde ernannte zunächst im Dezember 1902 ein Komitee von acht Gelehrten. Professor Newcomb von Washington, der Vorsitzende des Ausschusses, vertrat die mathemathischen Wissenschaften, Professor Basset Moore von der Columbia-Universität die juristischen, Professor George Moore von der Harvard-Universität die theologischen, Professor Albion Small von der Chikagoer Universität die volkswirtschaftlichen, Professor Welch von der Johns Hopkins-Universität die medizinischen, Professor Thompson aus Lynn die technischen Wissenschaften und der Unterzeichnete die Philosophie. Dieses Komitee sollte im einzelnen Pläne beraten, welche dem Kongreß im vorher angedeuteten Sinne eine einheitliche Aufgabe bieten könnten. Es

galt schließlich, im wesentlichen zwischen zwei vorgelegten Plänen zu entscheiden — einem außerordentlich interessanten Grundplane von Professor Small, demzufolge der Kongreß die Gesamtheit der wissenschaftlichen Arbeit unter dem Gesichtspunkte der wirtschaftlichen Bedeutsamkeit betrachten sollte, und einem vom Unterzeichneten vorbereiteten Plane, demzufolge die Wissenschaften unserer Zeit unter dem Gesichtspunkt ihres logischen Zusammenhanges bearbeitet werden sollten. Das Komitee und der Aufsichtsrat entschieden zugunsten des letzteren Planes und akzeptierten gleichzeitig als Grundlage für alle weitere Arbeit eine Einteilung der Wissenschaften, die ich schon vorher in wissenschaftlichen Werken vorgeschlagen und begründet hatte. Demzufolge wurde das Gesamtgebiet der Wissenschaft in 7 Hauptabteilungen, 24 Unterabteilungen und 130 Sektionen gegliedert. Mein weiterer Vorschlag ging dahin, diese logische Teilung in dem Kongresse sich in zeitlicher Folge entwickeln zu lassen. Zuerst sollte der Kongreß als Gesamtheit tagen, dann in seinen Hauptabteilungen, und in jeder dieser Hauptabteilungen sollten die Vorträge sich mit der Einheit des betreffenden Hauptgebiets beschäftigen. An den folgenden Tagen sollten dann die Unterabteilungen zusammenkommen, und hier sollten vornehmlich die Entwicklung, die einheitlichen Methoden und die Grundbegriffe jedes solchen Untergebiets verfolgt werden; in den letzten Tagen schließlich hätten sich die einzelnen Sektionen zusammenzufinden und in jeder einzelnen sowohl die Grundprobleme als vor allem die Beziehungen der Sektion zu den Nachbargebieten zu betrachten, um so gewissermaßen ein Netz geistiger Beziehungen über das gesamte Wissensgebiet zu knüpfen.

Sobald der Plan festgestellt war, erlosch die Funktion des vorbereitenden Komitees und die definitive Organisation wurde beschlossen. Zum Präsidenten des Kongresses wurde der bedeutendste Astronom und Mathematiker Amerikas, Professor Newcomb, ernannt; Professor Small und ich wurden die Vizepräsidenten und uns Dreien wurde die gesamte wissenschaftliche Vorbereitung des Kongresses vom Aufsichtsrat überantwortet. Der Leiter der Unterrichtsabteilung der Weltaus-

stellung, Howard J. Rogers, war von vornherein zum administrativen Direktor des Kongresses ernannt. Alle lokalen, finanziellen und technischen Vorarbeiten, wie die Drucklegung der Programme und ähnliche Verwaltungsobliegenheiten, waren in seiner Hand. Nachdem die Pläne für das wissenschaftliche Gesamtwerk in allen Details vollendet waren — im Frühling 1903 — galt es, die geeignetsten Männer für die geplanten Vorträge auszuwählen. Der Plan umfaßte etwa 320 offizielle Vorträge. Dazu kamen über 150 Stellen für Vorsitzende der Abteilungen und Sektionen und eine entsprechende Zahl von Schriftführern. Im ganzen galt es, über 600 geeignete Vertreter der Wissenschaft im voraus auszuwählen und einzuladen. Der Beteiligung von Ausländern waren durch die nicht unerheblichen Reisekosten gewisse Grenzen gesteckt. Es wurde beschlossen, daß von den 320 Hauptreden nicht mehr als 130, eine in jeder Sektion, von Europäern übernommen werden sollten, um das Budget nicht unverhältnismäßig zu belasten. Als Vorsitzende und Schriftführer sollten nur Amerikaner fungieren. Vor allem aber stand es sofort fest, daß die Auswahl der Gelehrten nicht der Willkür eines engeren Komitees vorbehalten bleiben dürfe, sondern in möglichst objektiver Weise die Wünsche der Fachgelehrten zum Ausdruck bringen sollte. Für jede einzige Sektion wurde daher eine Reihe der bekannteren amerikanischen Fachvertreter eingeladen, ihre Ansichten über die geeignetsten Persönlichkeiten im Inland und Ausland mitzuteilen, und so ergaben sich Vorschlagslisten von vielen hundert Spezialgelehrten. Die Mehrheitswünsche dieser Berater wurden fast durchweg entscheidend für die Auswahl der Einzuladenden.

Nachdem in dieser Weise endgültige Einladungslisten ausgearbeitet waren, gingen im Mai 1903 Professor Newcomb, Professor Small und ich nach Europa, um den auswärtigen Kollegen die Einladungen persönlich zu überbringen, und zwar Einladungen, die in jedem einzigen Falle auf ein ganz bestimmtes durch den Grundplan gefordertes Vortragsthema sich bezogen. Professor Newcomb übernahm die französischen und italienischen Einladungen, Professor Small die englischen, nordischen und russischen und der Unterzeichnete die im deutschen Sprach-

gebiete. Nun hatte sich von vornherein herausgestellt, daß die nach objektiven Methoden ausgearbeiteten Mehrheitslisten für die deutsche Wissenschaft den Löwenanteil enthielten, und sehr bald zeigte sich des weiteren, daß unter den Eingeladenen wiederum die Deutschen am schnellsten bereit waren, die Einladung anzunehmen. Das große Übergewicht der deutschen Teilnehmer wurde freilich im Laufe des Jahres ein wenig verringert, da die Deutschen in verhältnismäßig größerer Zahl als die Vertreter anderer Länder von der Erfüllung ihrer Zusage durch Krankheit oder berufliche Pflichten abgehalten wurden. Trotzdem war schließlich die Zahl der deutschen Teilnehmer größer als die irgend eines anderen Landes. England kam an zweiter Stelle, Frankreich an dritter, dann folgten Österreich, Belgien, Italien, Dänemark, Holland, Japan, Rußland und Schweden. Nicht ohne Grund schrieb die „London Times" in einem zusammenfassenden Aufsatze: „Es ist in hohem Maße zu bedauern, daß die englischen Universitäten schwächer vertreten waren als die deutschen, da gerade jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Unterschied im Wissenschaftsbetriebe der beiden Länder gerichtet ist. Die Tendenz amerikanischer Studenten, nach Deutschland zu gehen, kann dadurch nur bestärkt werden, während in weiten Kreisen die Hoffnung gehegt wurde, daß der Strom nach England abgelenkt werden könnte." In bezug auf die Erlesenheit der Vertretung gab es freilich kaum einen Unterschied, da von sämtlichen Ländern Männer ersten Ranges die Einladung annahmen. In der englischen Gruppe wurden vornehmlich Sir William Ramsay, der Chemiker, und Bryce, der Staatsrechtler, bemerkt, neben Männern wie Sir John Murray, Sir Felix Semon, Sorley, Turner, Mahaffy, Bower, James Ward, Lloyd Morgan, Roß, Allbutt, Sir Lauder Brunton u. a. Unter den Franzosen ragten die drei Mathematiker Poincaré, Picard und Darboux hervor, daneben vornehmlich Pierre Janet, Réville, Boyer, Giard, Delage u. a. Italien entsandte Brunialti, Rajna, Ettore Pais u. a., und auch die kleineren Länder waren durch so glänzende Namen wie De Vries aus Holland, Arrhenius aus Schweden, Jespersen und Hoeffding aus Dänemark vertreten; ganz besonderes Interesse erregten die vier Japaner, namentlich

der Staatsmann Hozumi und der Pathologe Kitasato. War es doch wohl der erste Gelehrtenkongreß, bei dem Japan vollkommen als gleichberechtigte Macht auftrat und im Ehrenpräsidium vertreten war.

Deutschland und die deutschen Universitäten Österreichs standen nun sicherlich auch in der Bedeutung ihrer Vertreter hinter keinem Lande zurück. Den Ehrenvorsitz der deutschen Gruppe hatte der Kongreß dem Berliner Anatomen Geheimrat Dr. Waldeyer übertragen. Dazu gesellten sich im Umkreise der philosophisch-historischen Disziplinen für Logik Benno Erdmann aus Bonn, für Religionsphilosophie Pfleiderer aus Berlin und Troeltsch aus Heidelberg, für Religionsgeschichte Harnack aus Berlin, für Wirtschaftsgeschichte Conrad aus Halle, für Agrarfragen Weber aus Heidelberg, für Verkehrswesen Philippovich aus Wien, für Arbeiterfragen Sombart aus Breslau, für Armenwesen Münsterberg aus Berlin, für städtische Verwaltungspflege Jastrow aus Berlin, für Soziologie Toennies aus Kiel, für englische Sprache Sievers aus Leipzig, für deutsche Literatur Sauer aus Prag und Minor aus Wien, für englische Literatur Hoops aus Heidelberg, für klassische Kunst Furtwängler aus München, für neue Kunst Muther aus Breslau, für mittelalterliche Geschichte Lamprecht aus Leipzig, für Buddhismus Oldenberg aus Kiel, für Geschichte des alten Testaments Budde aus Marburg, für Ethik Hensel aus Erlangen, für Erziehungswesen Rein aus Jena u. a. Von Vertretern der Naturwissenschaften kamen für Chemie Ostwald aus Leipzig und Van't Hoff aus Berlin, für physiologische Chemie Cohnheim aus Heidelberg, für Mechanik Boltzmann aus Wien, für Mineralogie Zirkel aus Leipzig, für Pflanzenmorphologie Goebel aus München, für Pflanzenphysiologie Wiesner aus Wien, für Ökologie Drude aus Dresden, für Embryologie Hertwig aus Berlin, für Anatomie Waldeyer aus Berlin, für Physiologie Verworn aus Göttingen, für Anthropologie Seler aus Berlin, für Pathologie Orth aus Berlin, für Pharmakologie Liebreich aus Berlin, für Pädiatrie Escherich aus Wien usw. Leider sollte einer aus diesem Kreise die Heimat nicht wieder sehen: Feldmarschall-Leutnant Ratzenhofer aus Wien, der einen wertvollen Vortrag über Soziologie hielt, starb nach schwerer Krankheit auf der Heimfahrt.

Die amerikanischen Universitäten, denen sich die Hochschulen von Kanada anschlossen, waren naturgemäß fast vollzählig durch ihre besten Kräfte vertreten. Besonders von der Harvard-Universität in Boston, der Columbia-Universität in New-York, der Johns Hopkins-Universität in Baltimore, der Chikagoer Universität, der Michigan-Universität in Ann Arbor, der Yale-Universität in New-Haven und der Cornell-Universität in Ithaka waren die bekanntesten Gelehrten teils als Redner, teils als Sektionsvorsitzende in dem Programme vertreten. Leider konnten die westlichen Universitäten sich nur in geringem Maße beteiligen, da die Kongreßwoche für die meisten schon ins akademische Semester fiel, während die östlichen amerikanischen Universitäten noch Ferien hatten. Um der gefürchteten Hitze willen war es nicht zweckmäßig erschienen, den Kongreß vor der zweiten Hälfte des September abzuhalten, obgleich die Ferien in den westlichen Staaten der Union meist Mitte September schließen. Durch verhältnismäßig reiche Vertretung waren die beiden Universitäten Kaliforniens im Programme bemerkbar.

Der äußere Verlauf der Kongreßwoche entsprach genau dem Programme. Jeder angekündigte Vortrag wurde gehalten. Die Beteiligung an den verschiedenen Sektionen war naturgemäß außerordentlich ungleich. Ein populäres Massenpublikum war ja von vornherein durch die ganze Anlage ausgeschlossen. Einladungen zur Teilnehmerschaft waren an die Mitglieder aller gelehrten Gesellschaften und wissenschaftlichen Vereine des Landes ausgesandt. Die Zuhörerzahl war in erster Linie durch die größere oder geringere spezialistische Begrenztheit des Gebiets bestimmt. Naturgemäß waren außerdem aber die Vorträge in englischer Sprache besser besucht als die in fremden Sprachen, und schließlich erwiesen sich einige der von der Weltausstellung zur Verfügung gestellten 16 Vortragshallen ihrer Abgelegenheit wegen für den Besuch recht ungünstig. Die Zahl der Teilnehmer in den 130 Sektionen scheint zwischen 25 und 600 geschwankt zu haben. Wenn beispielsweise in der astrophysischen Sektion nur etwa 30 Teilnehmer waren, unter diesen sich aber die Direktoren sämtlicher amerikanischen leitenden Sternwarten, Männer wie Pickering, Newcomb, Hale, Campbell, Boß u. a. be-

fanden und daneben aus Europa: Backlund aus Rußland, Turner aus England, Bolzmann aus Wien, Arrhenius aus Stockholm, Poincaré aus Paris usw., so entsprach das in sehr viel höherem Maße den Absichten der Kongreßleiter, als wenn die Vorträge sich auf ein Niveau begeben hätten, das ein breiteres Publikum hätte anlocken können. Fast in jeder Sektion schlossen sich an die beiden offiziellen Vorträge eine Reihe kürzerer Mitteilungen, die ebenfalls auf Grund vorheriger Einladung dargeboten wurden. Improvisierte Diskussionen wurden im wesentlichen vermieden, um die innere Geschlossenheit des Gesamtwerkes nicht zu beeinträchtigen. An die Arbeit schlossen sich täglich abwechselungsreiche Feste; sämtliche europäischen Delegaten waren übrigens während der Kongreßwoche offizielle Gäste der Weltausstellung. Die deutschen Professoren hatten fast ausnahmslos bei angesehenen Familien von St. Louis gastfreundliche Aufnahme gefunden, aus der sich manche freundschaftlichen Beziehungen entwickelten.

Wer ohne Voreingenommenheit auf das gesamte Kongreßwerk zurückblickt, muß den Erfolg anerkennen, der hüben wie drüben gerade von den führenden Gelehrten rückhaltlos betont wurde. Gewiß hat es an äußerlichen Störungen nicht gefehlt. Die lokale Vorbereitung ließ vielerlei zu wünschen übrig. Die Vortragshallen waren zu nahe an geräuschvollen Ausstellungsplätzen; Musik und Bahngerassel unterbrachen so manchen Redner; und die Verkehrsverhältnisse der Stadt, vor allem die Gepäckbeförderung, waren der Aufgabe, die der Weltausstellungsbesuch Ende September stellte, bei weitem nicht gewachsen. Gewiß hat sich dadurch manche flüchtige Verstimmung eingestellt, und daß trotz besten Bemühens die Wissenschaft nun einmal auf keiner Weltausstellung die rechte innere Ruhe finden kann, daran wird auch nach diesem Versuche niemand zweifeln. Aber alles das hindert nicht und hat die überwältigende Mehrheit tatsächlich nicht gehindert, das bedeutsame Stück Arbeit, das geleistet wurde, in die erste Reihe der Kulturerfolge dieser Weltausstellung einzuordnen. Nie zuvor ist durch planmäßige Zusammenarbeit von Hunderten in einem wissenschaftlichen Kongreß ein so in sich geschlossenes Werk geschaffen worden, ein

Monumentalwerk, das nicht nur äußerlich den Stand der heutigen Wissenschaft zur Darstellung bringt, sondern das, da Männer bei der Arbeit waren, welche ihre Wissenschaft vom höchsten Punkte überschauen, die Wissenschaften wirklich innerlich einander näher brachte. In seinem Gesamtumfange wird sich das Werk natürlich erst dann übersehen lassen, wenn die vielen hundert Vorträge in systematischer Ordnung gedruckt vorliegen werden, da in der Kongreßwoche selbst auch der Hörbegierigste nicht imstande war, mehr als den sechzehnten Teil in sich aufzunehmen; sechzehn Sektionen tagten stets gleichzeitig.

Mit Recht schreibt Geheimrat Waldeyer in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“, daß gerade in diesem Sinne die Bedeutung des Kongresses, dessen Zustandekommen an sich schon eine große Tat sei, hoch angeschlagen werden müsse. „Das wird“, so sagt Waldeyer, „erst hervortreten, wenn die in St. Louis gehaltenen Vorträge, wie von vornherein in Aussicht genommen war, durch den Druck festgelegt und jedermann zugängig geworden sind. Wenn längst alles Leben und Treiben vergessen ist, welches damals im denkwürdigen Jahre 1904, im Mittelpunkte der großen amerikanischen Union, in der Stadt des heiligen Ludwig, beim friedlichen Trachten nach dem Besten in der Kulturarbeit sich entwickelte, wenn das Andenken an jenes prächtige Bild, welches mehr als ein halbes Jahr die Ausstellungspaläste bei Tag im Glanze der Sonne, am Abend im Funkeln von tausenden elektrischen Lämpchen, dargeboten haben, erloschen ist, wenn niemand mehr daran denkt, daß zu derselben Zeit dort deutsche Glocken vom Turme des Deutschen Hauses in harmonischem Klange täglich die Mittagsstunde eingeläutet haben: dann werden jene Vorträge noch lebende Kunde geben von dem großen, in St. Louis zum ersten Male verwirklichten Gedanken, das Ergebnis der wissenschaftlichen Arbeit aller Völker nach bestimmtem Plane in Vorträgen und in einem Grundbuche zusammenzufassen und das werktätige Kulturschaffen durch der Hände harte Arbeit in Handel und Industrie mit der sittlichen Denkarbeit zu einem großen Gesamtbilde zu vereinigen.“

Gewiß wird auch dann manche Enttäuschung nicht ausbleiben, denn nicht jeder Vortragende hat sich wirklich an sein Thema gehalten. Mancher ist so weit abgeschweift, daß er seinen eigentlichen Gegenstand nur zum Ausgangspunkte seiner Abhandlung nahm, und andere haben ihr Thema so verengert, daß die leitende Idee nur kümmerlich zum Ausdrucke kam. Es wäre ja denkbar gewesen, all diese Fehler nachträglich wegzuretouchieren. Wenn ein größeres Gelehrtenkomitee die Bearbeitung des gesamten Vortragsmaterials übernommen und von den einzelnen Vortragenden Umarbeitungen, Ergänzungen und Kürzungen verlangt hätte, so hätte sich das schließliche Werk vielleicht dem Ideale noch mehr annähern lassen. Aber solche redaktionelle Tätigkeit würde Jahre beanspruchen und es wäre schwer, eine Grenze zu setzen. Die Weltausstellung hat sich deshalb schließlich dahin entschieden, von solcher umarbeitenden Redaktion gänzlich abzusehen und das Material, ungleich wie es sein mag, systematisch zu drucken. Die Herausgabe des Werkes wurde dem Direktor des Kongresses Howard J. Rogers übertragen, die wissenschaftliche Einleitung dem Unterzeichneten. Das Werk soll in acht großen Bänden erscheinen. Der erste wird außer einem allgemeinen Teile die Philosophie und Mathematik umfassen, der zweite Band die Geschichte der Politik, der Wirtschaft, des Rechtes und der Religion, der dritte die Geschichte der Sprache, der Literatur und der Kunst, der vierte die anorganischen Naturwissenschaften, der fünfte die Biologie und Psychologie, der sechste Medizin und Technologie, der siebente die sozialen Wissenschaften, der achte Unterricht und Religion. In dieser Weise wird es möglich, daß schon innerhalb des ersten Jahres nach dem Kongresse die ersten Bände gedruckt vorliegen werden. Bibliographien und ausführlichste Sachnachweise werden die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Werkes erhöhen und kurze Biographien der 340 Redner werden das persönliche Moment festhalten.

Aber sicherlich wird auch in dieser nicht weiter redaktionell bearbeiteten Form der Veröffentlichung das überreiche Material erhebliche Bedeutung für die Wissenschaft beanspruchen können. Denn gerade darin suchen die Freunde des Kongresses das

Wesentliche dieses Versuchs, daß hier für die Wissenschaft wirklich etwas geschaffen wurde, was ohne die besondere Kongreßanregung ungesagt geblieben wäre; und so mancher, der sich dem Ganzen zunächst skeptisch näherte, hat späterhin öffentlich erklärt, daß die Grundidee des Kongresses einen vollständigen Sieg errungen hätte, ja, daß internationale Kongresse nie wieder tagen sollten, ohne sich eine geschlossene einheitliche Aufgabe zu stellen. Diejenige wissenschaftliche Aufgabe aber, die sich der St. Louiser Kongreß vorgezeichnet hatte, dürfte wohl selbst dann als gefördert gelten, wenn eine spätere Drucklegung der Vorträge gar nicht beabsichtigt gewesen wäre. Die Aufgabe war ja die Vereinheitlichung der Wissenschaften, und der bloße Umstand, daß einmal in unserem Zeitalter des Spezialistentums Hunderte der besten Gelehrten sich zusammenfanden, um in strenger wissenschaftlicher Form die verbindenden Beziehungen der Einzelwissenschaften herauszuarbeiten und in einer Zuhörerschaft von Tausenden dieses Bewußtsein des engeren Zusammenhanges alles Wissens bedeutsam anzuregen, das kann am wissenschaftlichen Betriebe selbst nicht spurlos vorübergehen.

Der Gedanke der Vereinheitlichung, der den Veranstaltern des Kongresses vorschwebte, bezog sich nun aber nicht nur auf den Zusammenhang der Wissenschaften, sondern auch auf den Zusammenhang der wissenschaftlich arbeitenden Kulturvölker. Auch nach dieser Richtung ist der Erfolg des Kongresses unbestreitbar. Zum erstenmal gewann eine erhebliche Zahl europäischer Gelehrter einen anschaulichen Eindruck von der Gleichartigkeit des Wissenschaftslebens in der Neuen und in der Alten Welt und auf der anderen Seite hatten die Gelehrten Amerikas nie zuvor so unmittelbar die Anregung empfunden, die ihnen aus europäischen Wissensquellen stetig zuströmt. Das alles aber galt, durch äußere Umstände begünstigt, in erster Linie nun für die Beziehungen zwischen amerikanischen und deutschen Gelehrten, Beziehungen, die sich in den verschiedensten Sektionen schnell aufs herzlichste gestalteten. Dabei ergab es sich dann von selbst, daß der persönliche Verkehr über den Bannkreis der Weltausstellungsstadt — die ja für sich keine wissenschaftlichen Traditionen beanspruchen kann — schnell hinaus reichte. Einige

der deutschen Gelehrten schlossen sich wissenschaftlichen Expeditionen nach den Gebirgsgegenden an, die meisten aber folgten dem Triebe zu den Zentren der geistigen Kultur Amerikas. Wenige Tage nach dem Kongresse fanden sich fast alle deutschen Gäste wieder in Washington zusammen, wo Präsident Roosevelt sie im Weißen Hause empfing. Von dort ging die Fahrt nach Philadelphia, darauf nach New Haven, wo die Yale-Universität besucht wurde, und dann zu fünftägigem fruchtbarsten Aufenthalte nach Boston. Männer wie Harnack, Sievers u. a. sprachen hier wiederholt zu den Studenten der Harvard-Universität, und frohe Feste führten die Dozenten zusammen. Der Plan, daß die Harvard-Universität und die Universität Berlin in Zukunft jährlich Professoren austauschen werden, mag als eine der frühesten Früchte dieses neuen guten Einvernehmens zwischen deutscher und amerikanischer Gelehrtenwelt gelten. Aber niemand konnte die Kongreßentwicklung im einzelnen verfolgen, ohne gewiß zu sein, daß, wie der deutsche Reichskommissar bei dem Festbankette des Kongresses in seiner glänzenden Rede betonte, an diesem Stamme noch viele Früchte reifen werden.

Nachschrift: Das Kongreßwerk erschien 1906 in acht Bänden im Verlag von Houghton Mifflin, Boston, und wurde zunächst von der Weltausstellungsbehörde in mehreren tausend Exemplaren an die Teilnehmer des Kongresses und an Bibliotheken verschenkt.

XVI.

Das Frauenstudium in Amerika.*)

Ihre Rundfrage über die Befähigung des weiblichen Geschlechts zum Studium an deutschen Universitäten beantworte ich, Ihrem Wunsche gemäß, mit Rücksicht auf die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten. Die Diskussion über den Zutritt der Frauen zum Berufsstudium an den Universitäten und zum Staatsexamen mit seinen Berechtigungen beruft sich ja mit Vorliebe auf Amerika. Es erscheint als dasjenige Land, das wie kein anderes dem weiblichen Studium die Wege geebnet hat. In der Tat, in Amerika handelt es sich in der Frage des Frauenstudiums nicht mehr um ein Experiment: 38096 Amerikanerinnen studieren der Statistik zufolge gegenwärtig an den Hochschulen des Landes. Da sich an diese akademische Gruppe nach unten hin eine weibliche Schuljugend anschließt, welche nicht nur in gleicher Weise wie die Knaben, sondern fast überall mit denselben gemeinsam unterrichtet wird und da sich nach oben hin eine breite Schicht von Frauen in den mannigfaltigsten gelehrten Berufen anlagert — 1835 weibliche Professoren und Dozenten stehen allein auf den Kathedern der Colleges neben 16898 männlichen Kollegen —, so bietet sich zweifellos dem Beobachter dort ein unvergleichlich reichhaltiges Material zum Studium der Frauenfrage.

Aber dieses Material kann nicht vorsichtig genug verwendet werden. Nicht nur in der vorschnellen Übertragung der Ergebnisse von einem Land aufs andere liegt die Gefahr. Gewiß wäre es verkehrt, stillschweigend vorauszusetzen, daß die seelisch-körperliche Organisation des deutschen Mädchens dieselben Anlagen darbietet, über welche die junge Amerikanerin verfügt, oder daß eine soziale Einrichtung, welche sich dem öffentlichen Leben

*) Veröffentlicht 1898 in Kirchhoff: Die akademische Frau.

der Neuen Welt vortrefflich anpaßt, deshalb ohne weiteres auch der Alten Welt eingefügt werden könnte. Dennoch wirken noch verwirrender die Irrtümer, die in der falschen Beurteilung des Materials selbst liegen und daher alle vergleichenden Schlüsse aus demselben entwerten. Gerade in dieser Beziehung läßt die deutsche Auffassung der überseeischen Verhältnisse noch außerordentlich viel zu wünschen übrig. Die nivellierenden Tabellen der Statistik und flüchtige äußerliche Reiseeindrücke, deren Zufälligkeiten schnell verallgemeinert wurden, mögen zusammengewirkt haben, daß jenes Heer von Hochschülerinnen ohne feinere Unterscheidung als Ganzes gepriesen oder geschmäht wird und bald den deutschen Studenten, bald den deutschen Sekundanern parallel gestellt wird.

Die völlige Unsicherheit in der kontinentalen Beurteilung der amerikanischen Frauenstudien entspricht freilich nur aufs genaueste der allgemeinen überraschenden Unkenntnis über das geistige Leben der Vereinigten Staaten. Über die dreißigstöckigen Häuser und die Palastschlafwagen fehlt es nicht an sachgemäßen Vorstellungen; die innere Welt Amerikas mit ihrem unerschöpflichen Streben und ihrer urgesunden, frischen Kraft, mit ihrem Enthusiasmus und Idealismus ist vielfach auch heute noch unbekanntes Land. Aus dem Hotelfenster kann man es nicht kennen lernen; mehr als von einem anderen Volke gilt es von den Amerikanern, daß man mitarbeiten muß, um sie verstehen zu lernen.

Dabei gilt es zunächst, die unbegrenzte Mannigfaltigkeit der Schattierungen zu sehen; an jedem Fleck des Riesenreichs sieht es in dieser Frage anders aus. Ich kann nicht versuchen, die Verhältnisse des amerikanischen Frauenstudiums wirklich zu schildern; nur so viel sei hervorgehoben, als nötig ist, um das Niveau der betreffenden Anstalten nach den in Deutschland bekannten Maßstäben zu beurteilen.

Die in den Statistiken sich vordrängende Unterscheidung zwischen Staatsanstalten und Stiftungsanstalten ist dabei sekundär. Die fünf hervorragendsten Universitäten, Harvard in Cambridge bei Boston, Johns Hopkins in Baltimore, Columbia in New York, Yale in New Haven und die Universität in Chicago, sind Stiftungs-

hochschulen; desgleichen sind sämtliche Frauencolleges Stiftungsanstalten, während sämtliche Staatsanstalten beiden Geschlechtern geöffnet sind. Im allgemeinen tritt der Staat nur da ein, wo die Stiftungen nicht ausreichen, vornehmlich im dünnbesiedelten Westen, während in dem geistig führenden Amerika, d. h. in dem Küstenstrich von Boston bis Washington Staatsanstalten nicht in Frage kommen. Noch weniger Bedeutung hat es, ob die Hochschulen sich als Colleges oder als Universitäten bezeichnen. Die Berechtigung zu solcher Namensführung wird nämlich nicht einheitlich von der Zentralregierung in Washington, sondern von den Regierungen der 46 Bundesstaaten verliehen, deren Kulturdifferenzen in sehr viel weiteren Grenzen liegen, als die der europäischen Länder. Ich habe im Westen „Universitäten" gesehen, deren Unterrichtskreis etwa dem einer deutschen Tertia und Sekunda entspricht, während einige der tüchtigsten östlichen Universitäten den traditionellen Namen des Colleges beibehalten haben. Fassen wir beides als Hochschule zusammen — die amerikanische high school hat damit nichts zu tun, da sie etwa der deutschen Bürgerschule entspricht —, so sehen wir eine Skala von Instituten, deren höchste Stufen den besten deutschen Universitäten vollkommen gleichstehen, während die niedrigsten in Deutschland noch kaum zum Einjährig-Freiwilligendienst führen würden. Die überwältigende Mehrheit aber von den 622 Hochschulen sind Institute mit vierjährigem Lehrplan, der im Lehrstoff und den wissenschaftlichen Methoden etwa einer deutschen Sekunda und Prima entspricht, mit freier Wahl zwischen Gymnasial- und Realkursen; der zum Schluß verliehene Grad A. B. (Bachelor of Arts) würde dann dem Abiturientenzeugnis korrespondieren. Universitäten im deutschen Sinne wären also nur diejenigen Abteilungen, zu denen der Zutritt an die vorherige Graduierung geknüpft ist; wir werden ein Kolleg, das als Eintrittsbedingung Tertiavorkenntnisse und als Abschluß Abiturientenwissen verlangt, nicht als philosophische Fakultät anerkennen und medizinische, juristische und theologische Schulen, welche in ihren Eintrittsbedingungen nicht höher stehen, vom deutschen Standpunkt nicht als Universitäten bezeichnen. Betrachten wir als Studentinnen lediglich diejenigen,

welche Universitätsstudien nach Erreichung einer dem Abiturientenniveau entsprechenden Vorbildung betreiben, so darf es als zweifelhaft gelten, ob unter den 38 000 studierenden Damen auch nur 500 Studentinnen sind, und noch viel zweifelhafter, ob unter diesen wirklich 38, also der tausendste Teil, es jährlich bis zu einem Studienabschluß bringt, der dem deutschen Doktorgrad entspricht.

Wenn dennoch diese Durchschnittskollegs immer wieder den irrtümlichen Schein erwecken, als ob es sich um echte philosophische Fakultäten und um Studenten und Studentinnen handle, so beruht das zunächst darauf, daß die Schüler gewöhnlich vom achtzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Jahr, oft viel älter im Kolleg sind, also durchschnittlich mit achtzehn Jahren eine Stufe erreichen, die von den Knaben in Deutschland gewöhnlich mit dem sechzehnten oder siebzehnten Jahre erreicht wird. Das liegt an Vorzügen und an Schäden der Schulen; einerseits wird in vortrefflicher Weise viel Zeit auf körperliche Übung und geistige Erholung verwendet, anderseits durch zu schlaffe Disziplin und oft durch schlechtes Lehrer- oder richtiger Lehrerinnenmaterial unsäglich viel Zeit vergeudet. Aber nicht nur das Alter der Schüler erinnert an unsere Universitäten, in gleichem Sinne wirkt die äußere Einrichtung. Da der Amerikaner — der wirkliche, nicht die in Europa erfundene Karikatur — seinen Besitz als öffentliche Vertrauenssache auffaßt und es für seine erste Pflicht hält, das Erwerben in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen, so steht für jeden guten Zweck das Geld aus privaten Mitteln fast unbegrenzt zur Verfügung. Der höhere Schulunterricht wird daher nicht selten in Gebäuden und mit Lehrmitteln erteilt, auf welche manche deutschen Universitäten mit Neid blicken würden; dahin gehören vor allem prächtige naturwissenschaftliche Institute. — Drittens entsteht ein akademischer Schein dadurch, daß besonders für die beiden letzten Jahrgänge, weniger für die beiden ersten, den Schülern eine größere Freiheit in der Wahl der Fächer gegeben ist, bald nur in dem Sinne, daß etwa zwischen dem Lehrplan eines humanistischen und eines realistischen Gymnasiums gewählt werden kann, bald aber auch so weitgehend, daß sich der Schüler aus

einer großen Zahl angebotener Vorlesungen einen ganz freien Studienplan mit oft sehr weitgehender Spezialisierung in einem bestimmenten Fach zusammenstellen kann. Daß es sich trotzdem nur um Schulstunden handelt, ist durch die äußere Form der Lehrbuchbenutzung, des Überhörens, der schriftlichen Arbeiten, der Zwischenfragen usw. unverkennbar. Dazu kommt nun aber viertens, daß unter den angebotenen Fächern sich auch solche befinden, die in Deutschland im wesentlichen der Universität vorbehalten sind, wie Philosophie, Psychologie, Nationalökonomie, Geologie, Astronomie usw. Der durchreisende deutsche Nationalökonom oder Philosoph ist daher geneigt, Studenten dort anzuerkennen, wo der Philologe, Historiker, Mathematiker sofort den Gymnasialstil herausfindet.

Diese Situation wird nun aber noch komplizierter dadurch, daß alles dieses nur den Durchschnittswert darstellt, um den erhebliche Schwankungen vorkommen. Je weiter westlich — mit Ausnahme Kaliforniens —, desto tiefer sinkt das Niveau; statt Sekunda und Prima hat man es mit einer mangelhaften Tertia zu tun. Jn den besseren Anstalten des Ostens dagegen ist das Abiturientenniveau entschieden schon nach drei Jahren, in den höchststehenden schon nach zwei Jahren erreicht, da bereits die Eintrittsbedingungen etwa dem Eintritt in die deutsche Prima entsprechen. Das letzte, das Seniorjahr, oder die zwei letzten Jahre vor dem A. B. haben dann der Methode und dem Geist nach durchaus Universitätscharakter; es ist eine Überprima, in der dann völlig freie Wahl der Fächer und eine wirkliche Vertiefung in ein Lieblingsfach möglich ist, ohne damit irgendwie die Studien nach der Graduierung, die zum Doktor hinführen, die postgraduate Studien der eigentlichen Universitäten, ersetzen oder kopieren zu wollen. Welche Kollegs den höheren, welche den niederen Typus vertreten, ist jedem Fachmann in Amerika bekannt. Irgendwelche „Berechtigungen" oder Ansprüche auf Anstellungen sind mit diesen Graden niemals verknüpft.

In diesen Kollegs nun studiert die amerikanische Frau und erhält etwa zwischen dem zweiundzwanzigsten und vierundzwanzigsten Lebensjahr den A. B. oder einen gleichwertigen Grad. Dabei handelt es sich teils um Institute für beide Ge-

schlechter, also mit coeducation, teils, und zwar besonders im Osten, um Frauenkollegs. Die erstere Form ist die natürliche Fortsetzung des im ganzen Lande bei weitem überwiegenden Schulsystems; im Westen wird sie als selbstverständlich betrachtet, und im Osten macht die Bewegung stetige Fortschritte. Vorläufig ist aber für den Osten, solange die führenden Kollegs und Universitäten den Frauen verschlossen sind, die zweite Form charakteristischer. Radcliffe, Bryn Mawr, Smith, Wellesley, Vassar, Barnard und Holyoke sind die wichtigsten. Auch diese Frauenkollegs, in deren jedem etwa 400 bis 1000 junge Damen vereinigt sind, zeigen mannigfaltige Verschiedenheiten; so unterrichten in Bryn Mawr nur Männer, in Wellesley nur Frauen. In Radcliffe dozieren nur Professoren der Harvard-Universität im Nebenamt. Sie gehören alle dem höchststehenden Kollegtypus zu. Wer etwa in Bryn Mawr oder Radcliffe den A., B. erhält, hat daher ungefähr die Bildung jemandes, der in Deutschland das Abiturientenexamen bestanden und dann vielleicht drei oder vier Semester in der Philosophischen Fakultät einer deutschen Universität studiert hat.

Ist ein über den A. B. hinaus zum Doktor (Ph. D.) führendes wirkliches Universitätsstudium die verschwindende Ausnahme, so ist damit schon gesagt, daß die überwältigende Mehrheit der studierenden Frauen mit Kenntnissen ins Leben geht, die bei uns für einen Gymnasialoberlehrer oder gar einen Universitätsdozenten unzureichend wären. Für diejenigen, welche ins Lehramt übergehen wollen, sind daher die niederen, allenfalls die mittleren Schulen der passende Wirkungskreis; daß auch so viele höhere Schulen die Frauen mit dem A. B. zur Lehrtätigkeit zulassen, gehört zu den vielen pädagogischen Mißbräuchen, an deren Überwindung das Land arbeitet. Ein ganz kleiner Bruchteil wendet sich nach dem A. B. dem höheren Universitätsstudium in der philosophischen oder medizinischen Fakultät zu; Ann Arbor, Chicago, Cornell u. a. erweisen da gastliche Unterkunft, während die großen Universitäten des Ostens sich noch ziemlich kühl zurückhalten. In Harvard oder Columbia wird keine Frau im Kolleg zugelassen. Der viel größere Teil der Studentinnen aber kehrt in ihr Heim zurück, mit einer Fülle geistiger An-

regung, die durchs Leben nachwirkt. Aus der neuesten Statistik der Graduierten des Vassarkolleg ergibt sich, daß unter denen, welche seit 25 Jahren oder länger das Kolleg verlassen haben, etwa zwei Drittel geheiratet haben. Man sagt college girls heiraten spät, aber sie heiraten gut.

Es entsteht die Frage, wie weit die in solchen Kollegs möglichen Beobachtungen für deutsches Frauenstudium Interesse bieten. Die amerikanische Studentin besitzt außerordentlich leichte Fassungsgabe, sie hat sehr lebhafte Interessen für humanistische Studien, sie folgt den Vorlesungen mit einer Anteilnahme, welche den ganzen Körper anspannt, drückt sich meistens gewandt aus, stellt geschickte Fragen und ist fleißig. Ihre schwächste Seite ist Mathematik und Naturwissenschaft, und die bedenklichste Eigenschaft unter dem Gesichtspunkt höherer Studien ist ihre Abneigung gegen andauernde Spezialisierung. Ich würde mich aber umsomehr hüten, alles das als internationale Studentinneneigenschaft auszugeben, als sich auch der männliche amerikanische Student in gleichem Sinne ein wenig vom deutschen unterscheidet; auch er faßt durchschnittlich leichter auf, aber neigt auch mehr zur Abwechselung ohne Konzentration auf ein spezielles Thema. Jedenfalls aber hat mein amerikanischer Aufenthalt nicht meine Überzeugung erschüttert, daß die Frau mit wenigen glänzenden Ausnahmen sich zur wissenschaftlichen Forschung wenig eignet; sie kann in der Wissenschaft gut reproduzieren, aber nur selten produzieren. Für jene wenigen glänzenden Ausnahmeerscheinungen ist ja aber auch in Europa schließlich die Bahn offen.

Viel weniger noch läßt sich aus den Kolleg-Erfahrungen entscheiden, ob der Mädchenorganismus den Anstrengungen eines deutschen Universitätsstudiums mit Staatsexamen gewachsen ist. Ein normales Mädchen, das mit achtzehn bis zwanzig Jahren in ein Kolleg eintritt, wird es nach vier Jahren gemeinhin noch frischer und gesünder verlassen. Man muß nur in den prächtigen Parkanlagen von Wellesley oder Smith dieses fröhliche Leben der jungen Mädchen gesehen haben, die alle im Park beisammen wohnen und in Vereinen und Klubs, mit Rudersport und Tanz und Theateraufführungen die Mußestunden

füllen und in ihren lichten Kleidern selbst in den Nischen der Bibliothek und an den Arbeitsplätzen der Laboratorien Frohsinn und Lebensgenuß zu atmen scheinen. Der Typus der abgearbeiteten, hungrigen, hohlwangigen Seminaristin, die sich mit Nachtarbeit bis zum Lehrerinexamen durchquält, scheint ganz so unbekannt, wie der Typus des Blaustrumpfs oder der exzentrischen Nihilistin. Ich bin buchstäblich niemals einer Studentin begegnet, die durch Kleidung oder Benehmen als unweiblich auffallen konnte. Es ist ein Bild der Frische, der Anmut und Gesundheit — aber alle unsre Ausführungen sollten ja gerade darlegen, daß es sich dabei durchaus nicht um Berufsstudium im deutschen Sinne handle. Ob nicht ein Bild der Erschöpfung und Kränklichkeit daraus würde, wenn es gälte, unter den sozialen Bedingungen deutschen Hochschullebens sich für ein Staatsexamen zu rüsten, muß mindestens eine offene Frage bleiben.

Geradezu falsch aber ist es, wie es so oft geschieht, die einwandsfreien Ergebnisse der coeducation im gemischten Kolleg als Beweismittel dafür zu verwenden, daß auch die deutschen Auditorien und Laboratorien die Studentinnen nicht nur als Ausnahmen willkommen heißen sollten. Die Auffassung des Amerikaners ist die, daß gemeinschaftliche Erziehung beider Geschlechter von der Natur durch das Familienleben vorgezeichnet ist, und daß sie die Knaben veredelt und die Mädchen kräftigt. Während es aber in den ersten Jahren den Knaben so die Derbheit und den Mädchen die Schüchternheit verscheuchen soll, kommt in den reiferen Jahren noch hinzu, daß ein gemeinsames geistiges Arbeiten nach gemeinsamen Zielen beide Teile von aller Sinnlichkeit ablenken soll: die jungen Leute — sagt der Amerikaner — werden im Kolleg zu Kameraden, die durch das stete Zusammensein geschlechtlich einander gleichgültig sind und so den Torheiten und Phantasieverirrungen der Entwicklungsperiode entzogen werden. Die Erfahrung gibt dem Recht. Irgendwelche Mißbräuche haben sich in den besseren Instituten nirgends herausgestellt und die nicht seltenen Ehen früherer Kameraden erwachsen aus geistiger Gemeinschaft. — Zweifellos liegen nun aber auf dem europäischen Kontinent die Verhältnisse wesentlich anders, und zwar in erster Linie durch

die wärmere Sinnlichkeit der Männer. Ob es die Sinnlichkeit ist, welche die Trennung bei uns wünschenswert macht, oder ob es die Trennung ist, welche die geschlechtliche Spannung so hoch treibt, ist gewiß schwer zu entscheiden. Jedenfalls aber ist dies gemeinsame Leben im Kolleg in dieser Lauterkeit kaum denkbar ohne die zehnjährige Gewöhnung an coeducation von der untersten Klasse an. Ob ohne diese Gewöhnung und ohne die kühle Disposition dieser intime stündliche Verkehr ohne Gefahren möglich wäre, scheint doch fraglich; für die Tausende von Durchschnittsstudentinnen wäre es unhaltbar, wenn nicht Anlage und Schulung der männlichen Genossen so weit von den europäischen abwichen. Der junge Mann ist auch in den Augen der Eltern in Amerika der beste Schutz eines jungen Mädchens, der Verkehr ist ein vollständig freier; deshalb sind aber auch die günstigsten Ergebnisse der coeducation für die leider sehr abweichenden Verhältnisse in Deutschland nicht im geringsten maßgebend.

Wenn die Frage des Frauenstudiums in Deutschland nur darauf zielt, ob die Frauen zu den bestehenden deutschen Universitäten zwecks späterer Berufstätigkeit zugelassen werden sollen, so ist es mithin ein Mißbrauch, wenn sich die Freunde oder die Gegner der Bewegung auf Amerika berufen. Das Kolleg ist keine Universität, die wirklichen Universitäten sind den Frauen fast ebenso ausnahmsweise nur zugänglich wie bisher in Deutschland, die Berechtigung zu denjenigen Berufen, speziell Lehrberufen, welche die Frauen dort vertreten, wird sehr viel leichter erreicht, die coeducation steht unter völlig anderen Bedingungen. Für die in Deutschland übliche Problemstellung darf Amerika somit kein Ja und kein Nein suggerieren.

Ganz anders aber liegt es, wenn wir fragen, ob nicht die besten amerikanischen Frauenkollegs verdienten, in Deutschland Nachahmung zu finden. Ihr Ziel wäre nicht ein gelehrter Beruf, sondern eine vertiefte Bildung; sie wären nicht Universitäten, sondern Hochschulen einer neuen, den Frauen angepaßten Art, welche sich mit vierjährigem Kursus an die Töchterschulselekta anreihen und so die allgemeine Ausbildung der jungen Mädchen etwa bis ins zweiundzwanzigste Jahr fortsetzen würden. Die

Töchter der besten Familien gehen ins amerikanische Kolleg, nicht weil sie auf das Brot der Lehrerin angewiesen sind, sondern weil diese Jahre freier Betätigung im Gebiet ernster Studien ihnen das Leben verschönen, veredeln und bereichern. Es gibt in den Vereinigten Staaten viele Gegner des gemischten Unterrichts und noch mehr Gegner der weiblichen gelehrten Berufstätigkeit; es gibt aber wohl keine Gegner der höheren, über die „Töchterschule" weit hinausgeführten Frauenbildung: der Amerikaner fühlt zu stark, welche Quelle von Idealismus und Enthusiasmus und geistiger Regsamkeit dort dem Lande sprudelt. Wenn der Deutsche da, wie es nicht selten geschieht, mit dem Einwand kommt, daß solche Gleichmacherei nur ein Zeichen der niederen Bildung sei, da alle feinere Kultur auf Arbeitsteilung und Differenzierung abziele, so verkennt er den besten Sinn der dortigen Einrichtungen, die für Frauen und Männer nicht Gleichartiges, sondern Gleichwertiges anstreben und die Frau gerade als einstige Gattin und Mutter vertiefen und veredeln wollen. Der Amerikaner pflegt solcher deutschen Kritik meist mit nicht weniger derbem Einwand zu begegnen: in Deutschland werde die Frauenbildung ganz vernachlässigt, weil die Männer in ihren Frauen nur hübsche, reiche Puppen oder höhere Dienstboten suchen, und da die Mädchen somit nichts lernen, so bleibe ihnen auch nichts übrig, als vom siebzehnten Jahr an die Jagd nach dem Mann zum Lebensinhalt zu machen und später verheiratet oder unverheiratet ein geistig leeres Dasein zu führen. So arg das übertrieben ist, so deutlich zeigt es, was der Amerikaner vermeiden will. So wie er die Mitgift fast nicht kennt und die Geldheirat verachtet, so haßt er die Schablonenehe ohne geistige Gemeinschaft. Das Weib soll für einen geistigen Lebensinhalt kämpfen, nicht um die Ehe abzuschaffen, sondern um sie zu veredeln. Es soll durch die ernste Berührung mit den besten Gütern der Kultur in sich eine freie Persönlichkeit herausbilden, für welche die Ehe in demselben Sinne Vollendung ist, in welchem sie es auch für den Mann sein soll. Das Leben des Mädchens, das nicht heiratet, ist dann aber ebensowenig überflüssig und inhaltsleer, wie das des Junggesellen, kein Mädchen ist daher zur Ehe mit dem ersten besten gedrängt; die

Ehe wird dadurch geistig und sittlich vertieft, und mit ihr hebt sich das Niveau des Hauses, der Erziehung, der Gesellschaft. Bricht aber der Mädchenunterricht ab, solange das Schullernen nur ein elementares Kenntnissesammeln ist, wie es vor dem sechzehnten Jahre unvermeidlich, so bleibt davon nichts Tieferes zurück, und in den Jahren, in denen der Geist durch reine Erhebung vom anderen Geschlecht abgelenkt werden sollte, wird gerade dieses zum Zentrum des inneren Lebens: die Frau verflacht und wird zum Spielzeug oder zur häuslichen Arbeiterin, ohne Fähigkeit und, was noch schlimmer, ohne Neigung zur Anteilnahme an den ernsten Aufgaben der Zeit. Gerade sie aber ist umsomehr dazu berufen, im Dienst der mitlebenden und der nachwachsenden Generation zur Trägerin und Hüterin der Ideale zu werden, als ihr der rauhe Männerkampf ums Dasein erspart ist.

Würde ich einen vorurteilsfreien Amerikaner um seine Ansicht über die deutsche Frauenfrage ersuchen, so würde seine Antwort daher etwa folgendermaßen lauten: „Gewiß ist es eine wichtige Sorge, wie die unbemittelten Töchter eurer besseren Stände, wenn sie nicht heiraten, sich den Unterhalt erwerben können; vermutlich wird man sie auf die Dauer deshalb nicht von dem eigentlichen Berufsstudium der Universitäten und dem Staatsexamen ganz fernhalten können. Und wichtig ist auch der Wunsch, für einzelne Ausnahmen von ungewöhnlichem Talent für die wissenschaftliche Forschung die Bahn zu den höchsten Zielen zu eröffnen; auch da wird gewiß bei euch manches besser werden müssen. Unendlich wichtiger aber als die Versorgungs- und die Geniefrage ist für euer ganzes Volk die allgemeine Hebung des weiblichen Bildungsniveaus in euren gebildeten Ständen. Gerade diejenigen Mädchen, welche es „nicht nötig haben“, sollten mindestens bis zum zweiundzwanzigsten Jahr ohne Überbürdung in strammer geistiger Zucht bleiben und so eine Vertiefung gewinnen, welche fürs Leben dauert. Bloße Kopien der Knabengymnasien genügen dafür nicht; sie wollen ja nur Vorstufen zum Berufsstudium sein. Gründet in Heidelberg, Bonn oder Jena, oder in der Nähe der großen Städte ein deutsches Bryn Mawr, ein deutsches Wellesley, ein deutsches Radcliffe; Frauenhochschulen, die auf kein Staats-

examen, sondern auf einen geistigen Lebensinhalt hinarbeiten mit steter Anpassung an die seelisch-körperliche Organisation des Weibes. Dann werden schon langsam von dort aus sich neue Wege zu den Erwerbsquellen finden, und spezifisch weibliche Universitäten sich entwickeln. Vor allem aber werden dann auch eure deutschen Männer langsam einsehen lernen, daß ihr Heim nichts an Gemüt, ihre Kinderstube nichts an sittlichem Wert, ihre Geselligkeit nichts an Reiz und Anmut einbüßt, wenn die Frau in ihren Mußestunden gern zum griechischen Plato und Sophokles greift oder die wissenschaftlichen Zeitschriften eines bestimmten Faches verfolgt. Manch unwürdige Ehe wäre dann unmöglich, manche Dutzendehe wäre dann verinnerlicht, zahllose leere Existenzen würden Sinn gewinnen, unsägliche Enttäuschung und Unsittlichkeit wäre verhütet, das ganze Niveau der Erziehung und der sozialen Frauenstellung würde gehoben, und das würde segensreich zurückwirken auf das gesamte öffentliche Leben. Die wirklich gebildete Frau muß auch bei euch über die gelehrte Frau so gut wie über die viertelgebildete Frau siegen; solange dieses Mittelding euch fehlt, werden die Gegensätze der Frauenfrage sich nur stetig verschärfen."

Und wer ein paar Jahre etwa in Boston gelebt und die Frauen im Haus, in der Gesellschaft, im öffentlichen Leben dort beobachtet hat, der wird doch vielleicht lange schwanken, ob er solcher Amerikaneransicht mit gutem Gewissen widersprechen darf.

XVII.

Fichte und die Deutsch-Amerikaner.*)

Die Deutschen Amerikas haben niemals versäumt, die großen Erinnerungstage deutscher Geistesgeschichte in Treue und Begeisterung zu feiern. Sie wurden zu erhebendem Anlaß, in ernster Selbstbesinnung sich klar zu werden, was die Deutschen der Neuen Welt mit der alten Heimat verbindet und was ihre gemeinsame Aufgabe und Pflicht in der neuen Heimat sein soll. Noch ist lebendig in uns allen die Weihestunde der Schillerfeier. Und schon lenkt eine andere Jahrhundert-Erinnerung den Blick aufs neue zu den Höhetagen deutschen Geisteslebens. Nicht an das Schaffen der großen Dichter gemahnt sie uns diesesmal, sondern an eine Denkertat — an eine Denkertat, die nicht vergessen werden darf, solange es Deutsche auf Erden gibt: im Spätherbst des Jahres 1807 begann Johann Gottlieb Fichte seine „Reden an die deutsche Nation".

Das Deutsche Reich war 1806 zusammengestürzt, Napoleons Fremdherrschaft zertrat die deutschen Hoffnungen im ganzen Lande, der französelnde Rheinbund bekundete die Ohnmacht des deutschen Gedankens, der Friede von Tilsit zerstörte das letzte Bollwerk deutscher Kraft. Die preußischen Heere waren vernichtet, die Festungen verloren, in der Hauptstadt Berlin verhöhnte französische Herrschaft die Schmach der Besiegten: nirgends ein Punkt, von dem aus neue Kraft zu sammeln. In dieser Stunde tiefster Scham, da das Schwert der Krieger versagte, da wurde der Geist lebendig. Der Glaube an den heiligen Wert des Deutschtums fand das begeisternde Wort, das weiter wirken sollte, bis sechs Jahre später die Befreiungskriege gekämpft und sechs Jahrzehnte später das neue Deutsche Reich ruhmvoll ersiegt ward.

---

*) Veröffentlicht in »Der deutsche Vorkämpfer«. New York 1907.

Im Akademiegebäude zu Berlin hat Fichte den Winter von 1807 bis 1808 hindurch vor Gebildeten aller Stände seine flammenden Reden gehalten. „Schwerter und Blitze" wollte er reden. Und nicht gefahrlos war die Tat. Kurz zuvor erst hatte Napoleon einen Buchhändler erschießen lassen, der eine franzosenunfreundliche Schrift verbreitete. Fichte wußte wohl, daß er Wahrheiten aussprechen würde, „die vor den Gerichten des Feindes des Todes schuldig sind". Aber die Furcht vor der Gefahr konnte seinen sittlichen Mut nicht schrecken. „Nur über den Tod hinweg, mit einem Willen, den nichts, auch der Tod nicht, beugt und abschreckt, taugt der Mensch etwas." In diesem Geiste trotzte er den Verächtern des Vaterlandes.

Aber der Mut allein hätte nicht zu bleibender Wirkung geführt; eine große Neugestaltung kann niemals aus Alltagsgedanken hervorgehen, auch wenn sie mit Mut und Begeisterung vorgetragen sind. Dauernde Wirkung erzielen nur wirklich neue Gedanken, die aus dem tiefsten Grunde sich emporarbeiten. So ist es denn kein Zufall, daß das entscheidende Wort in der Stunde der Not von den Lippen eines Mannes kam, der in der stillen Gelehrtenstube zu den letzten Fragen des Menschengeistes vorgedrungen. Fichtes „Wissenschaftslehre" steht neben Kants Vernunftkritik als das gewaltigste Weltanschauungswerk da, das zweitausend Jahre deutscher Geschichte hervorgebracht. Nur aus solcher Tiefe des Gedankens sind der Menschheit allezeit die wahrhaft befreienden Ideen erstanden; im letzten Grunde war es doch stets die stille Denkarbeit der großen Philosophen, die schließlich alle Umwälzungen in der Kulturgeschichte eingeleitet.

Für Fichte konnte darüber kein Zweifel sein, daß die Neuerstehung Deutschlands nicht von äußerlichen Glückszufällen erhofft werden durfte, sondern durchaus von einer innern Umgestaltung des Volkes abhängig war. Eine Neugeburt des deutschen Geistes muß einsetzen. Die Deutschen müssen sich klar werden, was ihre besondere Aufgabe in der Welt sei und wie sie sich scheiden von allen anderen Nationen. Ist aber erst der wahre deutsche Geist erkannt, dann muß er zum Mittelpunkt des nationalen Daseins werden. Dazu aber bedarf es

einer durchaus neuen nationalen Erziehung, welche die gesamte Jugend mit deutschem Geiste durchdringt. So kommt es denn, daß die treibende Kraft der Reden an die deutsche Nation in der Frage liegt, was es bedeute, ein Deutscher zu sein, welche Mittel dem Deutschtum dienen, welche Pflichten das Deutschtum in sich trägt, welche Rechte das Deutschtum beanspruchen soll.

Nirgends aber kann alles das heute nach hundert Jahren voller wiederklingen, als in der Seele des Deutschen in der Neuen Welt. Auch er sieht mit offenen Augen, wie fremde Sprache und fremder Geist sein Deutschtum bedrohen und untergraben und auch er fragt sich unwillkürlich, ob denn der Deutsche eigentlich eine besondere Aufgabe in der Welt besitze, die er festhalten soll inmitten des andern Lebens, das ihn umgibt. Gewiß ist die Lage im wesentlichen unvergleichbar: kein napoleonischer Tyrann bedroht den Deutschen hier, der Fremde ist nicht in seine Gehege eingebrochen, sondern mit frohem Hoffen hat er selbst den Fremden aufgesucht, um mit ihm mitzuarbeiten im Aufbau einer neuen wunderreichen Welt. Und der Fremde ist kein stammesfremder Franzose, sondern der nahverwandte Angelsachse, der ihn so viel des Trefflichen lehren kann. Und dennoch bleibt es dabei, daß er nur mit Wehmut und Zagen das Deutschtum, das Millionen über den Ozean trugen, in der täglichen Reibung zerkrümeln sieht und daß er immer wieder fragend ausblickt, ob nicht inmitten des neuen Lebens der Geist der alten Heimat erhalten bleiben kann. In diesem Sinne sind die Reden an die deutsche Nation für uns geschrieben.

Für uns ist es geschrieben, wenn Fichte sagt: „Der Mensch wird leicht unter jedem Himmelsstriche einheimisch, und die Volkseigentümlichkeit, weit entfernt durch den Wohnort sehr verändert zu werden, beherrscht vielmehr diesen und verändert ihn nach sich ... Nur darauf kommt es an, daß diese Sprache ohne Unterbrechung fortgesprochen werde, indem weit mehr die Menschen von der Sprache gebildet werden, denn die Sprache von den Menschen." Für jede fremde angeeignete Sprache gilt es ja, daß „obwohl eine solche Sprache durch den Wind des

Lebens bewegt werden und so den Schein eines Lebens von sich geben mag, so hat sie doch tiefer einen toten Bestandteil und ist, durch den Eintritt des neuen Anschauungskreises und die Abbrechung des alten, abgeschnitten von der lebendigen Wurzel." Und wieder scheint es für die Deutschen in Amerika geschrieben, die an der Erschließung des Landes tapfer mitgewirkt: „Unter den besonderen Mitteln, den deutschen Geist wieder zu heben, würde es ein sehr kräftiges sein, wenn wir eine begeisternde Geschichte der Deutschen aus diesem Zeitraum hätten, die da Volksbuch würde, so lange, bis wir selbst wiederum etwas des Aufzeichnens Wertes hervorbrächten." Und wieder spricht Fichte von uns: „Das, was eigentlich in die Verworrenheit über unsere Lage uns stürzte, war die süße Selbstzufriedenheit mit uns. Es war bisher gegangen und ging ebenso fort; wer uns zum Nachdenken aufforderte, dem zeigten wir triumphierend unser Dasein und Fortbestehen, das sich ohne alles unser Nachdenken ergab. Es ging aber nur darum, weil wir nicht auf die Probe gestellt wurden."

Um aber über dieses gleichgültige Zufallsfortbestehen wahrhaft hinauszukommen, tut auch uns heute eines vor allem not: es gilt im tiefsten zu begreifen, was der Sinn des Deutschtums sein soll. Denn das wird doch nun wohl auf allen Seiten deutlich erkannt, daß dieses krafterfüllte Volk unter dem Sternenbanner nicht etwa ein Volk von Engländern sein darf, in dem das Nichtengländertum spurlos aufgehen muß, sondern daß die tüchtigsten Nationen der Alten Welt hier zu neuer einheitlicher Verschmelzung gelangt sind und daß jeder Volksstamm nur dann der neuen Heimat würdig ist, wenn er unablässig sein Eigenstes, sein Bestes, sein Ursprünglichstes zum neuen Gemeinwesen beiträgt. Nur dann dient der Deutsche dem neuen Vaterlande, wenn er das edelste Deutschtum in dieser Neuweltbildung zur Geltung bringt. Das deutsche Lied und der Weihnachtsbaum sind dafür wahrlich nicht genug. Für uns hat Fichte es ein für allemal gesagt, was es bedeute, ein Deutscher zu heißen.

Die Lebensauffassung und Weltanschauung trennt den Deutschen von allen anderen Nationen und adelt seine Geschichte. Um zu dem Quellpunkt zu weisen: alle anderen

glauben, daß die tiefste Grundlage der Wirklichkeit ein bestehendes Sein ist, der Deutsche ist überzeugt, daß das tiefste Wesen ein Wollen ist. Wenn die Welt ein Sein ist, so ist dieses ganze Weltgetriebe nichts als ein unendliches Spiel von Ursachen und Wirkungen, wir selbst sind dann unfrei und das Leben hat keinen anderen Wert, als die Lust, die uns zufällt; nach Lust jagen und Schmerz vermeiden, ist dann die einzige Aufgabe, die für den Menschen Sinn hat. Wenn die Welt dagegen ein ewiges Wollen ist, so liegt der Sinn alles Menschenlebens vielmehr darin, ohne Rücksicht auf die eigne Person und somit ohne Rücksicht auf Lust und Schmerz, nach den ewig gültigen Willenszielen zu streben. Nur die reinen Werte, die vom Gefallen des einzelnen unabhängig sind, nur die schlechthin gültigen Ideale werden dann zum Lebensinhalt des einzelnen und der Gemeinschaft. Auch die anderen mögen um Wissenschaft und Kunst, um Sittlichkeit und Fortschritt sich bemühen, aber sie suchen das Wissen, damit es Nutzen bringt, und die Kunst, damit sie gefällig unterhalte, die Sittlichkeit, damit sie das Wohlbehagen der Menschen verbreite, und den Fortschritt, damit er dem Vorteil dient. Der wahre Geist des Deutschtums aber will, daß das Wahre und Schöne und Gute erstrebt wird um seiner selbst willen; nicht weil es Nutzen schafft, sondern weil es an sich ewig wertvoll ist; nicht weil es Lust bringt, sondern weil die Pflicht es gebeut, am Aufbau einer Welt der Werte mitzuschaffen oder, wie Fichte sagt: „Ewig Dauerndes zu verflössen in sein irdisches Tagewerk."

In diesem Sinne sagt Fichte von den Deutschen, im Gegensatz zu allen anderen Völkern, nur bei ihnen „greift die Geistesbildung ein ins Leben; beim Gegenteile geht geistige Bildung und Leben jedes seinen Gang für sich fort". Den Deutschen ist es „mit aller Geistesbildung rechter eigentlicher Ernst", den andern vielmehr „ein genialisches Spiel, mit dem sie nichts weiter wollen. Die letzteren haben Geist; die ersteren haben zum Geist auch noch Gemüt. Die ersteren haben redlichen Fleiß und Ernst in allen Dingen und sind mühsam, dagegen die letzteren sich im Geleite ihrer glücklichen Natur gehen lassen". So wird „der deutsche Geist neue Schachten eröffnen und Licht und Tag ein-

führen in ihre Abgründe und Felsmassen von Gedanken schleudern, aus denen die zukünftigen Zeitalter sich Wohnungen erbauen". „Der eigentliche Unterscheidungsgrund liegt darin, ob man an ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unseres Geschlechtes glaube oder ob man an alles dieses nicht glaube." „Wer in der Tat nicht mehr ist als ein Glied in der Kette der Erscheinungen, der kann wohl einen Augenblick sich frei wähnen, aber seinem strengeren Denken hält dieser Wahn nicht stand; wie er aber sich selbst findet, eben also denkt er notwendig sein ganzes Geschlecht. Wessen Leben dagegen ergriffen ist von dem Wahrhaftigen, der ist frei und glaubt an Freiheit in sich und anderen." „Aber die Wurzel aller Sittlichkeit ist die Selbstbeherrschung, die Selbstüberwindung, die Unterordnung seiner selbstsüchtigen Triebe unter den Begriff des Ganzen."

Auch das Leben, das uns hier umgibt, ist auf Lust und Nutzen gerichtet; der größtmöglichste Genuß der größtmöglichen Masse scheint das triviale Nützlichkeitsziel des ganzen Gemeinschaftslebens: da soll sich der deutsche Idealismus erheben und immer wieder durch seine Tat den Glauben daran beweisen, daß unser Leben nicht um des Genusses, sondern um der Pflicht willen uns gegeben ist. Für uns hat Fichte es seinen zagenden Hörern zugerufen: „Wir müssen eben zur Stelle werden, was wir ohnedies sein sollten, Deutsche. Wir sollen unsern Geist nicht unterwerfen; so müssen wir eben vor allen Dingen einen Geist uns anschaffen, und einen festen und gewissen Geist; wir müssen ernst werden in allen Dingen, und nicht fortfahren, bloß leichtsinnigerweise und nur zum Scherze dazu sein; wir müssen uns haltbare und unerschütterliche Grundsätze bilden, die allem unserem übrigen Denken und unserem Handeln zur festen Richtschnur dienen. Leben und Denken muß bei uns aus einem Stücke sein und ein sich durchdringendes und gediegenes Ganzes; wir müssen in beiden der Natur und der Wahrheit gemäß werden und die fremden Kunststücke von uns werfen; wir müssen, um es mit einem Worte zu sagen, uns Charakter anschaffen; denn Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend."

Die Jahrhundertfeier der Fichteschen Reden an die deutsche Nation wird nicht, wie der Schillertag, mit Straßenparaden und Festchören gefeiert werden. Aber wahrlich spurlos sollte sie nicht vorübergehen. Sie sollte nicht vorübergehen, ohne daß die Deutschen der Neuen Welt diesen Geist des Fichteschen Deutschtums in sich vertieften, um sich ihrer unerschöpflichen Aufgabe lebendiger bewußt zu werden — „denn Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend".

XVIII.

Die Prinzenreise.*)

Nach der Heimkehr des Prinzen Heinrich beginnt sich nun langsam das Wesentliche dieser Fahrt von dem vielen Unwesentlichen abzuheben. So kurz auch die Reise bemessen, es war ja unvermeidlich, daß sich viel Gleichgültiges, Triviales und Aufgebauschtes an den Gast des übergastfreundlichen Landes herandrängte — doch alles das wird schnell vergessen sein. Zum Unwesentlichen gehörte auch manches Erfreuliche; daß der Prinz die Schlachtfelder im Süden, den Niagara im Norden sah, das mag ihm persönlich in schöner Erinnerung bleiben, aber zu dem, was der Reise Charakter gab, gehörte es nicht. Der Prinz kam nicht als Globetrotter, der mit Touristenneugier Reiseunterhaltung sucht, sondern als Vertreter des Kaisers und des deutschen Volkes und deshalb begierig, nicht an seine persönliche Zerstreuung zu denken, sondern mit eigenen Augen und Ohren die Wesenszüge des amerikanischen Volkes kennen zu lernen, wohl bewußt, welche gefährliche Unkenntnis des Amerikanertums auch in den besten Kreisen Deutschlands noch vorherrscht. Unter diesem Gesichtspunkt galt es, den Gast dorthin zu führen, wo die entscheidenden Merkmale des Volkes zum prägnantesten Ausdruck kommen.

Wer die Seele des amerikanischen Volkes kennt, der weiß, daß da drei Motive im Vordergrund stehen: der Geist der Selbstbestimmung, der Geist der Selbstbetätigung und der Geist der Selbstvervollkommnung, drei verschiedene Ausdrucksformen der gleichen individualistischen Lebensauffassung. Ein Volk, in dem jeder einzige im weitesten Maß es als Pflicht fühlt und deshalb das Recht hat, sein politisches Schicksal selbst zu entscheiden — ein Volk, in dem jeder einzige es als Pflicht

*) Veröffentlicht in der »Woche«. 1902.

fühlt und deshalb durch keine Vorurteile und Vorrechte daran gehindert werden darf, sich nur durch die Betätigung seiner eigenen Kräfte vor den andern hervorzuheben — ein Volk, in dem jeder einzige es als Pflicht fühlt und deshalb die äußere Möglichkeit haben muß, seine Persönlichkeit zur höchsten Entfaltung seiner Kräfte heranzubilden — kurz, ein Volk, das frei ist, aber in dem jeder die Rechte des andern ehrt, das gedeiht, aber in dem jeder seinen Erfolg sich selbst verdankt, das nach den höchsten Zielen strebt, aber jeden einzigen gleichermaßen ermutigt, das Höchste zu erreichen: das ist das individualistische Ideal, dem die Nation unter dem Sternenbanner entgegenstrebt. Europa glaubte noch bis vor kurzem naiv an die populäre Karikatur dieser Volksseele. Für den Drang nach politischer Gleichheit und Freiheit wurde in dem üblichen Zerrbild ein Geist der Zuchtlosigkeit und Bestechlichkeit substituiert; die Zeitungen beurteilten die Politik nach der Mißwirtschaft irischer Stadtpolitiker — und doch ist für den Amerikaner der Geist der Selbstbestimmung in erster Linie ein Geist der Selbstzucht; wer wirklich an Selbstbestimmung glaubt, setzt sich mit sich selbst in Widerspruch, wenn er in die Rechte des Nachbars eingreift. Die juristisch-politische Selbstzucht des alten Römertums gegenüber dem Griechentum Europas ist da aufs neue erschienen. Und für den Drang nach Selbstbetätigung setzte der harmlose Durchschnittseuropäer die Sehnsucht nach dem Dollar. Man sah nicht, daß hier das Gold nicht um der Genüsse willen, sondern als Maßstab der erfolgreichen Betätigung gesucht wurde, und daß ein solcher Maßstab in einem Land, das keinen Adel, keine Orden, keine Titel anerkennt, notwendig größere Bedeutung gewinnen muß. Man übersah, daß alle die in Europa nicht unbeliebten Formen des Gelderwerbs, bei denen das Moment der Selbstbetätigung fehlt, wie die Mitgift oder die Lotterie, hier verachtet werden, und daß gerade das wirtschaftliche Leben hier ein Maß von Vertrauen und Ehrlichkeit betätigt, das den Fremden immer aufs neue verblüfft. Man sah immer nur die Äußerlichkeiten, bis plötzlich die „amerikanische Gefahr" da war und man langsam zu begreifen begann, daß solche Erfolge denn

doch nicht möglich gewesen wären, wenn nicht sittlich wertvollere Motive als bloße Habsucht dahinter gestanden hätten.

Und die gleiche Überraschung, mit der das unvorbereitete Europa die Riesenentfaltung amerikanischer Politik und Wirtschaft erlebte, wird sich unerwartet schnell auch auf dem Gebiet des Geisteslebens einstellen. Da ist die Karikatur ja am schlimmsten, die europäische Unkenntnis der amerikanischen Volksseele am bedauerlichsten. Der Geist der individualistischen Selbstvervollkommnung bringt es ja notwendig mit sich, daß die Hebung des geistigen Niveaus für die Allgemeinheit zunächst wichtiger erscheint als die Züchtung vereinzelter Maximalleistungen; die stärksten Energien der Nation müssen sich daher zunächst in den Dienst der Aufgabe stellen, Bildung und Interesse in die weitesten Kreise zu tragen, statt alle Kraft auf kleine Gruppen zu konzentrieren. Die Intensität des geistigen Lebens in den Millionen beachtete man nicht; man bemerkte nur die Seltenheit der Einzelleistungen von Weltbedeutung und schloß daraus auf geistige Unfähigkeit und Interesselosigkeit. So wie der Amerikaner politisch korrupt und wirtschaftlich habgierig sein sollte, so sollte er in Kunst und Wissenschaft als Barbar gelten. Der Durchschnittsdeutsche hat ja auch heute noch kaum eine Ahnung davon, daß sich auf geistigem Gebiet hier vielleicht noch größere Wandlungen vollzogen als auf kommerziellem und politischem. Und auch da handelt es sich nicht etwa um bloße Nachahmung, sondern um eigene Aufgaben mit eigenen Lösungsmethoden. So wie die industrielle Entwicklung hier ganz andere Wege ging als in Deutschland, hier ihre Erfolge durch arbeitsparende Maschinen erreichte, während Deutschland durch billige Arbeitskräfte im Vorteil war, so hat auch der geistige Fortschritt hier seine eigenen Wege gesucht. Das Bibliothekwesen, dem nichts Ähnliches drüben an die Seite zu setzen ist, der überall freie Schulunterricht, die in der Kulturgeschichte einzig dastehenden Schenkungen für Kunst und Wissenschaft, die Luxussucht der reichen Kreise, die Prämien der Technik und Industrie, die vollberechtigte Anteilnahme der Frau, die Masse der stetig wachsenden Kreise, die in der zweiten und dritten Generation

wirtschaftlich unabhängig sind, und viele andere Umstände haben sich vereinigt, um Bedingungen zu schaffen, unter denen Kunst und Wissenschaft sich heute schneller hier entwickeln als selbst die Stahlindustrie.

Jene drei Grundtriebe führen zur gleichen, individualistischen Lebensanschauung, aber sie haben sich historisch unter ungleichen Einflüssen entwickelt. Der Geist der Selbstbestimmung, der in der Verfassung der Vereinigten Staaten seinen klassischen Ausdruck findet, stammt aus dem ursprünglichen Kolonialcharakter des Volkes; durch weite Meere vom Mutterland getrennt, ohne bindende Traditionen, ohne beherrschende Symbole, auf eigenes Urteil und eigene Kraft angewiesen, mußten die amerikanischen Kolonisten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts die Prinzipien der Selbstbestimmung so allentscheidend werden lassen, daß sie allein zum idealen Kraftzentrum ihres Staatswesens werden konnten. Der Drang nach Selbstbetätigung dagegen stammt aus der langen Periode des Kampfes. Es galt, das ungeheure Land zu eröffnen, Prärien und Ströme, Gebirge und Urwald zu überwinden. Dieser Kampf hat heute, seit der Erschließung des Westens, seine Schärfe verloren, und immer mehr mischt sich daher in den herben Geist der Selbstbetätigung der weichere des Behagens und der gemütlichen Freude am Leben; aber die beherrschenden Züge des wirtschaftlichen Empfindens sind doch wohl für immer aus jener Kampfzeit in die Amerikanernatur übergegangen. Damals lernte der Amerikaner auch, was der Deutsche erst langsam jetzt nachzulernen anfängt: den Glauben an den kulturschöpferischen Wert des wirtschaftlichen Lebens. Ein Volk, das im Wirtschaftsleben nur ein notwendiges Übel sieht und Kulturwerte nur in den Gebieten von Wissenschaft und Kunst, von Heer und Verwaltung, von Recht und Religion sucht, wird niemals erstklassiges Menschenmaterial für seine Wirtschaft gewinnen können und dadurch notwendig im Nachteil sein gegen ein Volk, das seine glänzendsten Kräfte in den Dienst der Wirtschaft einstellt. Der Geist der Selbstvervollkommnung schließlich hatte seine lebendigste, historische Quelle im Puritanertum Neuenglands, von dem aus seit Hunderten von Jahren die

stärksten sittlichen Impulse ins Land gedrungen sind und heute noch dringen.

Es ist naturgemäß, daß diese verschiedenen Antriebe sich auch räumlich sondern und verschiedene Gegenden in verschiedener Weise beherrschen. Ward der Drang nach Selbstbestimmung das Energiezentrum der unter Washington geschaffenen Verfassung, so mußte jener Drang seinen deutlichsten Ausdruck in der Stadt finden, die, nach Washington genannt, der Ausführung der Verfassung allein gewidmet wurde. Der Drang nach Selbstbetätigung andrerseits mußte sich da am ausdrucksreichsten zeigen, wo Natur und Geschichte das wirtschaftliche Eingangstor für den Kontinent schufen: an der Mündung des Hudson, in New York. Und der Drang nach Selbstvervollkommnung schließlich hat sein historisches Zentrum dort, wo 1636, zunächst als Hochschule für puritanische Geistliche, das Harvard-Kolleg gegründet wurde, in Boston. Ja, wer je mit geschichtlichem Bewußtsein die Stufen zum Kapitol in Washington hinaufgeschritten ist, dann in New York am unteren Broadway die zwanzigstöckigen Geschäftshäuser besucht hat und schließlich in Bostons Gartenvorstadt Cambridge durch die Hallen der Harvard-Universität gewandert ist, der hat dort, wie an keinen andern Stellen im Land, jenen dreifachen Geist verspürt, der das eigenartige Volk geformt und erhoben hat.

Zu diesen drei Kulturzentren, dem politischen, dem wirtschaftlichen und dem geistigen, mußte Prinz Heinrich sich deshalb wenden, wenn er, und durch ihn das deutsche Volk, wirklich das Wesen des Landes kennen lernen wollte. Alle seine andern Besuche mußten unwesentlich bleiben neben denen in Washington, New York und Boston, und jene Stunden, die er unter den Senatoren dort, unter den Industriellen da und unter den Professoren hier verbracht, müssen als die charakteristischsten Teile der Reise gelten.

Freilich mag es scheinen, als sei ein wichtiger Zug der amerikanischen Volksseele hier ausgeschaltet; neben dem politischen, wirtschaftlichen und geistigen Leben darf das soziale nicht vergessen werden, und auch hier scheint sich alles von einem Punkt übersehen zu lassen. Es würde nämlich weit-

verbreiteter Anschauung huldigen, wenn wir im Sinn des Vorangehenden fortfahren wollten, daß es der historisch angestammte Geist der sozialen Selbstbehauptung sei, der die amerikanische Demokratie beherrscht. Der Prinz hat diesen Geist nicht zu sehen bekommen; nicht weil man die demokratischen Formen vor einem Prinzen verstecken wollte. Im Gegenteil, oft genug haben sich die äußerlichen Unmanieren der Gleichtuerei taktlos aufgedrängt; den Geist der sozialen Gleichheit hat der Prinz deshalb nicht gesehen, weil er im Grunde nicht existiert. Schon vom Beginn der historischen Entwicklung haben sich aristokratische Fäden in das Gewebe der demokratischen Gesellschaft hier eingefügt, und heute sind die Tendenzen zur sozialen Differenzierung so sehr mit den entgegengerichteten vermischt, daß von einer Ausprägung des sozialen Gleichheitsgedankens nur in Äußerlichkeiten, nicht im wesentlichen die Rede sein kann. Der Prinz war eigentlich der demokratischste in den Kreisen, in denen er sich hier bewegte; alle die, die ihn umgaben, bemühten sich, vor allem zu zeigen, daß sie mehr als ihre Nachbarn sind.

Aber eins, das der Prinz sehen mußte und reichlich sah, muß in der Tat zu den wesentlichen Eindrücken der Reise hinzugefügt werden: er sah das Deutschtum des Landes, und gerade unter diesem Gesichtspunkt war auch die Rundfahrt nach den westlichen Städten eine nötige Zutat. Bisher hat Deutschland von den Millionen Amerikanern deutscher Abstammung wenig Notiz genommen; die meisten wußten, daß Carl Schurz vorhanden war, aber wären schon bei der Frage nach einem zweiten Namen in Verlegenheit gekommen; nicht wenigen bedeutete der Deutsche in Amerika im allgemeinen einen mißratenen Sohn, der rechtzeitig den Ozean zwischen sich und die Polizei gelegt hat. Deutschland hat durch die Augen des Prinzen jetzt gesehen, daß das Deutschtum in Amerika blühend gedeiht, daß es eine wichtige Rolle im Verkehr der beiden Länder spielt, daß es nicht wenige Männer von Einfluß und Ansehen in seiner Mitte findet, und daß es in der neuen Heimat stets Pflichtgefühl und Ehrenhaftigkeit, Fleiß und Gründlichkeit zur Geltung brachte. Überschätzen wird man

es auch in Zukunft nicht; daß es zu leicht die Muttersprache abstreift, daß es zu wenig höheren geistigen Idealen nachstrebt, daß es zu bereit ist, den Amerikanern gerade die Fehler nachzuahmen, daß es sich zu wenig um öffentliche Angelegenheiten kümmert — das sind ja Eindrücke, die vielleicht gerade in diesen Tagen bestärkt wurden; aber der Deutsche daheim wird doch wenigstens anfangen, über diese Millionen nachzudenken, die eine Unsumme körperlicher und sittlicher Kräfte repräsentieren.

Aber der Prinz kam nicht nur, um Amerika kennen zu lernen: die Amerikaner sollten durch ihn Deutschland kennen lernen. Wie sah es denn bisher damit aus? Das Interesse der Amerikaner an Deutschland hat sich in den letzten Jahrzehnten verschoben. Einstmals war es das Land der Dichter und Denker und gleichzeitig das Land, das die brauchbarsten Einwanderer schickte; jetzt ist es das Land, das als wirtschaftlicher Konkurrent und als politischer Rivale in den Zeitungen dasteht. Die Einwandererfrage ist in der Tat ganz zurückgetreten, seit die deutschen Emigranten so gering an Zahl im Vergleich mit den ost- und südeuropäischen Ankömmlingen geworden sind. Und die Liebe für die Denker und Dichter wurde immer platonischer. Man weiß, daß heute ein Kant, ein Goethe, ein Beethoven nicht zur Stelle ist, und sucht vergeblich selbst nach einem Helmholtz oder Wagner. Gewiß ist die Zahl der amerikanischen Studenten, die heute die deutschen Universitäten besuchen, viel größer als vor vierzig Jahren, aber Deutschland ist für sie nicht mehr der eine Schulmeister in der Welt; der Amerikaner weiß, daß er inzwischen das alles selbst gelernt hat. Vor allem der Weg von Weimar nach Varzin ist den meisten Amerikanern schwer geworden; das Deutschland Bismarcks war ihnen weniger persönlich sympathisch als das Deutschland Goethes, und noch bis gestern galt es als Dogma, daß der starre, kalte, unsympathische Soldatengeist herrisch die guten Geister Deutschlands verscheucht halte. Das Interesse galt deshalb ganz der Wirtschaft und der Politik, und auf beiden Gebieten herrschte düsteres Mißtrauen. Zollfragen und Kolonialfragen, kleinliche Streitigkeiten und Schwierigkeiten, Ver-

dächtigungen und Befürchtungen erfüllten die Gemüter. Deutschland kreuzte Amerikas Wege auf dem Weltmarkt und der Weltpolitik.

Und das ist nun anders geworden. Mögen auch äußerlich zunächst noch kleine Reaktionen eintreten: wer das innere Leben und die Stimmung Amerikas kennt, der weiß, daß nach Prinz Heinrichs Fahrt die Freundschaft zwischen beiden Ländern lange Zeit hindurch ungetrübt bleiben wird. In den äußeren Verhältnissen hat sich ja nichts geändert — wie konnte dann alles solch anderes Gesicht annehmen? Der einfache Grund liegt darin, daß die äußeren Verhältnisse nicht die geringste Nötigung zu irgend einem Zwist enthalten und die elenden Streitigkeiten nur deshalb entstanden waren, weil das Vertrauen fehlte, und das Vertrauen fehlte, weil jenes Gefühl der Antipathie alles verdarb. Nicht Weizenpreise und Kohlenstationen entschieden, sondern Sympathie und Antipathie. Hochherzige Naturen werden nicht Feinde, weil sie nach gleichen Zielen streben. Gelänge es, jene Antipathie zu zerstören, dann müßte notwendig das Vertrauen wiederkehren, und mit der Sympathie wird die Lösung der wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten angebahnt sein. Und alles das geschah schnell, wie wenn die Sonne durch die Wolken bricht.

Prinz Heinrich kam und sah und siegte. Viele Tausende haben seinen warmen, fast herzlichen Worten gelauscht, und Hunderttausende haben ihn gesehen, und überall erwachte ein reines aufrichtiges Zutraun. Wohl hat der Kaiser im ganzen Land ernste Verehrer, aber der Kaiser ist fern: hier kam als sein Vertreter ein Preußenprinz in eigener Person ins Land, edel und doch schlicht, sicher und doch maßvoll, beredt und doch bescheiden, königlich und doch gutmütig. Wenn das preußische Herrscherhaus aus solchen liebenswürdigen Augen spricht, dann hält das Vorurteil von dem unsympathischen Soldatengeist nicht länger stand: und mit der Sympathie kommt das herzliche Vertrauen, und mit dem Vertrauen die frohe Gewißheit, daß sich in Zukunft alle Fragen zwischen den beiden Völkern in Freundschaft werden lösen lassen.

XIX.

Friedrich Wilhelm Holls.*)

Die Geschichte des Deutschtums in Amerika ist farblos und einförmig. Das Deutschtum tat seine Schuldigkeit, ehrbar und schlicht, ohne kühne Hoffnungen und deshalb ohne schwere Enttäuschungen: nur selten kam der Anlaß zu überwältigender Freude oder zu erschütternder Trauer. Um so tiefer muß daher der Schmerz in die Seele greifen, wenn das Deutschtum endlich einmal aus seinem Boden eine stolze sieghafte Persönlichkeit erwachsen sieht, die den Deutschen des Landes wie kein andrer Ehre bringen sollte, und dann ein Blitz herniederzuckt, der plötzlich alles Hoffen vernichtet. Ja, selten hat das Deutschtum Amerikas zu ernsterer Trauer Anlaß gehabt, als in der Stunde, da Friedrich Wilhelm Holls starb. Von den Millionen Deutsch-Amerikanern, die in diesem Lande geboren sind, schien er wie kaum ein andrer berufen, ein Führer zu werden; wer den schnellen Anstieg seiner letzten Jahre sah, der fühlte lebhaft, daß alles nur die Vorbereitung für große reife weitwirkende Taten gewesen: und da erstarrte die Lippe, ehe das erfüllende Wort gesprochen war.

Bei einer so inhaltvollen Persönlichkeit ist jedes Erinnerungswort unzureichend, und deutlich vor allem empfinde ich es, wie viele andre würdiger wären, die Gefühle der Deutschen in dieser Stunde zum Ausdruck zu bringen. Nur eines gibt mir dazu den Mut: die enge treue rückhaltlose Freundschaft, die mich mit dem Verstorbenen während seiner letzten Lebensjahre verbunden hat. Ja, mich durchsonnt die Erinnerung an immer neue glückliche Plauderstunden, wenn wir am Hügelabhang seines prächtigen Gartens saßen, im Frühling in seiner Lieblingslaube unter den blühenden Apfelbäumen, oder im Herbst, wenn

*) Nachruf, gesprochen am 22. Oktober 1903 bei der Erinnerungsfeier in der Columbia-Universität in New York.

die blauen Trauben um uns reiften, und die Blicke über den Hudson hinüber zu den Pallisaden schweiften. Oder wenn er hinüber nach Harvard kam, wo er so gerne unter den alten Ulmen schlenderte und oftmals im Gespräch aus dem Morgen der Abend ward. Aber immer doch war ich mir dessen bewußt, daß er mir nicht nur ein persönlicher Freund war, sondern daß ich in den Zügen des Freundes noch ein andres suchte und fand: das Idealbild des Deutsch-Amerikaners. Als ich vor Jahresfrist ein Buch amerikanischer Eindrücke in die Welt hinaussandte, da trug jeder Band auf der Widmungsseite die Inschrift: Friedrich Wilhelm Holls, dem idealen Typus des Amerikaners von deutscher Abstammung.

Er selber hat es oft deutlich ausgesprochen, was er als Zielpunkt des amerikanischen Deutschtums erfaßte. Eines vor allem: der Deutsche soll mit ganzem Herzen Amerikaner sein. Jede Stunde seines Tagewerks hat diese ernsteste Forderung erfüllt: mit glühendem Patriotismus hat er dem Lande gedient, in dem er geboren wurde, und selbst in jener Feststunde, als die Deutschen den Bruder des Kaisers grüßten, war ein stolzes Amerikabekenntnis sein erstes Wort. Und dennoch war die Zugehörigkeit seiner Eltern zum deutschen Volke für ihn durchaus nicht nur eine sentimentale Erinnerung, sondern eine Quelle freudiger Aufgaben, wertvollster Pflichten. Welches sind diese deutsch-amerikanischen Pflichten?

Nicht einen Staat im Staate sollen die Deutschen schaffen. Wenn die Deutschen sich absondern, so sagte er oft, dann erkennen sie damit auch andren das Recht zu, besondere Gruppen zu bilden, und da die Engländer in der Mehrzahl sind, so würden die Deutschen dadurch in die zweite Reihe zurückgedrängt. Unser Freund wollte es anders. Es gibt nur eine Art Amerikanertum. Es ist so wenig englisch wie es deutsch ist: es ist ein Neues, ein erst täglich zu Schaffendes, das als einheitliche sittliche Aufgabe den Abkömmlingen aller Nationen gestellt ist. Jede Nation soll ihr Bestes beitragen, dieses Volk der Zukunft zu innerer Vollendung zu erheben, aber das Ganze ist dann schließlich gemeinsames Werk, mit gleichem Anrecht für alle, die zur amerikanischen Neukultur beitragen durften.

So kam es, daß er den Schwerpunkt vielleicht weniger als andre auf die Pflege des Deutschen als Umgangssprache legte. Er liebte die Sprache seiner Eltern von Herzen, er sprach sie vollendet, er ehrte sie dadurch, daß er sie rein hielt und nie die widerwärtige Vermischung von Deutsch und Englisch duldete, seine bedeutendsten Reden hat er deutsch gehalten: aber im Grunde wollte er das Deutsche hier als die Sprache der deutschen Dichter und Denker gepflegt wissen, als Kultursprache, nicht als Volkssprache, da er eben nur eine einzige Art des Amerikanertums anerkannte und es aus historischen Gründen feststand, daß Deutsch nicht die Sprache des neuen amerikanischen Volkes sein kann. Wichtigeres als die sprachliche Form sollte das Deutschtum zu der neuen Kultur beitragen: deutsche Gründlichkeit und deutsche Tiefe, deutsches Gemütsleben und deutsche Gewissenhaftigkeit, deutsche Freudigkeit und deutschen Ernst.

Hier setzte sein bestes Wollen ein, und alle Einflüsse des väterlichen Predigerhauses, alle Gaben, die Natur ihm mitgegeben, alle Züge seines Temperaments und Charakters, wirkten harmonisch zusammen, um ihn in diesem Sinne zum Vorbild werden zu lassen. Wer lauschen durfte, wenn er in seinem Heim mit Künstlerhand die Orgel spielte, der wußte, daß alles Tiefe und Ernste der deutschen Volksseele in seinem Gemüte herrlich weiterklang. Immer wieder versenkte er sich in die deutsche Dichtung; deutsche Geschichtsschreibung war seine liebste Lektüre; dem Andenken Hermann Grimms war seine letzte Schrift gewidmet. Und der deutsche Idealismus, der ihn selbst erfüllte, sollte nun die weitesten Kreise durchdringen. Wie ward er zum Rufer im Streit, wenn es galt, für Reinheit und Ehre im politischen Kampfe einzustehen, wenn es galt, das Dauernde über den Vorteil der Stunde zu erheben.

Was ihm nahe trat, ergriff er mit deutscher wissenschaftlicher Gründlichkeit; der Verkehr mit Gelehrten war ihm Lebensbedürfnis; die wissenschaftliche Arbeitsweise trug er in jedes Gebiet, das er berührte. Als ihn der Haager Friedenskongreß zu beschäftigen anfing, wandte er sich sofort den emsigsten Forschungen zu, und bald schrieb er das gründlichste

Werk über die ganze Bewegung. Er sagte oft, daß der schlimmste innere Feind Amerikas die Oberflächlichkeit sei und daß Amerika erst lernen müsse, wie sehr es not tut, ein Problem wirklich zu bemeistern, ehe man es zu lösen versucht. Vor allem aber glaubte er an die vertiefte deutsche Lebensauffassung; nichts Wertvolleres bringt der Deutsche über den Ozean. Er bewunderte die angelsächsischen Tugenden, aber er wußte es, nur der deutsche sittliche Idealismus kann das nationale Leben Amerikas „davor bewahren, von dem Flugsand der Tagespolitik verschüttet zu werden". In tiefbewegten Worten sprach er das aus, als ich ihn zum letzten Male sah, kurze Wochen vor seinem Tode. Er war hinübergekommen, um in Boston und Concord die Erinnerungsfeier zu Emersons hundertstem Geburtstag mitzuerleben. Mit der Begeisterung eines Jünglings schritt er durch die Straßen von Concord, das er mit Weimar verglich, und genoß den Zauber jener Stunden, in denen Emersons Geist lebendig wurde. Immer wieder kam er damals darauf zurück, daß der deutsche Idealismus, der Idealismus Fichtes, der Emerson bewegte, für Amerika wichtiger sei als irgend eine deutsche Erbschaft.

Zu seinem deutschen Lebensernst und seiner deutschen Tiefe gesellte sich aber wie bei wenigen die deutsche Lebensfreude. Seine launige, oft schalkhafte Heiterkeit, sein Behagen an fröhlicher Geselligkeit, sein Glück im Heim, sein Schwelgen in Dichtung und Musik, seine Liebe für die Natur, seine Freude am persönlichen Verkehr mit Männern von historischer Bedeutung, alles einigte sich, damit sein tatenvolles Leben zugleich ein freudenvolles würde, und während sein Dasein in seiner Arbeit weiterwirken wollte wie die Rede des Anwalts, war es zugleich in seiner Lebensfreude jederzeit in sich selbst vollendet wie der Sang des Dichters. Und so in vollster Lebenslust traf ihn der schnelle leidenlose Tod.

Aber die Pflichten des Deutschen in Amerika erfüllen, bedeutete ihm nicht nur, deutsche Ideale in die Volksseele zu senken, sondern zugleich, zwischen dem Vaterlande und dem Lande der Väter Fäden der Freundschaft hinüber und herüber zu knüpfen. Auch da hat kein Deutscher, der unter dem Sternen-

banner geboren, je die Aufgabe tiefer erfaßt und reicher erfüllt. Was er für die freundschaftlichen Beziehungen beider Länder vollbracht, durch das, was er angeregt, und vielleicht noch mehr durch das, was er verhindert, wird erst dann deutlich hervortreten, wenn es nicht mehr Politik ist, wenn es Geschichte geworden ist. Und niemals war seine Politik durch kleinliche Sonderinteressen bestimmt; sein scharfes Auge sah die Welt in historischer Perspektive. Gerade weil Amerika für ihn nicht zufälliges Produkt der Vergangenheit, sondern sittliche Aufgabe der Zukunft war, so wurde die deutsch-amerikanische Freundschaft für ihn nicht nur ein Wunsch der zurückschauenden Pietät, sondern vor allem ein Ziel der vorwärtsschauenden Kulturarbeit. Deshalb war er auch gewiß, daß das ungeschriebene Bündnis zwischen Deutschland und der Neuen Welt sich nicht gegen England kehren dürfe; unermüdlich suchte er zwischen den teutonischen Völkern auszugleichen.

Vielleicht kein amerikanischer Privatmann ist so vielen leitenden Staatsmännern Europas persönlich nahe getreten wie er; gleichviel aber, ob er mit Kaisern und Kanzlern verhandelte oder im schlichten Kreise der Freunde plauderte, auf dem Forum wie am Kamin, er war stets der gleiche Idealist, stets der gleiche Enthusiast, dem die Ehre seiner Nation und der Friede der Welt die weite Seele erfüllt. Das aber wußte er, daß der Friede der Welt am besten gesichert ist, wenn die germanischen Völker ihn schützen, und daß die Ehre der amerikanischen Nation am köstlichsten glänzen wird, wenn das wahre Deutschtum im Lande zu stärkerem Einfluß kommt, denn tief in seinem Herzen glühte still der Glaube, daß von allen Idealen die deutschen doch die reinsten sind. Lasset uns sorgen, daß auf seinem Grabeshügel niemals der deutsche Eichkranz fehlt.



Sachregister.



E. S. Mittler und Sohn, Berlin SW., Kochstraße 68—71.





7 8 9
TLER & SOHN
iigliche
handlung
KOCHSTR.
68 - 71.

